1.

Deutsches Lesebuch

für

die unteren Klassen

der

Latein-, Gewerb-, Präparanden-, Real-

und

höheren Bürger-Schulen.

Mit

einem Anhange, **die Satzlehre** enthaltend

von

Joseph Wollinger.

Regensburg, New-York & Cincinnati.

Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

1867.

Vorwort.

Bei Herausgabe dieses Lesebuches, welches für die unteren Klassen an Mittelschulen bestimmt ist, war ich besonders auf die Auswahl solcher Lesestücke bedacht, welche die Schüler nicht nur über wissenswerthe Dinge unterhaltend und anregend belehren, sondern sie auch an die Gesetze des Denkens und der Sprache gewöhnen.

Wenn bei Auswahl und Anordnung des Lesestoffes nicht ausschließlich auf Bereicherung positiver Kenntnisse Rücksicht genommen wurde, d. h. wenn die Anordnung nicht der Art ist, daß die eine Hälfte Geschichtliches, Geographisches, Statistisches, Physikalisches, Geschäftliches ꝛc. enthält, so hat dies seinen Grund darin, daß an jenen Lehranstalten, für welche dieses Buch hauptsächlich berechnet ist, ohnehin für die einzelnen positiven Fächer besondere Stunden angesetzt sind. Im deutschen Unterrichte soll hier, um nach Bone zu reden, das Positive zurücktreten vor der Bedeutsamkeit der Form, d. h. der geistigen Form. Denn die eigentliche höhere Bildung besteht nicht im Wissen, sondern sie muß formeller Natur sein, damit der Geist schmiegsam und gelenkig, klar und produktiv werde. Und gerade der deutsche Unterricht soll in dieser Hinsicht für den Geist das sein, was für den Körper die gymnastischen Uebungen sind, soll ihn Anstand in allen Aeußerungen, ruhige Haltung sowohl, wie Raschheit und Beweglichkeit lehren; oder: er soll für die Schulbildung das sein, was später Philosophie genannt wird, d. h. er soll in seinem Grundwesen nichts anderes sein, als gerade Philosophie selbst in einer den Schülern zugänglichen Form.

Ueber den Gebrauch des Lesebuches, welches jedenfalls einen Hauptfaktor beim Unterrichte in der deutschen Sprache bilden soll, mich

näher auszusprechen, scheint mir um so weniger nothwendig, als darüber Bone, Wackernagel u. a. bereits Treffliches geschrieben haben.

Als Anhang habe ich die ausführliche Lehre vom einfachen Satze, sowie die Grundbegriffe des zusammengesetzten Satzes beigefügt, bei deren Bearbeitung ich außer meiner eigenen Erfahrung und einigen freundlichen Winken verehrter Herren Collegen die besten Autoren, wie Bauer, Fischer, Mager u. a. benützte.

Auf diese Weise glaube ich, dem Wunsche mehrerer meiner Herren Collegen, welche die Satzlehre in meinem Lehrgange für den deutschen Sprachunterricht ausführlicher behandelt wissen wollten, nach Kräften nachgekommen zu sein. Etwaige Druckfehler wolle jeder Lehrer beim Unterrichte selbst verbessern.

Sollte sich das vorliegende Lesebuch des Beifalls praktischer Schulmänner erfreuen, so werde ich nicht verabsäumen, auch einen zweiten Theil, welcher für die oberen Klassen obengenannter Lehranstalten passende Lesestücke nebst der ausführlichen Lehre vom zusammengesetzten Satze enthalten soll, erscheinen zu lassen.

Möchte ich durch Herausgabe dieses Lesebuches zur Bereicherung der Kenntnisse, zur Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens unserer vaterländischen Jugend einigermassen beigetragen haben, dann wäre meine uneigennützige Bemühung hinreichend belohnt.

München, im Juli 1867.

Joseph Wollinger.

Erste Abtheilung.

Prosaische Lesestücke.

1. Zwei Knaben im Freien.

a. Auf der Wiese.

Ich sah zwei Knaben auf der Wiese. Der größere saß in dem grünen Grase und hatte ein Lamm auf seinem Schoße. Die Wolle des Lammes war weiß und hatte den Glanz des frischen Schnees. Der kleinere Knabe hielt eine abgepflückte Blume in der Hand und sah einem bunten Schmetterlinge nach, welcher in die Luft flog. Der Himmel war heiter, die Sonne klar, und die Luft voll glänzenden Lichtes.

b. Am Bache.

Ich kam in ein enges Wiesenthal. Der Fußpfad führte mich an dem Abhange desjenigen von den beiden einschließenden Bergen hin, welcher mit reichlichem Gebüsche bekleidet war. Der Berg an der anderen Seite hatte ein kahles Ansehen; er war mit braunem Haidekraute bewachsen; nur an einzelnen Stellen erhoben sich Gruppen von jungen Tannen, welche das Auge mit ihrem kräftigen Grün zu befriedigen suchten. Desto heiterer aber grünte die grasreiche Wiesenflur, durch welche ein Bach in vielen Krümmungen hinabeilte. An dem Bache standen manche vereinzelte Weidensträuche. Bei einem derselben schien das Wasser eine Stockung zu haben und bildete eine Art von Vertiefung. Hier saß am Rande ein kleiner Knabe in blauem Kittel und mit einem Strohhut auf dem Kopfe. Mit der linken Hand hatte er einen Zweig des Weidenstrauches gefaßt, und in der rechten hielt er eine Fischangel. Er sah eben nach einem anderen, größeren Knaben hin, der etwas weiter hinunter am Bache selber stand. Dieser trug keine Kopfbedeckung und hatte die Aermel und den unteren Theil des Kittels aufgerollt; mit der linken Hand faßte er das Gras des Ufers und in der rechten hielt er fröhlich einen ziemlich großen Fisch empor, den er mit jubelnden Worten dem erstaunten kleineren Knaben zeigte.

c. Im Walde.

Aus einer dunklen Waldung von hohen Fichten trat ich gegen Abend in einen großen offenen Raum, der von hellgrünem Grase schimmerte. Gegenüber wurde derselbe durch eine wildaufgewachsene Hecke von Dornen, Buchen und Haseln begrenzt, hinter denen sich mächtige Eichbäume erhoben. Der Hecke entlang glänzte ein über-

fließendes Bächlein. Eine tiefe Stille herrschte nach allen Seiten, und das dumpfig leise Rauschen des Fichtenwaldes schien sie noch zu vermehren; vor mir sah ich in den engen, düsteren Eingang, welcher unter die schweigenden Wipfel der Eichen führte. In der Mitte des Pfades, welcher die Waldwiese durchschnitt, blieb ich stehen und betrachtete die große Rothbuche, welche einzeln auf der oberen Hälfte des Grasplatzes stand. Die röthlich schimmernden Zweige waren alle weit ausgestreckt, und die untersten ruheten fast auf dem Boden. Neben dem Baume sah ich zwei Bündel Reiser liegen, die mir die Nähe von Menschen verkündeten. Ich wollte näher darauf zugehen, als sich plötzlich aus dem Laubwerke des schönen Baumes ein Gesang vernehmen ließ. Es waren zwei hohe, klare Stimmen, die mir entgegen schollen und in dem Walde widerhallten. Ich sah schärfer in das dichte Gezweige und erkannte zwei Knaben, die einander gegenüber auf dicken Aesten saßen. Es war mir fast, als sähe ich zwei höhere Wesen, die sich absichtlich mit der dürftigen Kleidung umhüllt hätten. Der Gesang aber, welcher aus dem röthlich belaubten Baume in die wachsende Abendstille emporklang, war das schöne Lied: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit." Niemals habe ich so wie hier, zwischen den dunklen Waldungen, auf der freundlich grünenden Wiese, die Worte verstanden:

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durch's Pilgerleben geh'n,
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge seh'n.

Aus dem Lesebuch von Bone.
Ebenso Nr. 2—5.

2. Der Mittelpunkt der Gartens.

In der Mitte unseres Gartens ist ein aufgeworfener Hügel, der die Gestalt eines abgestumpften Kegels hat. Der untere Rand desselben ist mit Immergrün besetzt, die glatte Seitenfläche aber mit zartem Grase bewachsen. Zwei enge Treppen, deren Stufen in die Erde ausgehauen sind, führen rechts und links hinauf; sie sind ebenfalls mit Immergrün eingefaßt. Die flache Spitze des Hügels ist mit einem Geländer von weißen und rothen Stäben umschlossen; diese laufen nach oben weit auseinander und sind dergestalt unter sich verbunden, daß das Ganze wie ein großer Blumenkorb aussieht. Denn innerhalb des Geländers erheben sich aus dem Boden und aus aufgestellten Töpfen ringsherum die mannigfaltigsten Blumen und Gewächse, einheimische und fremde, reich an Farben und Düften. Zwischen den Stäben selbst winden sich Rosen umher von den verschiedensten Arten. In der Mitte dieses blütenreichen Kreises steht ein Goldregenbaum mit seinen herabhangenden Zweigen. Der Stamm desselben ist mit einem grünen Tische umschlossen, um den sich fünf weiße Stühle reihen. Den ganzen Garten kann man von hier aus

übersehen, ohne daß man selber von jemanden bemerkt wird. Auch im Winter gibt der Hügel einen lieblichen Anblick, besonders wenn die Einfassungen von Immergrün aus weißer Schneedecke hervorragen.

3. Der arme Greis.

An einem feuchten, kalten Herbsttage kam ich in einen großen Wald. Unter einem hohen Ahornbaume sah ich einen armen Greis, welcher auf einer Bürde dürren Holzes lag und schlief. Einige große gelbe Blätter, die von dem Baume abgefallen waren, schienen ihn decken zu wollen. Die Hände hatte er gefalten, und in seinem linken Arme ruhete der lange Stab, welcher die Stütze seines Alters war. Seine Kleidung war sehr dürftig, und sein weißes, lockiges Haar war vom Winde und Regen ganz verworren. Im Schlafe stieß er bisweilen Seufzer der Mattigkeit aus; sein Gesicht aber behielt eine heitere Ruhe. Durch einen starken Windstoß, der die Blätter rascher und rauschender vom Baume herabwarf, wurde er geweckt. Er stand auf und nahm seine Bürde wieder auf die Schulter. Mit gesenktem Haupte und wankenden Füßen ging er an seinem Stabe weiter.

4. Die Hütte.

Am Ausgange des Waldes stand eine kleine Hütte; in der Ferne sah man über einen geraden, breiten Fahrweg hinaus den Thurm des Kirchdorfes. Die Hütte war aus Holz und Lehm gebaut und bestand nur aus einem Stockwerk. Die Lehmwände waren vom Alter bräunlich geworden; die Pfosten und das Strohdach hatten an vielen Stellen allmälig einen Ueberzug von dunkelgrünem Moose erhalten. Die graue Thür war niedrig, aber ziemlich breit. Neben derselben befand sich eine Bank, die aus rohen Steinen gemauert und mit moosigem Rasen bedeckt war. Die vordere Seite der Hütte hatte zwei Fenster; von den drei übrigen hatte jede nur ein einziges. Die Fenster bestanden alle nur aus einem Flügel und hatten sehr kleine Scheiben, die einen grünlichen Schimmer gaben. Nach dem Walde zu war an die Hütte ein enger, niedriger Stall gebaut, aus dessen offener Thür eine graugefleckte Ziege heraussah. Daneben stand ein alter Schiebkarren, in welchem ein kleines Mädchen saß und mit Blumen spielte; auf dem Rade des Karrens putzte sich eine zahme Krähe. Hinter der Hütte lag ein wohlbestelltes Gemüsegärtchen, in welchem sich junge Obstbäume freundlich emporhoben. An der dichten Hecke, an welcher Dornen und Buchen mit ihrem verschiedenen Grün wechselten, hüpfte eine junge Ziege umher, die bisweilen ein Blättchen abrupfte und dann bald die lustigsten Sprünge machte, bald wie erschreckt stille stand und um sich blickte. Nach derjenigen Seite hin, welche der offenen Ebene zugekehrt war, dehnte sich ein großes Kornfeld aus, an welchem der Hüttenbewohner wohl keinen Antheil hatte. Vor der Hütte aber stand ein gesegneter Nußbaum, der sie mit seinen ausgestreckten Zweigen beschattete und beschirmte.

5. Der Teich.

Der Teich, aus welchem die Mühle ihr Wasser empfängt, ist am Einfluße des Baches eng zusammengedrängt und hat hier so wenig Tiefe, daß der feste Boden hervorschimmert. Nach beiden Seiten hin dehnen sich die Ufer in einer krummen Linie weit auseinander und schließen sich unten am Abflusse in einem großen Halbkreise zusammen. Innerhalb dieses Halbkreises ist das Wasser sehr tief; man glaubt seine Fülle schon an der bläulicheren Farbe und an der ruhigen Oberfläche erkennen zu können. Um die Mündung des Baches steht dichtes niedriges Weidengesträuch. Da, wo das Wasser sich auszudehnen beginnt, sind die Ufer am höchsten und bilden auf beiden Seiten eine Art von Hügelabhängen, die mit moosigem Grase bewachsen sind; um den großen Halbbogen aber stehen hohe Pappelbäume, die sich in dem Wasser spiegeln. An dem Ausflusse des Teiches ist wieder dichtes Weidengesträuch, und den Mühlgraben entlang, der das abfließende Wasser dem großen Rade zuführt, sind Obstbäume gepflanzt. Der Spiegel des Teiches ist klar und schimmernd; und nach den hohen Ufern hin, wo das frisch einströmende Wasser sich von dem schon ruhenden auszeichnet, ragen einige grüne Schilfgewächse hervor.

6. Der Wald.

Der Wald ist ein Theil der Erdoberfläche, welcher mit Bäumen und Sträuchern ziemlich dicht bewachsen ist.

Die meisten Wälder hat der liebe Gott so gemacht, wie sie sind, es sind Naturwälder; manche aber hat der Mensch angelegt, indem er auf ein Stück Land entweder Samen ausstreute, oder junge Bäumchen pflanzte. Besteht ein Wald fast nur aus Bäumen, welche Laub tragen, so ist er ein Laubwald. Wälder, die fast nur Nadelholz enthalten, heißen Nadelholzwälder. Ein Eichenwald ist ein Wald, welcher meistens Eichen enthält. An den Küsten der Ostsee sind prachtvolle Buchenwälder. Der Schwarzwald steht voll finsterer Tannen.

Da durch die dichtbelaubten Kronen der Bäume die Sonnenstrahlen nicht hindurchdringen können, so herrscht selbst am Mittage im Walde nur ein Helldunkel; der Boden bewahrt lange seine Feuchtigkeit, und die Luft ist selbst an heißen Sommertagen kühl. Im Sommer wird daher der Wald gern von Spaziergängern besucht. Aber auch die mancherlei Thiere, welche theils vom Frühling bis zum Herbst, theils das ganze Jahr hindurch im Walde wohnen, veranlassen den Menschen zum Besuchen desselben. Wie angenehm ist es im grünen Walde, wenn die Nachtigall am Bache schlägt, wenn die Amsel flötet, der Fink sein munteres Liedchen erschallen läßt, und das Eichhörnchen von Baum zu Baum springt.

Im Herbste und Winter durchstreift ihn mit seinen Hunden der rüstige Jäger, und es ertönt die Axt des fleißigen Holzhauers. Jener liefert in die Küche den Hasen und das Reh, deren Fleisch eine an-

genehme und gesunde Nahrung ist. Dieser sorgt für Holz zum Brennen und Bauen. Aber auch im großen Haushalte der Natur sind die Wälder von größter Wichtigkeit; denn sie sind die eigentlichen Wassersammler der Erde, welche den Quellen ihre Nahrung zuführen.

7. Die Lage eines Landstädtchens.

Die Lage unseres Städtchens ist zwar nicht eine solche, die durch besondere Schönheit oder Seltenheit sofort ins Auge fällt; sie hat aber in ihren Umgebungen etwas so Trauliches und doch Eigenthümliches, daß man sie für desto schöner hält, je länger man sie betrachtet. Tritt man aus dem dichten Gehölze des hohen Berges, der den Westen beschließt, so hat man das Städtchen, auf das man über Fruchtfelder und eingezäunte Gärten niedersieht, in seiner ganzen Ausdehnung gerade vor sich liegen. Rechts und links sieht man ein tiefes Gethal, hinter welchem sich die Bergrücken hinan wieder Fruchtfelder erheben. Ein jedes von den beiden Hauptthälern wird von einem Bache durchschlängelt, der wohlbestellte Wiesen durchwässert und an vielen Stellen mit Weidengesträuch umwachsen ist. Der Bach des linken Thales, durch welches auch die Landstraße führt, fließt mitten durch die Stadt und verbindet sich gleich nach dem Austritte aus derselben mit dem Bache des rechten Thales. Denn beide Thäler laufen hier zusammen und setzen sich als ein einziges dergestalt weiter fort, als wenn drei verschiedene Thäler und Gewässer bei der Stadt zusammenkämen. Das vereinigte Wasser der beiden Bäche läuft in einen großen Teich, aus welchem ein Theil in einem Graben der Mühle zugeführt wird, ein anderer größerer aber, als breiter Bach, unter einer steinernen Brücke hinweg, die Mitte des Thales einhält. Zwischen dem Teiche und der Stadt dehnt sich eine große, sehr ergiebige Wiesenfläche aus, die fast wie ein Spielplatz der ganzen Bewohnerschaft aussieht. Die beiden Bergrücken sind an ihren äußersten Abhängen, dem Städtchen zu, mit dunklem Nadelholze bepflanzt. Der von Norden her sich erstreckende hat gerade im Osten eine tiefe Einsattelung, die gleichsam ein viertes Thal ausmacht und den Abhang des Berges in zwei Kuppen theilt; beide sind auf ihren Spitzen mit Tannenwald wie mit Kronen bedeckt. Die Einsattelung aber ist mit Gärten und Feldern angebaut und eröffnet die Aussicht auf den Kirchhof, der innerhalb derselben auf einer flachen Erhöhung liegt. Sie ist zugleich bei ihrer östlichen Lage diejenige Oeffnung, durch welche in den schönsten Jahreszeiten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne kommen und über den Kirchhof und längs der Kirche herab in die Fenster der Häuser leuchten. Denn auch die Kirche, welche an der östlichen Seite der Stadt liegt, ist mit dem Chore jener Einsattelung zugewendet. Der Thurm aber ist nach den Wohnhäusern gekehrt und hat bei seiner hohen Lage und seiner ehrwürdigen Gestalt das Ansehen, als müsse er Stadt und Leute mit heiliger Kraft bewachen und bewahren. Aus Bone's Lesebuch.

8. Der Cirknitzer See.

An den julischen Alpen liegt in Krain der berühmte Cirknitzer See, von jeher das Wunder und Räthsel der Gegend. Oestlich von Adelsberg, da wo die Geheimnisse der Unterwelt in hundert Gewölben der Kalkfelsen verschlossen sind, breitet sich der wunderschöne See von Cirknitz aus, wie ein Spiegel von drei Quadratmeilen. Aus ihm ragen hervor fünf Inseln, und eine derselben trägt selbst das Dörfchen Ottok. Mehrere Flüßchen fallen hinein. Er ist sehr reich an Fischen und Wasservögeln, und die ganze Thalgegend umher ist romantisch schön. Nördlich erhebt sich das Slivinitza-Gebirge, westlich und südlich der große Javornik. Neun Dörfer, zwanzig Kirchen und zwei Schlösser reihen sich um den See. Bei vielem Regen gewinnt er an Umfang, aber bei sehr trockenem Wetter verschwindet sein Gewässer und ziehet in den geheimen Schoß der Unterwelt, begleitet von dem Wassergeflügel und allen Fischen. Tritt diese wunderbare Erscheinung ein, dann läuten alle Dörfer umher, um noch zu fischen, so viel als möglich. Von Stunde zu Stunde sinkt tiefer der Spiegel, denn eine Menge von Löchern im Grunde des Sees verschluckt sein Gewässer. Unterirdische Höhlen von unermeßlichem Umfang, die nie ein menschliches Auge geschaut, nehmen es auf. Jetzt schaut der Grund des Sees zum heiteren Himmel hinauf, er trocknet ab; und der rührige Mensch erntet Gras, wo er sonst fischte; er wagt zu säen und erntet Hirse und Buchweizen; er nimmt statt des Netzes das Feuerrohr und erlegt Wildpret. So ist der wunderbare See mit Recht in dem Rufe, daß man in ihm fischen, jagen und ernten kann, bis die Zeit sich wendet, häufige Regengüsse, starke Gewitter sich einstellen. Dann tritt das Gewässer aus den Grundlöchern gewaltsam herauf. Es speiet die Unterwelt Gewässer und Fische und Seevögel herauf, so daß binnen 24 Stunden der See gleichsam wieder neu geschaffen ist. — Der Zusammenhang dieses Sees mit unterirdischen Wasserhöhlen, die theils unter ihm, theils höher als er liegen, gibt die Erklärung des Wunders. Man hat selbst Modelle erfunden, welche den Vorgang versinnlichen. Guts Muths.

9. Das Gewitter.

Zu den schönsten und großartigsten Naturerscheinungen gehört das Gewitter. Vor demselben ist gewöhnlich die Luft schwül, heiß und drückend. Zuerst erscheinen am Rande des Himmels scharf begrenzte weißlich graue Wolken. Diese thürmen sich nach allen Seiten hin über einander empor, rücken immer näher und umspannen, wie mit dunklem Mantel, den Himmel. In die noch ruhige schwüle Luft dringt bald ein heftiger Wind und treibt den Staub wirbelnd in die Höhe. Die Seen und Ströme schlagen Wellen, das Wasser schäumt, die Kronen der Bäume schwanken, die Thiere verbergen sich, und Bangigkeit und Schrecken ergreift den Menschen. Aus den dichten,

dunklen Wolken leuchtet der Blitz, und einzelne große Regentropfen fallen herab, während kleine weiße Wolken unter der wallenden finstern Decke schnell hinfliegen. Jetzt entfaltet sich das Gewitter in seiner ganzen Gewalt und Majestät. Blitze zucken von Wolke zu Wolke, der Donner kracht, die Felsen zittern, der Regen ergießt sich in Strömen zur Erde, und ein unheimliches Brausen und Dröhnen tönt aus den Lüften. Oft stürzen Hagelkörner herab und zerstören die Saaten und Ernten des Landmanns. Doch nicht lange weilt dieser furchtbare Ausbruch. Die Blitze und der Donner werden seltener und auf dem weiter eilenden schwarzen Vorhang malt aus des Himmels Blau die Sonne den Regenbogen als Zeichen des wiederkehrenden Friedens. Die schwüle Luft ist gereinigt und abgekühlt, der dürre Boden getränkt und die welkende Pflanze erfrischt. Der Vogel singt wieder fröhlich sein Lied und die Brust athmet freier. Welcher Mensch könnte bei diesem erhabenen Schauspiele ungerührt bleiben, welcher sollte seine Schwachheit nicht erkennen und sich nicht zum Danke gegen die unendliche Güte und Weisheit des Höchsten gehoben fühlen, der auch im furchtbaren Gewitter Segen spendet!

Was bei der Bildung eines Gewitters eigentlich vorgeht, das hat bis jetzt noch niemand vollständig aufgeklärt; doch wissen wir vielerlei von der Natur dieser erhabenen Erscheinung mit Sicherheit. Wir wissen, daß es keine sogenannte Donnerkeile gibt, daß der Donner überhaupt niemanden trifft und niemandem schadet. Was niederschlägt, betäubt, tödtet, zerreißt, zündet, das ist der Blitz. Dieser ist nach den vielfältigen Versuchen des Nordamerikaners Franklin einerlei mit dem wundersamen Stoffe, den man Elektricität nennt, und den man durch Reiben einer Glasscheibe an einem mit Harz und Quecksilber bestreuten Leder im Kleinen hervorbringen und untersuchen kann. — Der Blitz fährt gern in hohe und einzelne Gegenstände, nimmt am liebsten seinen Weg durch Metalle und nasses Holz, und vermeidet dagegen Glas und alle harzigen Körper. Darauf gründet sich die Erfindung der Blitzableiter, durch welche man ein Gebäude vor den Wirkungen des Blitzes zu sichern sucht. Die über das Haus emporragenden eisernen Stangen mit vergoldeten Spitzen stehen in Verbindung mit anderen Metallstangen, die quer über das Dach und an den Mauern des Hauses bis in den Erdboden gehen. Trifft nun der Blitz ein solches Haus, so folgt er der Leitung der Metallstangen und fährt ohne Beschädigung des Hauses in die Erde hinab. — Wer von einem Gewitter im Freien überrascht wird, lasse, wenn er fährt, halten oder fahre nur Schritt vor Schritt; geht er, so laufe er nicht, suche auch nicht unter freistehenden Bäumen Schutz und halte sich von Gewässern entfernt; befindet er sich im Zimmer, so bleibe er von den Fenstern entfernt, wehre jedem Zugwind, öffne aber ein Fenster, damit, wenn der Blitz ja in die Stube schlüge, er nicht durch den Schwefelqualm erstickt werde.

10. Die Anmuth der Natur nach einem Gewitter.

Die finsteren Wolken zertheilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte; eine lächelnde Heiterkeit, die alles erfreut, breitet sich am ganzen Himmel aus; sein blaues Gewand, von bunten Streifen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhange hervor und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt; bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem goldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt, wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spielen und in der klaren Flut der See wiederscheinen! Das nahe, bejahrte Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken streckt, nimmt eine ungewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, womit es der Bote des versöhnten Himmels überstreut. Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von einigen Regenstäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken; die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen und regnen, vom gaukelnden Westen bewegt, von neuem den zu schweren Reichthum der Tropfen herab. Das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung; alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Felder reizt in einem hellen Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude wieder; Scharen von Schwalben schwärmen wieder in fröhlichem Fluge umher; die Herden schütteln die triefende Wolle und blöken vor Wollust, und tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Der Wanderer verläßt segnend den schützenden Baum und setzt munter seine Reise fort; der Landmann eilt erfrischt wieder zu seiner Arbeit; alles lebt von neuem, alles frohlockt über die angenehme Kühlung. Hirschfeld.

11. Ländliche Scene nach dem Regen.

(Briefform.)

Du hast wohl gestern Nachmittag nicht gedacht, daß ich bei den Regenschauern auf dem Lande war. Der heitere Himmel des Morgens hatte mich schnell zum Entschlusse gebracht, den längst versprochenen Besuch beim Onkel abzustatten. Ich bin auch noch ganz damit zufrieden; denn für den Uebelstand, daß wir wenig im Freien sein konnten, wurde ich durch schöne Beleuchtungen und ländliche Scenen desto köstlicher belohnt. Höre nur eine!

Gegen Abend stand ich nach einem kräftigen Regen am Fenster und sah in allerlei Gedanken nach Euerer Gegend hin. Da erhob sich der schöne Regenbogen mit seinem Widerscheine; zwei glänzende Sonnenstrahlen durchkreuzten ihn bald nach seinem Entstehen und endigten gerade auf dem Punkte, wo ich in meinen Gedanken Deine Heimat sehen wollte. Es nahm sich auf den dunklen Gewitterwolken

majestätisch aus und wurde dadurch noch feierlicher, daß in dem nebenan liegenden Kapellchen von dem Lehrer und den Kindern ein sehr schönes Lied gesungen wurde. Gerade vor dem Fenster war ein Bohnenfeld; das duftete nach dem Regen stärker und wurde von einem Streifen Sonnenlicht erhellt, daß die Blüten glänzten. Aber der übrige Theil des Gartens und die Gärten alle bis an dem Stromspiegel lagen im Schatten; auch jenseits desselben Eure Berge waren dunkel und kaum von den Wolken zu unterscheiden. In dem benachbarten Garten hatte ein alter Mann den ganzen Abend fleißig gearbeitet; als er aber den leuchtenden Regenbogen sah, hielt er ein und zog seine Mütze ab. Er kam mir dabei so ehrwürdig vor, daß ich hätte neben ihm stehen mögen; gewiß hätte er etwas Treffendes gesagt. Außer ihm sah ich keinen Menschen; denn die Frauen und Kinder, welche früher auch in der Nähe gearbeitet hatten, waren vom Regen vertrieben worden.

Wenn Du mir wieder schreibst, so sage mir doch, wo Du um diese Zeit warst. Ich meinte, Du hättest alles mit mir betrachtet, und dachte an manche Tage, wo wir Aehnliches zusammen gesehen haben.

Aus Bone's Lesebuch.

12. Die Gemse.

Die Gemse hat eine Länge von 3 Fuß 2 Zoll, eine Höhe von 2 Fuß und ist ungefähr von der Größe einer großen Ziege; im Frühjahr weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun und im Winter ganz schwarz. Zu allen Jahreszeiten sind die Nasengegend, die Stirn, die untere Kinnlade und das Innere der Ohren weißgelb, eben so die Hinterbacken, das Innere der Beine und der Bauch, so wie auch die Haare an den Hufen. Durch das Auge geht ein brauner Streifen.

Das Weibchen ist zierlicher und kleiner als das Männchen. Die Jungen sind dunkelbraungelb; die untere Kinnlade weiß, ebenso die Hinterbacken, und über den Rücken läuft eine schwarze Linie.

Die Gemse ist eine Bewohnerin der Alpen von Europa und Asien, und der einzige Wiederkäuer des westlichen Europa, welchen man mit den Antilopen vergleichen kann. Im Sommer lebt sie auf den unzugänglichsten höchsten Alpen, welche an die Region des ewigen Schnees grenzen. In Europa kommt sie noch immer in den schweizerischen, savoischen und tyrolischen Alpen, so wie auch auf den Pyrenäen, wo sie Ysard heißt, ziemlich häufig vor und, wo sie nicht zu sehr verfolgt wird, in Truppen von fünf bis vierzig Stücken. Da die Gemsen einer beständigen Verfolgung ausgesetzt sind, suchen sie nur die unzugänglichsten Orte auf, wo sie vor Menschen und Raubthieren am sichersten zu sein glauben. Im Sommer wagen sie sich nur Morgens und Abends etwas tiefer hinab, um zu grasen, am Tage suchen sie wilde schattige Thäler, um wiederzukäuen und bringen die Nächte unter ausgehöhlten Felsen und Felsentrümmern zu. Im

Oktober, wenn die Pflanzenwelt der Alpen abstirbt, gehen sie tiefer, bleiben aber immer noch über der Region des Holzwuchses; erst im Winter steigen sie in die Wälder hinab, und wählen hier die dichtesten, um vor den Lawinen gesichert zu sein.

Die Gemsen sind ein Sinnbild der Wachsamkeit, und ihre äußerst feinen Sinne zeigen ihnen meistens schon ihren Feind aus weiter Ferne. Sie sehen sich beständig um, wittern nach allen Seiten, und die erste, welche etwas Feindliches wahrnimmt, stößt ein Pfeifen aus und gibt, indem sie im Fluge davon stürzt, das Signal zur allgemeinen Flucht. Sie laufen nicht, sondern machen nur ungeheure Sätze, die man einundzwanzig Pariser Fuß weit gefunden hat. Die Schalen (Klauen) sind, wie bei dem Steinbock, unten ausgehöhlt und haben scharfe Ränder, so daß sie auf den steilen Klippen, wo öfters nur ihre vier Füße Platz haben, mit Sicherheit fußen können. Nur ihre flugähnliche Schnelligkeit und beständige Wachsamkeit rettet sie von dem gänzlichen Erlöschen der Art. Bei den Rudeln geht immer eine der größten Gemsen voran, welche die übrigen leitet; wird diese weggeschossen, so zerstreut sich der Rudel auf einige Zeit. Nur sehr alte Böcke leben einsiedlerisch. Das Junge folgt schon am ersten Tage der Mutter, die es sechs Monate säugt und sehr viele Liebe und Sorgfalt für dasselbe an den Tag legt. Die Mutter lehrt es über Felsen und Abhänge setzen, und macht ihm den Sprung so lange vor, bis es denselben versucht, wobei sie wie eine Ziege meckert. Wird die Mutter geschossen, so verläßt das Junge, wenn es noch zart und klein ist, die Mutter nicht und wird gefangen. Ist es größer, so entflieht es, und soll dann von andern Müttern an Kindesstatt angenommen werden, was auch sehr wahrscheinlich ist, da die Weibchen mit den Jungen zusammenleben, bis diese erwachsen sind, und die Böcke sich erst im dritten Jahre von den Ziegen trennen. Jung eingefangene Gemsen lassen sich zähmen, werden aber nicht so munter und lebhaft, wie die wilden. Man läßt sie an Ziegen saugen, und wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, so werden sie zahm wie jedes Hausthier, folgen ihrem Herrn wie der treueste Hund, kommen auf den Ruf und springen an ihren Wohlthätern hinauf. Auch mit Hunden vertragen sie sich sehr gut, mit welchen sie sogar das Lager theilen. Zu ihrer Gesundheit trägt jedoch sehr viel ein geräumiger Aufenthalt bei, der aber nicht warm sein darf, sondern am besten ein mit hohen Mauern eingeschlossener Hof sein kann. Hier kann man ihre Gewandtheit und Stärke bewundern. Von Welden sah eine zahme Gemse eine vierzehn Fuß hohe Mauer hinauf und auf der andern Seite einem Mädchen, welches grasete, auf den Rücken springen, ohne es zu verletzen. Der geringste Vorsprung einer Mauer genügt ihr, darauf zu fußen, um in etlichen Ansätzen die Höhe wie im Flug zu erreichen.

Die Nahrung der Gemsen besteht aus den kräftigsten Alpenpflanzen, besonders jungen Trieben der Alpenrosen, Erlen, Weiden,

Nadelbäume und Wachholder. Sie können lange hungern, allein Durst können sie nicht ertragen. Wie alle Wiederkäuer, lieben sie Salz und lecken sich an den kalkigen, etwas salzigen Felsen so durstig, daß sie zum nächsten Wasser laufen, um zu saufen.

Die Gemse hat mehr Feinde, als irgend ein Thier; die Schneelawinen allein vergraben oft ganze Herden und der Geieradler ergreift, aus hoher Luft herabstürzend, die Jungen, oder sucht die Alten mit seinen mächtigen Flügeln in den Abgrund zu kehren. Seltener mögen Luchse, Wölfe und Bären ihnen gefährlich werden.

Der allergefährlichste Feind bleibt jedoch der Mensch, der mit wahrer Tollkühnheit sie verfolgt, und keine Gefahr scheut, sie zu erlegen. Nichts in der Welt kann den Jäger von seiner Leidenschaft abhalten, die ihm um so reizender wird, mit je mehr Gefahren er zu kämpfen hat. Steht ihm selbst das schreckende Beispiel vor Augen, daß Vater und Großvater in Abgründe gestürzt und spurlos verschwunden sind, und weiß er selbst, daß ein ähnliches Schicksal ihm aufgehoben ist, so vermag er doch nicht, ein ruhiges Leben dem tage-, ja wochenlangen Herumstreifen vorzuziehen. Der berühmte Gemsenjäger Heitz aus Glarus, ein Zimmermann, erlegte aus bloßer Jagdlust an neunhundert Gemsen, büßte dieselbe aber endlich mit dem Leben, indem er in einen Abgrund stürzte. Der Gemsenjäger muß einen schwindelfreien Kopf, scharfe Augen, gute Brust und sichere Füße haben. Er muß mit Sicherheit über die steilsten Klippen, neben den gähnenden, schrecklichsten Abgründen hin und über Uebergänge gehen können, und dabei vom Schwindel nichts wissen. Er muß gewohnt sein, über Eisfelder und Gletscher zu gehen, über Eisklüfte zu springen, Sturm, Ungewitter, Kälte und Hunger Trotz zu bieten, dabei eine gute Brust haben, um die reinste Luft einathmen und Berg auf Berg ab ohne Beklemmung steigen zu können. Allein alles dies hilft ihm nichts, wenn er kein scharfes Auge hat und nicht mit der Büchse gut umzugehen weiß. Seine Rüstung besteht in einem leichten Kleide, stark benagelten Schuhen, woran er Fußeisen schnallen kann, einem Alpenstock, einer tüchtigen Büchse und einem Fernrohr. In der Jagdtasche hat er Brot und Käse, auch wohl ein Fläschlein mit Wein oder Branntwein. Kaum daß die Sonne die Gletscher röthet, durchspäht er schon mit dem scharfen Auge oder Fernrohr die höheren Gebirgsregionen und wandert gegen den Wind, welchen er erforscht, indem er ein Haar im Winde spielen läßt. Hat er endlich eine oder mehrere Gemsen erspäht, so stellt er sich an einen Felsen, und wartet mit vieler Geduld, bis die Gemse sich von dem Weideplatze zurückzieht, um sie sicherer aufs Korn zu nehmen. Sobald er die Hörner unterscheiden kann, schießt er. Geht die Gemse mit vorrückendem Tage höher hinauf, so sucht er unvermerkt höher zu kommen, und schneidet ihr den Weg ab. Schwer ist es dem Jäger, einer ganzen Herde beizukommen, eine einzelne nur ist meistens seine Beute. Sie hat ein sehr zähes Leben und wenn er nicht Kopf oder Brust trifft, so hat er ge-

wöhnlich das Nachsehen. Öfters stürzt auch die Gemse in einen Abgrund, daß sie gänzlich unbrauchbar wird. Am gefährlichsten für den Jäger wird das Verfolgen, wenn die Gemse auf flache und steile Felsmassen flüchtet und der Jäger nachsteigt. Hier versteigt er sich oft so, daß er weder vor- noch rückwärts kann, und froh sein muß, wenn er nach stundenlangem Bemühen sich retten kann. Er soll sich dann öfters Hände und Füße aufschneiden, um durch das klebende gerinnende Blut sich besser anhalten zu können. Hat der Jäger nun endlich eine oder gar zwei Gemsen erlegt, so fängt die Last und Noth erst an; denn er muß nun mit der schweren Bürde wegsame Gegenden aufzufinden suchen. Zuerst weidet er die Thiere aus, bindet die vier Füße zusammen und hängt sie quer über die Stirn, so daß der Körper der Thiere über den Rücken des Jägers hängt. So beladen steigt er, an den Alpenstock sich lehnend, behutsam hinunter.

Eisige Winde, Schneegestöber, dichter, undurchdringlicher Nebel und Stürme bereiten dem Gemsenjäger Gefahren, denen er selten auf die Dauer entgeht. Allein die Leidenschaft ist bei diesen Menschen so stark, daß mancher auf der Jagd gestürzte Jäger kaum geheilt, wieder in die Gebirge eilt, um frische Wunden oder den Tod zu holen.

Der ganze Gewinnst beträgt drei bis vier große Thaler, welche man für eine Gemse zahlt. Das Fleisch von jungen, nicht zu alten Thieren ist sehr schmackhaft, und aus dem Leder werden vortreffliche Handschuhe verfertigt. Kaup.

13. Das Erdbeben in Lissabon.

Eines der schrecklichsten Ereignisse neuerer Zeiten ist das Erdbeben, welches am 1. November 1755 die Hauptstadt Portugals plötzlich und ungeahnet in den Abgrund des Verderbens stürzte. Um die Größe und den Umfang des Unglückes, das die Bewohner Lissabons traf, zu ermessen, ist es nöthig, einige Blicke auf die Stadt zu werfen, ehe jener Schreckenstag einbrach.

Jedermann weiß, daß Lissabon nächst London, Amsterdam und Hamburg einer der vorzüglichsten Handelsplätze in Europa ist. Der Verkehr war einige Jahre vor dem Ausbruche des Erdbebens weit lebhafter als jetzt. Die Stadt lag am nördlichen Ufer des Tejo auf sieben Hügeln, und gewährte vom Flusse her einen herrlichen Anblick. Die Gebäude wandten sich mit dem Tejo und erhoben sich allmälig den Hügel hinan. Befand man sich in der Stadt, so hatte man einen der schönsten Flüsse der Welt vor sich; denn von einem Ufer zum andern war es eine gute halbe deutsche Meile, und dieser Wasserspiegel trug den Reichthum von Schiffen der meisten seefahrenden Völker. Ueber diesen dichten Wald von Schiffen hinaus lag eine romantische Landschaft, reich von der Natur begabt und mit wohlhabenden Städten und Dörfern besetzt. Das damalige Lissabon war beinahe anderthalb deutsche Meilen lang. Es hatte eine Mauer mit 77 altfränkischen Thürmen, die zwar keinen Feind abhalten konnten, aber

der Stadt ein ehrwürdiges Ansehen gaben. Nach dem Flusse zu hatte die Mauer 26, und auf der Landseite 18 Thore.

Die Stadt hatte eine Burg, ein starkes, altes Gebäude, das auf einem der höchsten Berge stand und sich theils durch seine Größe, theils durch seinen arabischen Geschmack auszeichnete, in dem es gebaut war. Der Adel hatte treffliche Häuser aus Quadersteinen mit schönen Gärten, die der Stadt zur großen Zierde gereichten; indeß machten die gemeinen Häuser nur eine schlechte Figur. Innerhalb der Stadt zählte man 40 Kirchen, außer der Kathedrale, die auf einem der höchsten Hügel stand und daher in der Ferne prachtvoll aussah; ein altgothisches Gebäude, aber inwendig höchst kostbar ausgeschmückt. Die Stadt hatte nicht weniger als 35 Klöster für Mönche, 18 für Nonnen und etwa 130 für Laien, die Kapellen und Priester hielten. Für die Armen waren etliche große Hospitäler errichtet. Der königliche Palast gewährte vom Flusse her einen prächtigen Anblick; er hatte eine sehr vortheilhafte Lage, da man aus den Fenstern große Flotten vor Anker und alle Schiffe sehen konnte, die in den großen Hafen einliefen oder aus demselben segelten. Dieser Palast bildete eine Seite von einem Viereck; das Zollhaus, die Fleischbänke, der Kornmarkt ꝛc. die anderen Seiten.

Die Straßen waren ausnehmend eng, und etliche sehr steil. Der vortreffliche Hafen konnte 10,000 Schiffe fassen, und war so tief, daß die größten Schiffe in 18 Klafter Wasser, gerade vor dem Palaste ganz sicher mit ihren Ankern liegen konnten. Den Eingang schützten zwei Festen, St. Julian, welches aufs Ufer gebaut ist, und Torre, das auf einem Bollwerke, von Wasser umringt, steht. Allein die größte Vertheidigung des Hafens war und ist noch die Barre oder die Sandbank, welche sich quer vor demselben erstreckt und allen Schiffen höchst gefährlich wird, die keinen erfahrenen Lootsen haben.

Das war Lissabon bis auf den 1. November 1755. Früh noch eine der schönsten, reichsten und bevölkertsten Städte, Abends ein Schutthaufen, eine dampfende Brandstätte, ein unabsehbares Leichenfeld. An diesem verhängnißvollen Morgen war der Himmel heiter und lachend, wie er es fast immer in den glücklichen Kreisen des europäischen Südens ist. Kein Lüftchen regte sich, aber 57 Minuten auf 10 Uhr hörte man es in den Straßen rollen, gleich als ob Karossen hinabrollten; zugleich bebte die Erde mit gewaltiger wogender Bewegung. Es war gerade der Festtag Allerheiligen, und die Einwohner hatten sich zahlreich in den Kirchen versammelt, als das Unglück losbrach. Die kurze Zeit von 10 Minuten war hinreichend, die schönsten Paläste, die herrlichsten Kirchen und Privatgebäude in bejammernswürdige Trümmer zu verwandeln, unter denen Tausende ihren Tod fanden. Gleich bei der ersten Erschütterung stürzte die Casa santa, das Haus der Inquisition, ein. Dem königlichen Palaste ging es nicht besser; er ward mit allen Kostbarkeiten, die er enthielt, von der Erde verschlungen; ein Verlust, den man allein gegen

vier Millionen Thaler berechnete. Zum Glück befand sich die königliche Familie zu Belem, einem reichen Kloster an der Mündung des Tejo, westlich von Lissabon. Das prächtige Jesuitenkollegium begrub unter seinen Trümmern alle darin befindlichen Mitglieder der Gesellschaft. Größeres Unglück und ein nicht zu berechnender Verlust brach in der Nähe des Zollhauses aus, wo ein großer Kai war. Auf ihm hatten die reich beladenen Flotten von Brasilien, Ostindien und Afrika Ballen und Kisten und Säcke voll seltener Erzeugnisse für den Gebrauch der nördlichen Welt aufgethürmt. Hier lagen Millionen in Waaren. Zucker, Indigo, Elfenbein, Goldstaub, Baumwolle, Seide, Kaffee, Zimmt, Muskaten, Droguerien, chinesisches und japanisches Porcellan, feine Hölzer, Juwelen, Früchte, köstliche Farben sah man hier, wozu sich gleich große Lasten von Erzeugnissen des europäischen Kunstfleißes aus Lyon, Birmingham, Nürnberg, Breslau, Chemnitz, Solingen, Elberfeld und anderen Fabrikstädten gesellten. Um diese Güter schwärmten von Tagesanbruch bis die Nacht an 600 Rheder, Schiffer, Diener, Beamte, Matrosen, Träger, Packer; Mohren, Türken, Armenier, Juden und Christen aus allen Ländern. Die Erde bebt und binnen einer halben Minute versinkt dieser Kai, ohne daß eine Seele entkommt; Wasser tritt an die Stelle, und jede Spur des großen Platzes ist verschwunden.

Der Schrecken, das Jammern und Wehklagen, das von allen Seiten ertönte, geht über alle Beschreibung. Die Leute liefen in den Straßen und streckten ihre Arme gen Himmel, um Gnade flehend. Viele suchten einen der offenen Plätze oder die Landstraßen zu erreichen und rannten zum Theil halb nackt über die Trümmer hinweg. Greise, Frauen, Kinder, Kranke, die noch in ihren Betten lagen, wurden erstickt, ohne daß man ihnen Hilfe leisten konnte, oder wurden zerschmettert, verschüttet, und so zu dem schmählichsten, schaudervollsten Tode, dem Tode des Hungers, verdammt. Pferde und Rinder wurden unhaltbar, zerrissen die Stränge und suchten vergeblich mit ihren Reitern der Zerstörung zu entfliehen, die unvermeidlich schien. Ganze Gruppen, die sich auf der Flucht befanden, wurden vom Hagel der Ziegelsteine und Werkstücke erreicht, oder von dem Falle erschütterter Gebäude zermalmt. Ein Haufe lief nach der Terrera de Passa, dem Platze am königlichen Palaste, um von hier auf die Schiffe zu eilen; aber sie stürzten schnell zurück, weil der Tejo sich plötzlich zu der ungeheueren Höhe von 20 bis 30 Fuß erhob. Es gehört unter die gräßlichen Wunder dieses Tages, daß dieser Fluß blitzschnell so aufschwoll und dann eben so geschwind zurücktrat. Schiffe, die in sechs Klafter Tiefe gelegen hatten, wurden auf den nackten Boden gesetzt. Diese über allen Ausdruck grausenvolle Flut und Ebbe kehrte an diesem Tage viermal zurück. Etliche Boote wurden gleich verschlungen; aus den königlichen Werften schwemmte diese Sündflut alles Zimmerholz nebst Masten, Fässern und den sämmtlichen ungeheueren Schiffsvorräthen hinweg. An der vorher erwähnten Barre, am Eingange

des Hafens, sah man die Wogen sich brechen wie im Sturme; ein Anblick, der auch dem rohesten Seefahrer bange machte.

In der Stadt stiegen ungeheuere Staubsäulen neben den fallenden Straßen auf. Die Ueberlieferung sagt, daß es so schwarz wie in der finstern Nacht geworden sei; ein neues Schreckniß unter so vielen grausen Scenen. Sie berichtet ferner, was man hier leicht hinzudenkt, daß beständiges Angstgeschrei überall erschollen sei, und daß jede Brust den Jammer des Todes gefühlt habe, dessen tausendfältige Gestalten man vor sich sah. Auf die Scenen der Zerstörung, welche die unglücklichen Einwohner umgaben, folgte eine fürchterliche Pause. Die Staubwolken verschwanden, Gerettete wünschten sich Glück, indem andere den Verlust ihrer Verwandten betrauerten; Kinder, Gatten, Freunde rangen die Hände; Eltern knieten bei ihren entseelten Kindern nieder. Viele waren der Vernichtung wie durch ein Wunder entgangen, krochen aus den Trümmern hervor und fanden sich bei den Lebenden ein. Etliche hielten sich in einer fürchterlichen Höhe an den Sparren und Balken zerrütteter Häuser und flehten um Hilfe. Verstümmelt, blutend und sterbend füllte eine Menge Unglücklicher die Luft mit Wehklagen, Jammergeschrei und Gebeten.

Nach wenigen Minuten folgte ein zweiter Erdstoß. Die wenigen Häuser, welche etwa noch standen, wankten gräßlich hin und her, wie der Mast eines Schiffes im Sturme. Diejenigen, welche sich ihrer Rettung gefreut hatten, schrieen nun wieder zum Himmel um Gnade und suchten so schnell als möglich über die Trümmer zu kommen. Als sie an die Kirchen gelangten, fanden sie neuen Anlaß, Gott für ihre wundervolle Erhaltung zu danken; denn sie sahen hier mit Schaudern, daß die Scharen von Menschen, die hieher geflüchtet waren, unter den herabgestürzten Thürmen, Dächern und Werkstücken dieser Gebäude größtentheils ihr Grab gefunden hatten.

Nicht lange, so fühlte man einen dritten gewaltigen Stoß. Die Fliehenden konnten sich nicht auf den Beinen halten; sie mußten sich niederlegen oder niederknieen. Schrecken, Verwirrung, Angstgeschrei, Flehen um Hilfe und Rettung vermehrte abermals das Grausenvolle dieser Scene und die Größe des Jammers.

Das Trauerspiel war noch lange nicht zu Ende; denn auch das Feuer sollte die Zerstörung und den Aufruhr in der Natur vergrößern. Schon nach einigen Stunden wurden alle Zugänge vom Feuer gehemmt, welches in mehreren von einander entfernten Theilen der verschütteten Stadt ausbrach, und mit angehender Nacht standen alle Trümmer von Lissabon in Flammen. Da niemand da war, zu löschen, so breitete sich die Wuth des Feuers aus, so weit es Nahrung fand, vollendete die Vernichtung und machte die übrigen Einwohner vollends zu Bettlern; denn das Entsetzen ergriff alle Personen so sehr, daß niemand etwas zu retten suchte. Der Wind wehte sehr stark und trieb das Feuer von einer Straße auf die andere. Acht Tage wüthete die Flamme, und zwar in den vorzüglichsten und eng-

sten Theilen der Stadt. Die Leute mußten halbentblößt auf die benachbarten Felder fliehen. Waaren, Hausgeräth, Kleider, alles verbrannte. Das Verhängniß hatte alle gleich gemacht; Hofleute, Volk, Nonnen, Mönche, alle mußten sich ohne Unterschied auf dem freien Felde bequemen, das Ungemach der Witterung zu leiden, und nicht nur Kälte, sondern auch Hunger ausstehen.

Auf diese Weise war eine große, blühende Stadt in wenigen Stunden in einen Schutthaufen verwandelt. Unzählige reiche und wohlhabende Familien waren in Armuth und Elend gestürzt; Kinder ihrer Eltern, Eltern ihrer Kinder beraubt; die schönsten Verhältnisse zerrissen, die süßesten Hoffnungen vernichtet, die reizendsten Freuden in Jammer und Klage verwandelt.

Anfangs glaubte man, das Feuer sei aus der Erde gekommen; aber auf ein genaueres Nachfragen bestätigte sich das nicht. Es war theils aus den Feuern der Häuser, theils von den großen brennenden Kerzen in den Kirchen entstanden, theils auch von Mordbrennern angezündet worden. Sechzehn Tage, nach dem es angefangen hatte, war der Schutt noch so heiß, daß er die Körbe, worin man ihn trug, anzündete. Die königliche Familie mußte die Nacht unter freiem Himmel auf dem Felde in Kutschen zubringen. Der spanische Gesandte wurde von dem Sturze seines Hauses erschlagen, als er eben aus dem Thorwege wollte. Diejenigen, welche ihr baares Geld in eisernen Kästen gehabt, bekamen es unversehrt wieder; das übrige gerettete Geld war ganz schwarz, und bei jeder Zahlung, die man unmittelbar nach dem Erdbeben machte, wurde gewöhnlich bestimmt, ob sie in blankem oder in schwarzem Gelde geleistet werden sollte. Die völlige Zerstörung der Stadt durch das Feuer wurde lediglich den sehr engen Gassen beigelegt. Gleichzeitige Nachrichten können nicht Worte genug finden, um den fürchterlichen Anblick der Trümmer nach dem Feuer zu schildern. Beim Hinaufsehen erblickte man furchtbare Pyramiden ausgebrannter Häuser-Fronten, die sich bald hierhin, bald dorthin neigten. An unzähligen Orten wurde man durch todte Körper entsetzt, deren oft sechs bis sieben über einander lagen, und die halb im Schutte vergraben, halb verbrannt waren.

Von allen öffentlichen Gebäuden war nach dem Erdbeben nur noch die Münze und die Schatzkammer übrig. Die Erdstöße dauerten noch einige Zeit häufig fort, ob sie gleich verhältnißmäßig von keiner Bedeutung waren. Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auf den Anhöhen, wohin sie sich vor der Wuth des Erdbebens, der Flammen und der Fluten geflüchtet hatten. Nässe, Erkältung, Krankheit und Hunger brachten hier, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, unzähligen Menschen den Tod, die ein elendes Leben noch bis dahin gegen die Wuth der Elemente geborgen hatten. Die Zahl der Umgekommenen belief sich auf 30 bis 40,000; der Verlust von Eigenthum war unermeßlich und wurde auf 570 Millionen Thaler berechnet. Da Raubsucht sich das Eigenthum der Ueberlebenden zuzu=

eignen trachtete, so wurden einige Regimenter in die Stadt geschickt, um die Sicherheit wieder herzustellen, und von den Straßenräubern wurden an einem Tage 36 gehenkt. Gegen 3000 Menschen arbeiteten täglich an der Wegräumung des Schuttes, und das verwüstete Lissabon stieg allmälig prächtiger als ehedem wieder empor.

Hirschfeld.

14. Der Walfischfang.

Wegen des großen Nutzens, den der Walfischfang durch seinen Thran und sein Fischbein gewährt, ist der Fang derselben seit Jahrhunderten von verschiedenen Völkern mit großem Eifer betrieben worden. Vom 11. bis 14. Jahrhundert betrieben ihn besonders die Basken. Darauf kam er in die Hände der Holländer, die ihn im 17. Jahrhundert zu einer solchen Blüte brachten, daß sie in einem Jahre 300 Schiffe mit 18,000 Matrosen ausschickten und auf Spitzbergen eine besondere Niederlassung zur Betreibung dieses wichtigen Industriezweiges gegründeten. Gegenwärtig wird der Fang dieses Thieres im hohen Norden hauptsächlich von den Engländern betrieben; doch gehen jährlich auch einige Schiffe von Frankreich, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Holstein und Schleswig, Hannover, Rostock und Stettin auf den Walfischfang. Die Schiffe, jedes ungefähr mit 50 Mann besetzt, laufen im Frühjahr aus und kommen im August und September zurück. So lange der Fang noch ergiebiger war, erlegte ein Schiff auf einer solchen Fahrt nach Spitzbergen oder auf der noch gefährlichern nach der Davisstraße ungefähr acht Walfische. Die Ergiebigkeit ist jedoch nicht in allen Jahren gleich. Jetzt rechnet man es gewöhnlich schon für ein glückliches Jahr, wenn ein Grönlandsfahrer drei Walfische erlegt.

Sind die Schiffe in den Gegenden, wo sich Walfische aufhalten, angekommen, so muß Tag und Nacht die größte Wachsamkeit beobachtet werden. Die Boote werden an den Seiten des Schiffes ausgehängt, um zu augenblicklicher Benützung bereit zu sein. Gestattet es der Stand des Meeres, so wird auch wohl sofort ein Boot ausgesetzt, bemannt und ins Schlepptau genommen. Sobald sich ein Walfisch wahrnehmen läßt, wird sogleich das Zeichen zum Aufbrechen gegeben: ein Wal! ein Wal! ruft die Wache, und sogleich setzt sich ein Boot in Bewegung, und andere folgen ihm in größter Eile und unter großem Allarm. Man nähert sich dem Ungeheuer, der Chef lenkt das Boot, der Harpunirer schwingt seine schlanke, leichte Waffe, auf Befehl des Chef durchschneidet sie die Luft und trifft das Thier. Dieses schlägt furchtbar mit seinem Schwanze umher, und wehe dem Fahrzeuge, das von ihm getroffen wird, denn es wird unfehlbar von ihm zerschmettert. Mit ungeheuerer Schnelligkeit fliegt der Walfisch, hinter sich die Siegerbarke schleppend; denn an der Harpune war ja jenes Tau befestigt, das nun dem Boote als Schlepptau dient. Abwechselnd taucht der Walfisch unter und steigt wieder in die Höhe,

bis er endlich erschöpft noch einmal aufsteigt, um zum letzten Male Luft zu schöpfen. Dieser Zeitpunkt ist es, wo der Chef das Hintertheil des Bootes an die Brust des Thieres anlegen läßt und das blutige Schauspiel dadurch beendigt, daß eine lange vierschneidige Lanze ihm in die Lungen stößt. Dieser Stoß muß aber tief und schnell geschehen; denn die letzten Todeszuckungen sind nicht weniger zu fürchten bei einem solchen Thierkolosse, der jetzt Ströme von Blut ausspritzt und seinen Körper hin- und herrollt. Oft verlängert sich die blutige Scene bis zu einigen Stunden; und um den Augenblick des Todes zu beschleunigen, wagt man dann, den Wal mit neuen Harpunen, Lanzen und scharfen Schaufeln anzugreifen. Die letzten dienen vorzüglich dazu, die Schnelligkeit des Thieres auf der Flucht zu beschränken. Zu wiederholten Malen bemüht sich der Harpunirer, mit seiner Waffe an derjenigen Stelle das Thier zu treffen, wo der Körper in den Schwanz übergeht; und gelingt es ihm, hier eins der größeren Blutgefäße zu durchschneiden, so ist die Schnelligkeit fast um die Hälfte gemindert. Ist das Thier endlich todt, so wird auf dem Boote oder auf dem Thiere selbst eine Flagge aufgesteckt und von allen Barken ertönt ein lautes Hurrah. Der Walfisch wird nun mit Seilen ans Schiff oder ans Land gezogen und von den Speckschneidern mit Stiefeln bestiegen, an denen sich eiserne Haken befinden. Mittels scharfer Aexte und Schaufeln löst man den Speck in ungeheueren Streifen ab und verpackt ihn entweder sogleich in Tonnen, oder zerläßt ihn erst am Feuer und behält nur den Thran. Man gewinnt im Durchschnitt von einem Walfisch 120 Tonnen Thran. An Fischbein liefert ein großes Thier 2000 bis 3000 Pfund. Thran und Fischbein zusammen haben einen Werth von ungefähr 5000 Thalern. Die übrigen Theile des Walfisches, nämlich Fleisch, Knochen und Eingeweide werden nicht weiter benützt, sondern den Wellen und den Scharen von Raubvögeln und Haifischen überlassen, die schon längst auf die Beute lauerten. Die Nordländer essen Fleisch und Speck des Walfisches, und von jungen Thieren soll ersteres auch recht angenehm schmecken. Ebenso werden auch die Knochen und Sehnen von ihnen benützt.

Lüben.

15. Der Wasserfall.

Wir kamen auf dem Rückwege aus dem Gebirge noch eben vor dem Ausbruche eines mächtig aufsteigenden Gewitters in einem Dörfchen an, das in einem steil ablaufenden Thale an den Abhängen der einschließenden Berge lag. Schon fielen einige dicke Regentropfen; das Donnern wurde häufiger und stärker, die Blitze sichtbarer, und der vorlaufende Wind eiliger und unruhiger. Wir wollten in das nächste Wirthshaus einbiegen, als wir einige Schritte weiter ein kräftiges Rauschen vernahmen; wir eilten hin und standen wie verzückt vor einer wunderschönen Erscheinung. Das Häuschen mit dem Strohdache, welches jenseits des tiefen Hohlweges am Abhange des Berges

lag, war eine Mühle. An der westlichen Seite, nach welcher das Thal in die offene Ebene ablief, war der Wassergraben und das große Mühlrad; daran stieß ein kleiner Garten, in dessen vorderem Theile auf saftigem Grasboden viele Obstbäume standen; in dem hinteren Theile aber, so viel wir davon erblickten, blühten eben die duftigen Bohnen. Zwischen den Obstbäumen hindurch strahlte uns die Sonne entgegen, welche dem Untergange nahe war. Sie lag enge zwischen zwei dunklen Wolkenspitzen, deren innere Seiten sie mit solcher weißen Glut ergriff, daß es nicht anders anzusehen war, als würde das reinste Silber geschmolzen. Die Klarheit der Sonne selbst war so licht und doch so milde, daß wir keinen Vergleich dafür fanden. Diese Helle nun schimmerte durch die grünen Bäume über die blühenden Bohnen und das dunklere Gras in das bläuliche Wasser hinein, das mächtig und schäumend über das Rad herabrauschte und feines, buntes Getröpfel in die Strahlen emporspritzte. Die Blätter der Bäume waren in einer zuckend raschen Bewegung, von der man nicht wußte, ob sie von dem Getriebe des Windes oder von der wogenden Lichtglut herkam. Der Blick zur Sonne war zugleich die einzig offene Aussicht, welche wir an dieser Stelle hatten; denn der Hohlweg war mit hohen Pappeln bepflanzt. Wir konnten daher von dem eigentlichen Wettergewölke nur denjenigen Theil sehen, der schon über uns schwebte. Desto geheimnißvoller aber nahm sich der Donner aus, der seinen erhabenen Ton zu dem Rauschen des Wassers gesellte, und desto schauerlicher und heiliger wirkte der Blitzstrahl, der vor unsern Augen die schimmernden Bäume und das blendende Wasser mit gewaltigem Lichte überkreuzte und uns durch den darauf folgenden Regenguß nöthigte, den seltenen Anblick zu verlassen und eiligst ins Haus zu flüchten. Aus Bone's Lesebuch.

16. Der Winter.

Der Winter wird allgemein als die unangenehmste Jahreszeit betrachtet, der Arme sieht ihm mit Besorgniß, der Kranke und Leidende mit Bangigkeit entgegen, und gewiß gibt es wenig Menschen, die sich auf seine Ankunft freuen.

Die Sonne erhebt sich erst spät über den Horizont und geht schon frühzeitig wieder unter, und die an sich so kurzen Tage werden nicht selten durch Nebel und dunkle Wolken getrübt. Auch an heiteren Tagen fallen die Sonnenstrahlen nur schräg auf die Erde und können ihr wenig Wärme entlocken. Oft durchbrausen heftige Stürme die Luft, oder ein scharfer, kalter Ostwind bringt überall Erstarrung hervor. Die Erde bedeckt sich mit Schnee, die Flüsse mit Eis; die Aeste und Zweige der Bäume sind mit Schnee und Reif beladen, das Dach des Hauses mit langen spitzen Eiszapfen umhängt.

Die Pflanzen erliegen, vom Froste geknickt; der Schmuck der Wiesen und Felder ist dahin. Die Bäume des Waldes stehen kahl, und scharfe Winde entführen ihnen die letzten dürren Blätter. Die Gärten sind

zerstört; unter aufgehäuftem dürren Laube ruhen einige der zarteren Pflanzen, und Hüllen von Stroh umgeben die Stämme der empfindlicheren Obstbäume, oder bedecken die niedergelegten Reben des Weinstocks. Der Chor der munteren Singvögel ist verstummt; die Insekten schlummern, in tiefe Höhlen versteckt. Die Thiere des Feldes und des Waldes halten ihren Winterschlaf; nur hin und wieder irrt das Wild scheu im Walde umher. Einzelne Vögel, die sonst das freie Feld geliebt, wie die Krähen, suchen die Wohnungen der Menschen auf, um die nothdürftigste Nahrung zu finden.

So ruht die ganze Natur; nur der Mensch versteht es, der rauhen Witterung zu trotzen. Er sucht das warme Zimmer und weiß sich auch dort nützlich zu beschäftigen. Der Landmann ist im Hause, im Stall und in der Scheune beschäftigt, die Frauen und Mägde spinnen. Der Jäger aber geht auch im Winter hinaus in den Wald. In dem frischgefallenen Schnee verfolgt er die Spur des Wildes, und trotz des bittersten Frostes beaufsichtigt er seine Leute, die draußen beschäftigt sind, um Holz zur Feuerung einzufahren.

Zeigt uns der Winter auch, daß alles Irdische vergänglich ist, so ist er doch nicht ganz freudenleer. Besonders bietet das Leben in der Stadt eine Menge von Annehmlichkeiten dar. Fröhliche Geselligkeit und das Lesen unterhaltender Bücher bilden den Zeitvertreib der Erwachsenen; die Kinder aber ergötzen sich auf der Eisbahn mit Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren, oder bauen sich eine Festung aus Schnee, die mit Schneeballen tapfer vertheidigt wird. Die schönste Freude aber bringt ihnen das Christfest, an welchem so herrliche Gaben die Kleinen erfreuen; und hat erst das neue Jahr begonnen, dann werden die Tage wieder länger, und alles harrt mit Sehnsucht des kommenden Frühlings.

17. Die Erde.

Die Erde, welche gewöhnlich als eines der vier Elemente bezeichnet wird, bildet unsern Wohnplatz. Sie bietet nicht überall dieselbe Erscheinung dar. An manchen Orten ist der Boden eben, oder höchstens etwas wellenförmig und hügelig; an anderen Orten dagegen erheben sich Gebirge und Felsmassen, oder große Steine liegen zerstreut umher. Der feste Erdboden besteht aus Lehm, Thon oder Sand; an den tiefer liegenden Stellen sammelt sich das Wasser an.

Das Innere der Erde ist wenig bekannt; selbst die Bergleute, welche unter der Erde ihre Beschäftigung haben, sind nur zu mäßiger Tiefe vorgedrungen. Da die Wärme nach unten zunimmt, so vermuthet man im Innern ein großes Feuer, was um so wahrscheinlicher ist, als sich an vielen Stellen der Erde Vulkane oder feuerspeiende Berge erheben, welche von Zeit zu Zeit Feuerströme, glühende Steine, geschmolzene Massen und Asche emporschleudern.

Freundlicher sieht es dagegen auf der Oberfläche aus. Hier wechseln Felder und Wiesen, Wälder und Heidestrecken, Sumpf- und

Moorgegenden auf die mannigfaltigste Weise mit einander ab und fordern den Menschen auf, sie für seine Zwecke zu benützen. Dies hat er denn auch gethan, und so ist der ursprüngliche oder natürliche Zustand der Erde bedeutend verändert worden. Die Felder hat man in Aecker, die Wälder in Forsten verwandelt, die Hügel mit Wein und Obst bepflanzt. Für sich selbst haben die Menschen Häuser erbaut und wohnen in Dörfern oder prächtigen Städten, die durch Wege, Landstraßen und Eisenbahnen mit einander in Verbindung stehen. Wo die Erdoberfläche fruchtbar ist, da wird sie überall bebaut, und eine Menge verschiedenartiger Gewächse werden gezogen, welche Menschen und Thieren die nothwendige Nahrung liefern. Wo der Boden dagegen dürr und sandig ist, da bemüht man sich, ihn nach und nach zu verbessern, um so die Fruchtbarkeit der Erde zu erhöhen.

Aber auch das Innere der Erde hat der Mensch sich nutzbar gemacht; denn der Bergmann steigt in die Tiefe hinab, um die dort verborgenen Schätze zu Tage zu fördern. Und eine Menge von edlen und unedlen Metallen, so wie viele kostbare Steine kommen hervor, die wir zu den mannigfaltigsten Zwecken verwenden können.

Indessen ist die Erde nicht bloß ein nützliches Element, sondern sie erfreut uns auch durch ihre Schönheit. Da, wo Gebirge und Thäler, freundliche Hügel und weitgedehnte Ebenen mit einander abwechseln; wo grünende Büsche die Ufer der Bäche bekränzen; wo mächtige Ströme an belebten Städten vorübergleiten: da bietet sie ein liebliches und freundliches Bild dar, und eine Menge von Menschen machen alljährlich Erholungs- und Vergnügungsreisen, um sich an den mannigfachen Naturschönheiten zu erfreuen und zu stärken.

Doch wie jedes der einzelnen Elemente, aus denen die Welt zusammengesetzt ist, seine gefährlichen Seiten hat, so ist dies auch bei der Erde der Fall. Gerade in den schönsten Gegenden finden sich oft Abgründe und Schluchten, an denen man mit Vorsicht vorüber wandern muß; und von den mächtigen Höhen, die unser Staunen erregen, stürzen bisweilen Erd- und Felsmassen herab, die schon ganze Dörfer verschüttet haben. In anderen Gegenden müssen die Reisenden mühsam große Steppen durchwandern, oder sie haben mit den Schrecknissen der Wüste zu kämpfen, und die Bewohner vulkanischer Gegenden werden nicht selten durch Erdbeben oder feurige Lavaströme in Angst und Schrecken versetzt. Glücklicher Weise gehören dergleichen furchtbare Ereignisse zu den Seltenheiten, und wenn der Mensch aufmerksam und vorsichtig ist, so kann er vielen der eben genannten Gefahren mit Leichtigkeit entgehen. Aus Rudolphs Handbuch.

18. Das Hospiz auf dem St. Bernhard.

Zwischen Italien und der Schweiz erhebt sich 7720 Fuß über den Meeresspiegel ein gewaltiger Berg, der die ewige Heimat des Schnees und Eises ist. Wenn auch einmal der rauhe Gipfel die

weiße Hülle ablegt, so bekleidet er sich keineswegs mit Grün, schmückt er sich nicht mit Blumen, sondern zeigt nur seine dürren, kahlen Felsmassen. Der am Fuße des Berges, an der italienischen Seite, so kräftige Pflanzenwuchs schwindet lange vorher, ehe man den Gipfel erreicht. Dort wachsen nur spärlich einige Grasbüschel an geschützten Stellen, die von Felsenvorspringen gebildet werden. Selbst mitten im Sommer kommen furchtbare Stürme vor, die den Schnee herumwirbeln, welcher den Boden bedeckt, und mit jenem vermischen, der aus den Wolken herabfällt, und so die Luft verdunkeln. Ein kleiner See ziemlich hoch oben auf dem Berge verbreitet keineswegs Leben und Bewegung in jenen schauerlich öden Gegenden, sondern erhöht vielmehr deren Traurigkeit. Seine fast immer gefrornen Gewässer bieten nur die matte Weiße des Eises dar, und wenn dies ja einmal aufthauet, so nehmen sie eine dunkle, fast schwarze Farbe an. Ein Wildbach, der in schrecklichen Abgründen auf der schweizerischen Seite herabstürzt, unterbricht allein die Grabesstille des Berges. Das thierische Leben fehlt, wie das Pflanzenleben, und selbst die weißen Rebhühner oder die Schneehühner wagen sich mit ihrem Laufe und Fluge nicht in die Höhe. Zwei Dörfer, von denen das eine an dem italienischen, das andere an dem schweizerischen Abhange des Berges liegt, bezeichnen die Punkte, wo die ganze sibirische Wildniß beginnt. Gleichwohl führt eine der bedeutendsten Straßen, welche Italien mit der Schweiz verbinden, durch diese schauervolle Gegend, wo dem Menschen jede Hilfe abgeht und furchtbare Gefahren ihn bedrohen. Der Uebergang ist so gefährlich, daß schon die Alten das Bedürfniß fühlten, sich unter den Schutz der Gottheit zu stellen, ehe sie die Reise unternahmen. Auf dem Gipfel des Berges war ein Tempel des Jupiter errichtet worden, und die Reisenden legten in demselben Opfergaben nieder, um sich den Gott günstig zu stimmen. Nach der Einführung des Christenthums erwarb sich der heilige Bernhard von Menthon aus Savoyen den Ruhm, aus dem Tempel ein Haus der Barmherzigkeit zu machen. Dieser große Mann, dem seine apostolische glückliche Thätigkeit in den schweizerischen Gebirgen bei dem Volke Ansehen und Liebe erworben hatte, stiftete eine Bruderschaft von Mönchen, deren Heimat jener gefährliche Berg sein sollte. Ihr Leben war ausschließlich dem Beistande der Reisenden und der Rettung derselben aus der Kälte, aus den Stürmen und Lawinen gewidmet. Die Gesellschaft war bald zusammengebracht und ging ans Werk, und seit neun Jahrhunderten erneuert sie sich ununterbrochen, ohne daß jemals ein Platz in ihren Reihen leer geblieben wäre. Man kann die eifrige, thätige Menschenliebe dieser Schüler des heiligen Bernhard nicht hoch genug rühmen; denn sie finden bei der Erfüllung ihrer schweren Aufgabe jeden Schmerz und jede Ermattung des Körpers, so wie die traurigsten und peinlichsten geistigen Eindrücke. Ihre Augen sehen immer nur weite, öde Natur, so wie menschliche Noth und menschliches Elend; niemals erfreuen sie sich jener süßen Augenblicke, welche ein schöner

Himmel, eine laue Luft, eine lachende Gegend oder die Kunst und der Gewerbsfleiß des Menschen geben; niemals genießen sie die Freuden des Lebens, niemals Ruhe und Frieden. Während einige in dem Hospitale alle Arbeiten ihrer freiwillig erwählten dienenden Stellung verrichten, wagen sich andere hinaus in die Stürme und Nebel, untersuchen den Schnee, horchen auf jedes Geräusch und eilen auf die erste Spur, auf den ersten Hilferuf durch alle Gefahren hindurch. Wenn aber auch ihre Kraft der Ergebung und Aufopferung in einem solchen Kampfe mit den Elementen erhöhet wird, so ermattet doch ihre körperliche Kraft bald, ihre Gesundheit wird zerrüttet, und ein frühzeitiges Alter nöthiget sie, ihren schönen Beruf aufzugeben. Selten sieht man auf dem Haupte der Mönche des heiligen Bernhard weißes Haar; nur die kräftige Jugend kann dem Aufenthalte im Hospitale widerstehen. Die schwach gewordenen Mönche finden indeß keine Ruhe, wenn sie auch aus der früheren Thätigkeit zurücktreten müssen; anfangs verrichten sie einen nicht ganz so gefährlichen und beschwerlichen Dienst auf minder hoch gelegenen Posten des Berges; dann durchziehen sie, Almosen sammelnd, die Städte und Dörfer Italiens und der Schweiz; denn das Hospiz, das sonst reich war, besitzt jetzt nur noch geringes Einkommen, und die Mönche müssen, um ihre edle Gastfreundschaft ausüben zu können, zur allgemeinen Mildthätigkeit ihre Zuflucht nehmen.

Die Mönche vom St. Bernhardsberge haben als Begleiter bei ihren heldenmüthigen Arbeiten starke Gehilfen, die sich ihnen mit bewunderungswürdiger Klugheit anschließen und ihren ehrenvollen Ruhm theilen, nämlich die sogenannten Hunde von St. Bernhard. Die Hunde dieser edlen Rasse, die man nur auf den Alpenketten von Wallis in der Schneegegend findet, sind außerordentlich groß und an den vollkommenen kräftigen Gliedern mit langem, rauhem Haar bedeckt; ihre breiten Pfoten scheinen absichtlich so geformt zu sein, damit sie nicht leicht in den Schnee einsinken; ihr Gesicht sieht wild aus, und ihre Haltung ist gebieterisch; ihr ganzes Wesen zeugt von Kraft, und wenn man ihnen in den eisigen Einöden des Berges begegnet, scheinen sie vollkommen zu dem großartigen Aussehen der Gegend zu passen. Aber die Klugheit dieser herrlichen Thiere übertrifft noch die Kraft und Schönheit ihres Körpers. Man glaubt es kaum, mit welchem staunenswürdigen Scharfsinn sie den Auftrag begreifen, den man ihnen gibt, mit welchem Eifer sie die Mönche unterstützen, und mit welchem tiefen Mitgefühle sie den Edelmuth derselben theilen; ja, sie sind menschenfreundlich wie die Mönche. Gleich in den ersten Tagesstunden, nachdem man sie mit einem Korbe versehen hat, in welchem sich Brod und Wein befindet, verlassen sie das Hospiz und gehen auf dem Berge herum, um zu sehen, ob sich in der Nacht unglückliche Reisende verirrt haben. Sie spannen alle ihre Sinne an, das Gesicht, das Gehör, den Geruch, und wenn sie auf der weißen Schneedecke irgend eine andere Farbe oder eine Bewegung entde-

cken, laufen sie sogleich dahin; wenn sich ein klagender Ton in der Ferne hören läßt, antwortet sofort ihre Stimme, um die nahe Befreiung zu verkündigen, und sie eilen in der Richtung des Tones hin; sie halten die Nase hoch und wittern jeden Geruch, den ihnen der Wind zuführt, und sobald ihnen etwas auffällt, werden sie eifrig, wie der beste abgerichtete Jagdhund. Haben sie so etwas entdeckt, so bemühen sie sich mit wahrhaft leidenschaftlicher Thätigkeit und rührender Sorgfalt, dem Opfer der Kälte und der Lawinen beizustehen. Sie bahnen sich einen Weg durch den Schnee zu ihm, lecken ihm das Gesicht und die erstarrten Hände, wärmen den Unglücklichen, indem sie sich an ihn schmiegen, und halten ihm den Korb hin, in welchem sie Lebensmittel tragen; sie suchen ihn emporzuziehen und ihm so beim Aufstehen behilflich zu sein. Sind ihre Versuche unzureichend, so stoßen sie ein langgedehntes Geheul aus, um ihre Kameraden oder die Mönche herbeizurufen, und wenn keine Hilfe kommt, wenn sie vergeblich alles, was sie vermögen, für ihren Schützling gethan haben, laufen sie so schnell wie möglich auf den Gipfel des Berges hinauf und kommen bald mit einigen Mönchen zurück. In Lawinen- und Sturmtagen verdoppelt sich die Wachsamkeit und Thätigkeit im Hospiz, wie die Lootsen in den Häfen im Sturme sich bereit halten; die sämmtlichen Mönche verlassen das Kloster; die Hunde gehen voraus, da nur sie die Wege in dem Nebel und Schneegestöber zu finden vermögen, und die Mönche, die das menschliche Urtheil dem thierischen Instinkte unterwerfen, folgen ihren Führern blindlings; denn sie wissen, daß sie dahin geleitet werden, wo die Wege am mindesten gefährlich sind, und wo Reisende zu retten sein werden. Gleichwohl werden auch diese edlen Thiere bisweilen ein Opfer ihrer menschenfreundlichen Thätigkeit, indem sie in Abgründe stürzen oder unter Schneehaufen begraben werden; es vergeht kein Winter, in dem nicht wenigstens einer dieser Hunde um das Leben käme. Am gefährlichsten war für sie das Jahr 1819, indem sie damals fast alle auf dem Felde der Ehre blieben oder in Folge zu großer Anstrengung starben.

Der Ruhm und die Achtung, welche der Tugend leider so oft abgehen, haben den Hunden vom Hospiz auf dem Bernhard nicht gefehlt. Ihr Lob erschallt von Tausenden von Reisenden seit langer Zeit durch ganz Europa; sie werden in jeder Beschreibung der Alpen ehrenvoll erwähnt, und manche Dichter haben sie besungen.

So viele Beispiele von Personen man auch kennt, welche ihr Leben jenen Hunden verdanken, so erzählen wir hier doch nur zwei derartige Anekdoten.

Einer der Hunde von St. Bernhard traf, als er die Runde machte, auf einen Knaben von etwa sechs Jahren, dessen Mutter in einen Abgrund gestürzt und nicht zu finden war. Das arme Kind lag, von Hunger, Schmerz und Anstrengung erschöpft, durch die Kälte erstarrt, im Schnee und winselte kläglich. Der Hund lief hinzu

und machte die Lebensmittel bemerklich, die er im Korbe an seinem Halse trug. Das Kind fürchtete sich vor dem großen, zottigen Hunde und suchte sich zu verstecken. Da hob der Hund, um dem Knaben Muth zu machen, sanft die eine Pfote, legte sie ihm noch sanfter auf das Bein und leckte ihm die erstarrten Hände. Der Knabe suchte sich aufzurichten, aber seine Arme und Beine, sein ganzer Körper war so erstarrt und steif, daß er nicht gehen konnte. Das gute Thier drängte sich mitleidig dicht an den Knaben und gab ihm zu verstehen, daß er auf ihn reiten möchte. Der Knabe setzte sich wirklich, so gut es gehen wollte, auf, oder legte sich vielmehr fest auf den Hund, und dieser trug ihn so vorsichtig bis in das Hospiz, wo man alles that, um das Kind zu erwärmen. Diese That des Hundes machte in der ganzen Umgegend gerechtes Aufsehen. Ein reicher Mann nahm den geretteten Knaben zu sich und ließ sogar den rührenden Vorfall durch einen geschickten Künstler in Bern malen. Dieses Gemälde wurde später in dem Kloster auf dem Berge aufgehängt.

Der Ritter Kaspar von Brandenburg wurde mit seinem Diener von einer Lawine verschüttet, als sie über den St. Gotthard reisten. Der Hund, welcher sie begleitete und diesem Unfalle entgangen war, verließ den Ort nicht. Glücklicher Weise befand sich ein Kloster in der Nähe. Das treue Thier kratzte in dem Schnee und heulte lange laut, ja, es lief mehrmals in das Kloster und kam dann zurück. Die Leute im Hause wurden endlich aufmerksam und gingen nach; der Hund führte sie dahin, wo er im Schnee gekratzt hatte, und der Ritter nebst den Dienern wurden nach 36 Stunden glücklich wieder ausgegraben. Sie hatten deutlich das Bellen und Heulen des Hundes, so wie das Gespräch ihrer Befreier gehört. In der St. Oswalds-Kirche in Zug zeigt man noch heutigen Tages das Grabmal des Ritters, auf dem er mit einem Hunde dargestellt ist. Der Hund war von der Rasse der St. Bernhards-Hunde.

Noch ehe eine fahrbare Straße über den St. Bernhard gebaut war, zog Napoleon mit seinem Heere über diese Höhen und verlor bei diesem außerordentlichen Unternehmen nur zehn Mann. Aber schon lange vor ihm ging Hannibal hier oder in der Nähe über die Alpen, wobei er aber freilich die Hälfte seiner Mannschaft einbüßte.

Illustr. Jugendzeitung.

19. Das Reh.

Das Reh ist im Sommer rothbraun, im Winter röthlichgrau mit weißem Spiegel an dem hinteren Theil der Schenkel; an jeder Seite der schwarzen Oberlippe ein weißer Fleck; Kinn weiß, an der Kehle ein weißer Fleck. Die Jungen gefleckt. Man findet, allein selten, weiße, gescheckte, auch fast schwarze Rehe. Das Geweih ist vielfachen Veränderungen unterworfen; bald kommen fast alle Enden als Spieße über der Rose zugleich zum Vorschein, bald krümmen sich beide Stangen als Knorren gleich über der Rose nach unten.

Das weibliche Thier, Rehgeiß, Geiß oder Ricke, hat einen schmäleren Kopf, längeren, dünneren Hals und schlankeren Körper, und trägt den Hals beständig niedrig.

Der Bock erreicht eine Länge von vierthalb und eine Höhe von dritthalb Fuß. Dieses in seinem ganzen Wesen und in allen seinen Bewegungen höchst zierliche Geschöpf, unsere kleinste Hirschart, scheint Europa, die nördlichsten Länder ausgenommen, eigenthümlich zu sein. In der Schweiz ist es die einzige Hirschart, und da es an manchen Orten gehegt wird, nicht sehr selten. In England, wo man es sehr häufig in Parks findet, ist es im freien Zustande ausgerottet, in den schottischen Hochländern dagegen findet es sich sehr häufig.

Zu seinem Aufenthalte liebt es etwas gebirgige oder wenigstens hochgelegene Gegenden. Niedrige sumpfige Orte, die der Dammhirsch verträgt, sind ihm zuwider. Am liebsten sind ihm lichte Schläge, die einen schlechten Boden haben, wo Brombeersträuche im Ueberflusse wachsen, und die an Saatfelder stossen.

Das Reh ist ein munteres, um vieles aufgeweckteres Thier, als der Hirsch, auch reinlicher, da es sich nie in Pfuhlen wälzt, wie dieser. Seine vollen glänzenden Augen beseelt ein Feuer, das ganz mit seinen raschen Bewegungen und seiner Leichtigkeit im Springen übereinstimmt. Es ist listiger und viel flüchtiger als der Hirsch; und dies mag viel dazu beigetragen haben, daß seine Art an vielen Orten noch vorkommt, wo der Hirsch längst ausgerottet ist. So sehr es bergige Anhöhen liebt, so findet es sich doch nicht auf hohen Gebirgen und fehlt daher auf den Alpen gänzlich.

Seine Fährte hinterläßt eine viel stärkere Witterung, welche die Hunde im Verfolgen hitziger macht, als die des Hirsches; allein durch die Flüchtigkeit seines ersten Laufs läßt es den Hund bald hinter sich und weiß durch mannigfaltige Umwege die Hunde irre zu führen; auch pflegt es gleich bei frischen Kräften zur List seine Zuflucht zu nehmen; ist es aber entkräftet, so verdoppelt es seine Kreuzsprünge, macht mitten im Laufe einen starken Absprung zur Seite, drückt sich, wie ein Hase, nieder und läßt die ganze Meute seiner aufgehetzten, bellenden Feinde an sich vorüberziehen. Wenn ihm der Wind entgegenkommt, wittert es den Menschen auf dreihundert Schritte, und wenn man ihm unvermuthet aufstößt, stutzt es im ersten Augenblicke, ist dann aber wie der Blitz davon, in welchem Falle der Bock ein Bellen hören läßt, welches der Jäger schmälen nennt. Dieser Ton schallt weit und wird dreimal wiederholt. Die Jungen, Kitzen, geben klagende Töne von sich, die nachgeahmt, die Ricke bis vor den Jäger locken können.

Der Bock tritt, beim Ausgang aus dem Wald, zuerst mit halbem Leibe aus dem Gehölze, wittert, ob keine Gefahr für seine Familie vorhanden ist, und geht zuletzt in den Wald zurück. In der Gefahr läßt die Mutter sich für ihre Jungen jagen, die sie ins Gestrüpp verborgen hat, und weiß geschickt die Feinde abzulenken, um

auf weiten Umwegen zu ihren Jungen zurückzukehren; allein trotz aller List wird dennoch manches Junge theils von Menschen, theils von Raubthieren gefangen. In einem Schlage findet man gewöhnlich eine Familie von vier Stück, und nur, wenn der Bock weggeschossen ist, gesellt sich die Ricke zu einer andern Familie, sonst bleiben die Familien in der Regel von einander entfernt.

Jung aufgezogen, sind sie allerliebste Geschöpfe, allein die Böcke nur so lange, bis sie ein tüchtiges Gehörn aufgesetzt haben, wo sie sich fühlen und mit ihrem Geweih jeden zu stossen versuchen. Man bindet ihnen dann ein Leder vor die Augen, daß sie nicht gerade vor sich hinsehen können. Wie groß die Gewalt ist, die sie in ihrem Kopfe besitzen, und wie gefährlich sie verwunden können, kann man aus folgendem Beispiel erkennen. Ein Spießbock stieß einem andern sein Gehörn (ohne Enden) über dem Auge in die Stirnhöhle und durch den Gaumen bis zur Zunge, wo dann das Gehörn abbrach. Von der gräßlichen Wunde geheilt, wurde der Gestossene im folgenden Herbste geschossen. Das Reh wird zwölf bis sechzehn Jahre alt.

Kaup.

20. Der Fußpfad.

Von meinem Geburtsorte bis zum nächsten Dörfchen führt ein Fußpfad, den ich besonders lieb gewonnen habe. Aus unserm Wohnhause komme ich zuerst an der Kirche vorbei, die am äußersten Ende des Ortes liegt; dort stehe ich gewöhnlich still und betrachte das alterthümliche Gebäude, das ehemals ein Heidentempel gewesen sein soll. Dann muß ich über einen tief ausgefahrenen Fuhrweg springen, in dessen Geleisen gewöhnlich ein gelbliches Wasser fließt. Auf der andern Seite steht das Schulhaus mit seinem Thürmchen, dessen Glöcklein ich oft gezogen habe. Von hier beginnt der eigentliche Fußpfad, so daß die Schule zwischen ihm und dem Fuhrwege in der Mitte liegt. Er schlingt sich zwischen dem Baumgarten der Schule und einem offenen Grasfelde, worauf die Kinder spielen dürfen, einen mäßigen Hügel hinan. Am Ende des Grasplatzes wird der Pfad von den hohen und dichten Dornenhecken der Gärten, welche rechts und links liegen, so enge eingeschlossen, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können. Da ist man ohne alle Aussicht, und wenn die Hecken recht mit der Fülle des Laubes bewachsen sind, so geht man wie in einer dunklen Halle. Nach einigen Krümmungen sieht man gegen die Höhe zu Licht schimmern und am Ausgange auf der linken Seite eine dunkelgrüne Tanne emporragen. Dort hebt sich links eine fruchtbare Feldflur noch höher den Hügel hinan, der oben mit Tannenwald wie mit einer Krone geziert ist. Der Pfad aber hält sich rechts an die Gärten und führt über ein ebenes Rasenplätzchen, das mit zartem Wiesenklee, Marienblümchen und allerlei Kräutern bewachsen ist. Dort habe ich eine meiner Lieblingsstellen. Innerhalb der Hecke, die hier aus Buchen- und Haselstauden besteht, erheben sich mehrere Obst-

bäume, deren Zweige eine sanfte Beschattung über den Rasenplatz werfen. Am Ende dieser freundlichen Ruhestelle wird man plötzlich durch den Anblick des Kirchhofes mit seinen Grabhügeln und Kreuzen überrascht. Er liegt rechts den Gärten gegenüber und ist von diesen getrennt durch eine tiefe und breite Schlucht, durch welche der Fahrweg führt. Der Fußpfad läuft schräg und jäh in dieselbe hinein. Sie theilt sich unten in mehrere Seitenschluchten, so daß es in der Tiefe recht schauerlich aussieht. Kommt man aber auf der andern Seite wieder empor, dann hat man den Kirchhof gerade hinter sich und wandert durch Fruchtfelder einen sanft ansteigenden Hügel hinan. Beim Rückblicke sieht man links vom Kirchhofe ein enges, sehr grasreiches Wiesenthal, und je höher man steigt, desto freundlicher und bunter wird die Aussicht, die sich hinter einem bildet. Auf der Höhe des Hügels habe ich meinen Hauptstillstand; denn von hier aus kann ich die ganze Umgebung meiner Heimat übersehen. Von den Häusern jedoch sehe ich keines; sie liegen zwischen Bäumen versteckt. Nur der Thurm, die Kirche und die Schule, welche höher stehen, ragen mit ihrem weißen Mauerwerk und den blauen Schieferdächern hervor. Auf der andern Seite des Hügels sieht man das freundliche Dörfchen, das aus sieben Häusern besteht, tief im Thale zwischen hohen Bäumen schimmern. Der Fußpfad führt so lieblich und bequem zu demselben hinab, daß es einem zu Muthe wird, als müsse man im kindlichen Trabe hinunterlaufen.

Als ich einmal mit meiner Mutter das Dörfchen besuchen wollte, und wie gewöhnlich bei unserer Kirche stehen blieb, sagte sie: „So ist's recht! Aller Anfang mit Gott! In dieser Kirche bist du getauft worden!" Diese Bedeutung meines Stillstehens war mir noch nie zum Bewußtsein gekommen. Als ich daher an die Schule kam und bedachte, daß hier der zweite Abschnitt meiner Jahre begonnen habe, da erschien mir plötzlich der ganze Pfad wie ein Sinnbild des Lebensganges. Alles wurde mir bedeutsam: der Baumgarten zur rechten und der Spielplatz zur linken Seite, die langsam anhebenden Dornhecken, der dunkle Gang, das ferne Lichtschimmern, die grüne Tanne, die Feldmark den Hügel hinauf, das liebliche Ruheplätzchen mit den überschattenden Obstbäumen, der Kirchhof, die Schlucht, die sich erweiternde Aussicht beim Rückblicke, der Weg durch Fruchtfelder, die offene Höhe und der rasch abeilende Pfad zum Ziele.

Aus Bone's Lesebuch.

21. Eine Ueberschwemmung.

(Briefform.)

Denke Dir, lieber Onkel! unseren Schrecken, als wir in der Nacht vom 14. auf den 15. dieses Monats plötzlich durch die Sturmglocke aus dem ersten Schlafe aufgeweckt wurden. Die Mutter hatte die Schreckenstöne zuerst vernommen; schnell weckte sie alle Hausgenossen, noch nicht wissend, was für ein Unglück unsern Ort bedrohte.

Zwar hatten wir in den vergangenen Tagen davon gehört, daß der Rhein mit hohem Wasser gehe; auch hätten wir uns nach dem anhaltenden Regenwetter auf eine Ueberschwemmung gefaßt machen sollen; daß aber die Gefahr so schnell und so schrecklich uns überfallen würde, das hatte niemand erwartet. Als wir angekleidet waren und uns vom ersten Schrecken etwas erholt hatten, hörten wir deutlich in der Ferne das Brausen der Flut. Nun durften wir nicht mehr zweifeln, was geschehen sei. Der uns schützende Rheindamm mußte durchbrochen sein. Kaum hatten wir diese Befürchtung gegen einander ausgesprochen, als wir unser Haus von den Wogen umringt sahen. Gleichzeitig erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der das ganze Haus erschütterte. Ein banges Entsetzen durchzuckte unsere Glieder. Wir hoben unsere Hände gen Himmel und flehten um Schutz und Rettung. — Freue Dich mit uns, lieber Onkel, die Gefahr ist vorüber; Gott hat uns erhalten. Aber was hatten wir in dieser schrecklichen Nacht nicht alles auszustehen!

Kaum blieb uns Zeit genug übrig, die besten Gegenstände aus dem unteren Stockwerke in das mittlere zu bringen. Was im Keller war, mußten wir dem Verderben überlassen. In weniger als einer halben Stunde war das Wasser zehn Fuß hoch im Hause. Die brausende Flut stieß so heftig an die linke Seite des Hauses, daß wir jeden Augenblick den Durchbruch befürchten mußten. Allein auch diese Gefahr ging glücklich vorüber. Endlich brach der heißersehnte Tag an. Welch ein Anblick! Die ganze breite Gegend rings umher war überschwemmt. Die höchsten Bäume reichten nur mit ihren Gipfeln aus dem unermeßlichen Meere, und einzelne Häuser standen bis ans Dach im Wasser. Unser Herz erbebte bei dem Gedanken an das unberechenbare Unglück, das Menschen und Vieh betroffen haben mußte. Doch schon am ersten Tage sank das Wasser merklich, und am folgenden Tage konnten wir trockenen Fußes den Hügel besteigen. Da sahen wir denn schon die Spuren des ungeheueren Unglücks. Der Strom trieb zu unseren Füßen eine Menge Bauholz und Hausgeräthschaften vorbei; mehrere Thierleichname schwammen vorüber; ja selbst den Leichnam eines Menschen sahen wir in der Ferne.

Wir können Gott für unsere Erhaltung und Rettung nicht genug danken.

Bevor uns noch die Berichte über die Größe des Unglückes, das unsere Gegend betroffen hat, zugegangen sind, habe ich Dir, theurer Onkel! die Nachricht von unserm Wohlsein geben wollen, um Dich aller Verlegenheit, in die Du unsertwegen versetzt sein möchtest, zu entreißen. In den nächsten Tagen schreibe ich Dir den ferneren Verlauf der Sache.

Sei von uns allen herzlich gegrüßt!

Diesterweg.

22. Das Siegthal bei der Stadt Siegen (in Westphalen).

Kommt man auf der Reise durch das Oberbergische, wo sich dem Auge des Wanderers so wenig Erfreuliches und Anziehendes darbietet, auf die Höhe, drei Stunden von der Stadt Siegen entfernt, so thut man den ersten Blick in das reizende Thal der Sieg. Sie selbst erblickt man in der Ferne als einen dünnen silberhellen Faden, der sich durch lachende Auen hindurch schlängelt. Auf beiden Seiten gewahrt man eine Menge Höfe und Dörfer, und hier und da steigt eine Feuersäule in die Höhe. Auch vernimmt man ganz aus der Ferne den hellen Schlag größerer und kleinerer Eisenhämmer. Belebt durch diese Wahrnehmungen, beschleunigt man die Schritte von der Höhe herab, um den Kunstfleiß der Menschen in der Nähe zu beobachten. Bald ist man in dem ersten freundlichen Dorfe des Siegthales. Von hier aus zieht sich die Straße längs der mit jungem Holze bewachsenen Berge in der Ebene fort, bis nach Siegen. Auf beiden Seiten der Landstraße, zwischen den Hügelreihen, ist das Land entweder als Ackerland benutzt, oder der Boden ist zu künstlichen Wiesen umgeschaffen, welche eine mehr als dreifache Ernte liefern, oder man befindet sich zwischen reinlichen Häusern, welche von dem Wohlstande der Bewohner Zeugniß ablegen. Bis Siegen reiht sich beinahe ein Dorf an das andere. In den meisten befinden sich Eisenhütten und Eisenhämmer, sowohl Roheisen-, als auch Stahl- und Reckhämmer. Ohne die Landstraße verlassen zu müssen, sieht man hier die Hammerschmiede eine ungeheure, glühende Eisenmasse mit nervigen Armen unter dem Hammer regieren; dort fließt die geschmolzene Eisenmasse, gleich einem Lavastrom aus dem glühenden Ofen. Eine Menge Fuhrleute begegnen dem Wanderer, die theils den Roheisenstein von den nahen Gruben zu den Hüttenwerken fahren, theils die Schmiedekohlen aus dem Oberbergischen den Hütten zuführen, theils das geschmiedete Eisen nach den Fabriken in Solingen, Remscheid und Iserlohn schaffen. Ueberall herrscht Leben und Thätigkeit.

Das Berg-, Hütten- und Hammerwesen begründet den Wohlstand des gesegneten Ländchens; Betriebsamkeit und Fleiß der Bewohner benutzt und erhält ihn. Wo ohne diese Eigenschaften nur ärmliche Hütten stehen und wenige Menschen sich kümmerlich ernähren würden, da entsteigen jetzt bequeme, zum Theil prachtvolle Wohnungen dem Boden, und Tausende von Menschen führen in Thätigkeit und Frohsinn ein glückliches Leben.

In der ganzen Umgegend ist der Siegländer durch seine Thätigkeit und Geradheit geachtet; der Fremde knüpft gerne Handelsverbindungen mit ihm an, und der Reisende durchzieht mit freudigem Erstaunen das lachende Thal bis zur Stadt Siegen, von wo aus man noch einen reizenden Blick in das Siegthal genießt.

Diesterweg.

23. Der Sperling.

Wo nur eine Hütte steht und ein Kornfeld daneben, da ist der Sperling zu Hause. Er wohnt mit der Schwalbe gar oft unter einem Dach; aber selten werden zwei ungleichere Nachbaren gefunden. An ihm ist nichts von der Sauberkeit, der Nettigkeit und dem lieblichen Wesen, welche die Schwalbe zu einem so gern gesehenen Gaste machen. Der Sperling ist ein Gassenbube unter den Vögeln. In seinem dicken Kopfe stecken ein Paar rothe, freche Augen, denen man sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen bekümmere, und daß es ihm einerlei sei, was man von ihm denke. Zu diesem dicken Kopfe paßt ganz sein stumpfer Schnabel und sein freches Geschrei. Er gibt sich nicht die geringste Mühe anständig zu sprechen, sondern schreit in den Tag hinein, wie es ihm in die Gurgel kommt. Seine schmutzigen Farben, der graue Kittel, der röthlichbraune Oberkopf und der rußige Schnurrbart, seine untersetzte Gestalt, sein schnurender Flug, Gang, Stimme, Geberde: alles paßt zu seinem ungezogenen Wesen. Während die meisten Singvögel ihre Nester mit ausdauernder Liebe und Sorgfalt bauen, macht diesem Wüstling der Bau wenig Kummer. Wie der Fuchs den Dachs mit arger List aus dem Lager treibt, so thut's der Sperling der Schwalbe mit roher Gewalt. Das fertige, bequeme Gemach gefällt ihm, im unbewachten Augenblicke bricht er ein, und die überraschten Vögel weichen meist ohne Gegenwehr; und versuchen sie auch, ihr Besitzthum wieder zu erobern, so schlägt der Räuber jeden Sturm mit Ungestüm zurück. Das ist das Faust- oder vielmehr das Schnabelrecht; denn ein anderes kennt der gewissenlose Sperling nicht. Zuweilen verschafft sich der zudringliche Schmarotzer wohl auch im Neste des Storches ein Unterkommen, gleichsam als Thurmwächter. Muß er sich endlich noch selbst zur Arbeit bequemen, so ist sie ihm leicht genug und ist zum großen Theil Sache des Weibes. Nahrungssorgen kennt er trotz seiner Gefräßigkeit nicht. Sein Mahl ist ihm bereitet im frisch aufsprossenden Felde, wie in der Herbststoppel. Er nimmt die erste Kirsche vom Baume, und auch die letzte bleibt ihm nicht versteckt. Keine Traube frißt er ganz, sondern flattert von einer zur andern, immer nur die reifsten Beeren anpickend. Zuckererbsen mag er am liebsten, ehe sie hart werden, Getreide, wenn die Körner noch voll Milchsaft sind. Aber der Feinschmecker weiß sich auch in karge Zeit zu schicken. Gemüse, Larven, Raupen, Spinnen: alles verspeist er; doch bleibt Korn seine begehrteste Weide. Dem Säemann folgt er aufs Feld, dem Drescher in die Scheune, dem Knechte zum Futterboden, den Hühnern vor die Hausflur, dem Pferde an die Krippe, den Tauben in den Schlag; ja er durchpickt sogar den Kropf der jungen Täubchen, um Körner daraus zu holen.

Wenn der kecke Landstreicher sich irgendwo eingenistet hat, so vertreibt ihn weder Gewalt noch List. „Wer einen Sperling fangen

will, muß früh aufstehen," sagt das Sprichwort. Vor Buben flieht er, wenn er ihrer ansichtig wird, und bückt man sich, einen Stein oder Erdenkloß gegen ihn aufzuheben, im Augenblicke ist er davon. Sonst mag den Dreisten nicht leicht etwas verscheuchen. Uebermüthig setzt er sich auf Hand und Arm jener wehenden, klappernden Gestalten, die ihn schrecken sollten. In ihrem Schatten trotzt er ihnen und schmaust mit doppeltem Behagen. Ist er einem Netze, einem Blasrohr glücklich entgangen, so macht er gewaltigen Lärm, höhnt und schilt aus seinem Versteck den ungeschickten Jäger, und bald stimmt die ganze Schelmenzunft mit voller Kelle ein. Und welch' ein Mißton ist dieser Sperlingsruf! Dem Spatzen selbst zwar dünkt er Musik; er ermüdet nicht, das schrille „Schelm, Schelm" immer und immer zu wiederholen, obwohl niemand das da capo begehrt; und zur Verzweiflung aller Gesangliebenden läßt er sich gerade da am grellsten vernehmen, wo ein guter Sänger den Hörer erfreuen will. Händel hat er mit seinen Kameraden alle Augenblicke, und dabei gibt es ein Geschrei, daß man es im ganzen Dorfe hören kann.

Drei Viertel des Jahres lebt der Sperling im Ueberfluß. Die Erntezeit bringt er ganz und gar auf dem Acker zu, wo er scharenweise von Garbe zu Garbe schwirrt. Wenn aber endlich alles geleert ist, und er allein mit Krähe, Dohle und Meise zurückgeblieben ist, dann zieht er sich in die Winterquartiere, in die Straßen der Städte, in Höfe und in Ställe zurück. Es kommen die Fasten. Der lärmende Prahler wird still, Kälte und Hunger dringen auf ihn ein; dann sitzt er geduckt im Kreise der Seinen, die Federn ringsum aufgeblasen, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, so daß nur Schnabel und Augen aus dem Pelze hervorlauern, oder er hockt einsam in geschützten Winkeln, sucht ein Fenstersims, einen Schornstein, um den Strahl der Wintersonne oder den Hauch des Herdfeuers aufzufangen; oder er klopft mit kläglicher Miene an das Fenster um ein Almosen. Doch wo nur ein Sonnenstrahl durchs Wolkengrau bricht und der Schnee vom Dache thaut, flugs wacht der alte Muth wieder auf, das lose Gezwitscher und Gehüpf beginnt von neuem. Er weiß ja, daß die Bußzeit bald vorüber ist, und daß der Frühling auch ihm den Tisch zu decken nicht vergißt. Und daher mag man wohl auch einmal ein Sperlingsconcert mit anhören. Es ist ja auch eine Frühlingsstimme. Nach Masius.

24. Die Hunde auf Kamtschatka.

Eine Thiergattung, die zwar in allen Ländern zu den Hausthieren gehört, aber in Rußland auf eine höchst sonderbare Art zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen angewendet wird, sind die Hunde, von denen man fast bei allen Nomaden zahlreiche Herden findet und die besonders bei Kamtschadalen, Ostjäken, östlichen Somojeden, Tungusen und bei einigen Stämmen der Mandschuren als Zugvieh gebraucht werden, eine Bestimmung, die sie sogar unter

den Russen in der Irkutskischen Statthalterschaft (in Sibirien) haben, wo sie in einigen Gegenden die Stelle der Postpferde vertreten. Nirgends aber ist die Zucht dieser Thiere so wichtig und nothwendig, als in Kamtschatka, wo sie die einzige Gattung von zahmen einheimischen Thieren ausmachen, und wo man ihrer eben so wenig entbehren kann, als in anderen Ländern des Hornviehs oder der Pferde.

Die kamtschatkischen Hunde sind in der Größe und Gestalt nur wenig von den großen russischen Bauernhunden verschieden; aber ihre Sitten haben sie durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung fast gänzlich verändert. Sie werden für die besten und dauerhaftesten Läufer unter allen sibirischen Hunden gehalten, und ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft im Ziehen die Glieder verrenken, und daß sich ihre Haare von der heftigen Anstrengung, durch welche das Blut in die äußeren Theile getrieben wird, röthlich färben. Sie besitzen so viele Kräfte, daß vier derselben, die man gewöhnlich vor einen Schlitten spannt, drei erwachsene Menschen nebst anderthalb Pud Gepäck mit großer Leichtigkeit fortziehen. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt fünf bis sechs Pud, und ein einziger Mann kann auf diese Weise bei schlechten Wegen dreißig bis vierzig, bei guten aber achtzig bis hundert und vierzig Werste in einem Tage zurücklegen.

Der hohe Schnee, über welchen die Hunde, ohne einzubrechen, weglaufen, die steilen Gebirge und engen Thäler, die dichtesten, unwegsamen Wälder, die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht oder nicht fest genug zufrieren, die Stürme, welche den Schnee verwehen und keine gebahnten Wege möglich machen, alle diese Umstände zusammengenommen, würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Ueberflusse an denselben, im Winter wenigstens, verhindern, und es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei der größten Kultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anderswo für Pferde ist, und nicht selten wendet man beträchtliche Summen auf den Ankauf derselben und auf die Schönheit ihres Geschirres.

Die Art, wie diese Hunde zu ihrer seltsamen Bestimmung erzogen werden, ist höchst sonderbar. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Füße, lange Ohren, eine spitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben und eine große Munterkeit verrathen. So bald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit anderen, schon abgerichteten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach dieser kurzen Probe werden sie abermals in ihren finsteren Kerker gesperrt, und diese Uebung

wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind. Von diesem Augenblicke an beginnt ihr härtestes Schicksal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihnen der Sommer gewährt. Da sie nämlich in dieser Jahreszeit von keinem Nutzen sind, so bekümmert sich auch niemand um sie, sondern sie genießen eine völlige Freiheit, welche sie vorzüglich zur Stillung ihres Hungers benützen. Ihre einzige Nahrung besteht in Fischen, denen sie diese ganze Zeit über an den Flüssen auflauern, und die sie mit vieler Behendigkeit und List zu fangen wissen. Wenn sie einen Ueberfluß an denselben haben, fressen sie, gleich den Bären, nur die Köpfe und lassen den Ueberrest liegen.

Doch diese Ruhe dauert nur bis in den Oktober; denn da versammelt jeder Eigenthümer seine Hunde und bindet sie in der Nähe seiner Wohnungen an, wo sie zuerst weidlich hungern müssen, um sich ihres überflüssigen Fettes zu entladen und dadurch zum Laufen behender zu werden. Sobald der erste Schnee fällt, geht ihre Plagezeit an, und dann hört man Tag und Nacht ihr schreckliches Geheul, durch welches sie gleichsam ihr hartes Schicksal zu beklagen scheinen. Bei dem schweren Loose, das diese Thiere den Winter hindurch zu tragen haben, besteht ihre Kost nur aus gesäuerten oder in Fäulniß übergegangenen und getrockneten Fischen; und werden ihnen erstere als die bessere Speise nur zur Erquickung und Stärkung gereicht, weil man bemerkt hat, daß sie weichlich werden und leichter ermüden, wenn sie diesen Leckerbissen kurz vor dem Antritt einer Reise erhalten. Ihr gewöhnliches Futter sind verschimmelte und an der Luft getrocknete Fische, ein Schmaus, bei welchem sie sich selten anders, als mit blutendem Maule sättigen können, weil Gräten und Zähne den größten Theil desselben ausmachen. Für diese Härte rächen sie sich auch durch ihre erstaunliche Gefräßigkeit, die keinen Gegenstand verschont, dessen sie habhaft werden können. Mit diebischer List steigen sie die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ihrer tyrannischen Herren; mit unnatürlichem Heißhunger fressen sie Riemen und Lederwerk an, wo sie es finden, und so weit geht ihre Entartung, daß sie selbst um die ekelhaftesten und von allen anderen Thieren verabscheuten Dinge mit einander bis aufs Blut streiten.

Aber nicht bloß in ihrer Gefräßigkeit, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit der thierischen Sitten zeigt sich diese Entartung. Statt der Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit, die der Hund überall seinem Ernährer zeigt, haben die kamtschatkischen Hunde den Charakter heimtückischer Sklaven angenommen. Scheu und unfreundlich meiden sie ihre Herren, unbekümmert um die Sicherheit seines Eigenthums, das sie gegen keinen Unbekannten zu vertheidigen wagen. Fruchtsam und traurig schleichen sie einsam umher und blicken beständig aus Mißtrauen um sich. Mit List und Betrug muß man sie vor die Schlitten zu spannen suchen; während dies geschieht, strecken sie sämmtlich die Köpfe empor und erheben ein wehmüthiges Ge-

schrei; sobald aber die Fahrt beginnt, verstummen sie plötzlich, und dann scheinen sie durch hundert tückische Streiche wetteifernd die Geduld ihrer Führer ermüden oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. Wenn sie an gefährliche Stellen kommen, verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen, und um nicht von einem steilen Berg heruntergestürzt oder in einen Fluß geworfen zu werden, sieht man sich gewöhnlich gezwungen, ihnen den Schlitten zu überlassen, den man selten anders als zerbrochen oder erst beim nächsten Dorf wiederfindet, wenn es ihnen nicht gelungen ist, sich gänzlich in Freiheit zu setzen.

Doch so entartet die Hunde auf Kamtschatka sind, so fehlt es ihnen dennoch nicht an guten Eigenschaften, durch welche sie den Menschen mit ihrem guten Willen nützlich werden können. Außer dem Vortheil, daß man mit diesen leichten Geschöpfen in den unwegsamsten Gebirgen und über den tiefsten Schnee fortkommen kann, sind sie auch treffliche Wegweiser, die in der größten Dunkelheit und beim fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel der Fahrt zu finden wissen. Wird der Sturm so heftig, daß man liegen bleiben muß, wie dies nicht selten geschieht, so legen sich die Hunde neben ihren Herrn und erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben. Auch geben sie die sicherste Anzeige von bevorstehenden Stürmen, indem sie Höhlen in den Schnee graben und sich darin zu verbergen suchen.

Durch diese und viele andere gute Eigenschaften ersetzen die kamtschatkischen Hunde bei weitem den Nachtheil, den ihre Unarten stiften; und welche Ursache sonst, als die hartherzige Tyrannei der Menschen, trägt die Schuld dieser Entartung? So groß ihre Tücke sein mag, so kommt sie doch dem kalten Eigennutze und der Undankbarkeit noch nicht gleich, die diese herabgewürdigten und zur härtesten Knechtschaft mißbrauchten Thiere von den Menschen erdulden. Kaum hat der kamtschatkische Hund durch das Uebermaß seiner Leiden das frühe Alter erreicht, so fordert ihm sein unerbittlicher Herr das Letzte ab, was er noch herzugeben vermag — seine Haut; und eben der hart behandelte Sklave, der seinem Tyrann während eines kurzen und mühseligen Lebens so oft seine thierische Wärme mitgetheilt hatte, leistet ihm seinen Dienst auch nach dem Tode auf eine ähnliche Weise.

Storch.

25. Die Ameisen

sind im Ganzen kleine, nur 2—3 Linien lange Insekten, obschon es auch Zoll lange gibt, mit einem breiten Kopf und dicken Hinterleib, einer schmälern und langen, deutlich in drei Riegel geschiedenen Brust, hinter welcher der Bauchstiel wie eine Schuppe gestaltet, oder zweiringelig ist. Die Oberkiefer sind verhältnißmäßig groß, zangenförmig hervorragend und gezähnelt, die Fühlhörner mäßig und gebrochen, die Augen kleiner als bei irgend einem Geschlechte dieser Ordnung, daher weit von einander, selten mit Nebenaugen; der Stachel ist sehr

klein und fehlt bisweilen ganz. Sie leben gesellig in Erdhaufen mit unregelmäßigen Gängen, und bestehen aus geflügelten Männchen und Weibchen mit söhlig aufliegenden Flügeln, und aus ungeflügelten Arbeitern.

Die Arbeiter besorgen alle Geschäfte in und außer dem Ameisenhaufen; sie tragen denselben aus Erde, Fichtennadeln und andern Splittern zusammen, höhlen ihn und die Erde darunter aus, und sorgen für die Nahrung der Maden und für ein gutes Lager der Puppen, welche sie deßhalb hin- und herschleppen. Ihre großen Kiefer sind Werkzeuge, womit sie das alles verrichten; die Männchen und Weibchen, welche beide in ziemlicher Menge vorhanden sind, haben nichts anderes zu thun, als die Zahl zu vermehren. Die Made ist weiß, fußlos mit einem hornigen, braunen Kopfe, wird geätzt, und spinnt sich bei manchen Gattungen vor der Verpuppung ein. Im Winter sind alle Ameisen in einer Art von Erstarrung und liegen in ihren Haufen ganz unbeweglich, ohne Nahrung zu sich nehmen zu können, welche übrigens sehr verschieden ist; denn im Sommer fressen sie Früchte, todte und selbst lebendige Insekten, am liebsten jedoch Zucker, Honig und andere süße Säfte, besonders von Blattläusen, wo sie den sogenannten Honigthau sehr gierig ablecken, ohne dem Thiere selbst etwas zu thun, wie man geglaubt hat. Will man Blattläuse auf einem Baume suchen, so braucht man nur einem Zuge von Ameisen zu folgen; sie klettern oft auf den Gipfel der höchsten Bäume, um daselbst den süßen Saft, welchen sie in Menge von sich geben, zu holen, wobei sie die Blattläuse auf alle mögliche Weise liebkosen, ohne ihnen das Geringste zu thun, obschon sie gelegentlich große Raupen angreifen. In den Blättern, welche die Blattläuse oft zu Höhlen und Blasen umgestalten, besonders bei den Rüstern und Pappeln, finden sich süße Wassertropfen, welchen die Ameisen sehr nachgehen. Dieses Wasser ist flüssiger Unrath der Blattläuse, welchen man deutlich herauskommen sieht; die auf dem Holunder spritzen ihn sogar weit von sich. Er ist also nichts anderes, als verdauter Pflanzensaft, welchen die Blattläuse beständig einsaugen, und vertrocknet nach einigen Tagen zu einer Art Honig, den man auf allen Blättern findet, worauf Blattläuse wohnen. Solche Honigtröpfchen kommen auch aus den zwei Röhren, welche die Blattläuse hinten auf dem Bauche haben. Sie verzehren auch das Fleisch von größeren Thieren. Legt man einen todten Frosch oder eine Maus vierundzwanzig Stunden in einen großen Haufen von Waldameisen, so kann man ein gut gereinigtes Skelett hervorziehen; läßt man sie aber zu lange darin, so fällt es auseinander, weil die Ameisen auch die Bänder und Knorpel abnagen.

Im Sommer findet man in den Ameisenhaufen eiförmige, weiße Körner, welche man Ameiseneier nennt und den Nachtigallen zum Futter gibt. Sie sind aber schon so groß und oft noch größer als die Ameisen selbst und können mithin nicht ihre Eier sein. Schon

Leeuwenhoek hat in seinen Briefen bewiesen, daß diese sogenannten Eier die Maden oder Puppen in ihren Gespinnsten sind. Nimmt man sie aus dem Nest und streut sie herum, so erblickt man mit Bewunderung, mit welcher ängstlichen Sorgfalt die Ameisen sie wieder zusammen suchen, und zwischen ihren Kiefern in den Haufen zurücktragen. Wird die Erde trocken, so schleppen sie dieselben hinunter, wird sie feucht, so tragen sie sie ganz herauf. Die Eier selbst sind so klein, wie ein Sandkorn, und fast unsichtbar, weiß und glänzend, wie polirt. Die Made hat zwölf Ringel, und an der Puppe sind alle Gliedmassen sichtbar. Die kleinen rothen Ameisen haben einen Stachel, der ein schwaches Jucken verursacht, bisweilen auch Röthe und Geschwulst, weil etwas Gift in den Stich hineinfließt. Dieses Gift haben auch die schwarzen, welchen der Stachel fehlt. Es scheint nichts Anderes als die Ameisensäure selbst zu sein, welche den angenehm säuerlichen Geruch verursacht, wenn man die Haufen durchwühlt. Daß die Männchen keinen Stachel haben, ist überflüßig zu bemerken. Man findet auch gewöhnlich bei den Waldameisen einen Harzkuchen, den man Weihrauch nennt und als Räucherpulver braucht, weil er den angenehmen Geruch der Ameisensäure hat; er besteht übrigens bloß aus dem Harze des Nadelholzes, welches sie, wie andere Splitter ohne besondere Absicht zusammenschleppen. Im August findet man die geflügelten Männchen und Weibchen, welche nach einiger Zeit ausschwärmen und an schönen Abenden in großen Säulen in der Luft auf- und abschweben, um sich zu paaren. Sie verlieren dann bald ihre Flügel, kriechen eine Zeit lang herum, die Männchen sterben, die Weibchen legen ihre Eier in den Haufen und sterben ebenfalls. Nur die Arbeiter überwintern und tragen die Eier tiefer in die Erde, welche im Frühjahre ausschliefen und sich im Mai verpuppen. Um die Puppen zu sammeln, muß man neben den Haufen Schatten machen, und denselben so umwühlen, daß die Eier zerstreut liegen. Die Ameisen tragen sie dann alle in den Schatten zusammen.

Sie sind den Blumen, Kirschen, Birnen und den Bienenstöcken schädlich, auch oft sehr lästig in Häusern, wo sie Zucker suchen, besonders in heißen Ländern. Man vertreibt sie mit Fischthran, Häringslache, Asche, oder tödtet sie mit Arsenik und Zuckerwasser. Nützlich sind sie durch die Ameisensäure, welche man gewinnt, indem man einen Klumpen Ameisen in einem Tuche auspreßt, ferner dadurch, daß sie viel Aas wegschaffen. Oken.

26. Die Wandertaube.

Die Wandertaube ist die berühmteste aller Tauben. Sie hat einen verlängerten zwölffederigen Schwanz, dessen mittlere Federn schwarz und an den Seiten ziemlich weiß sind. Kopf, Rücken, Deckfedern, Bürzel sind schön aschblau, der Nacken ist goldgrün, Kehle und Brust sind rothbraun, und der Bauch ist weiß. Ihre Länge be-

trägt sechzehn Zoll. — Sie wandert in ungeheueren Schwärmen aus den ausgedehnten Strecken diesseits der Stonygebirge nach den übrigen Theilen der vereinigten Staaten, fliegt mit außerordentlicher Geschwindigkeit und kann in der kürzesten Zeit ungeheuere Entfernungen zurücklegen. In New-York schoß man Tauben mit Reis im Kropf, der erst in Georgien und Karolina wächst. Da sie nun dieses Futter in zwölf Stunden vollkommen verdauen, so müssen sie in sechs Stunden über hundert Meilen weit geflogen sein, was auf die Minute ungefähr eine halbe Meile macht. Sie könnten in ein paar Tagen in Europa sein, und wirklich hat man in Schottland im Jahre 1826 eine Wandertaube geschossen.

Der Naturforscher Audubon traf im Herbst 1813 auf einer Reise vom Ufer des Ohio nach Louisville ungeheuere Züge, die von Nordost nach Südwest flogen; er versuchte, die Schwärme zu zählen, und sah in 21 Minuten deren 163 vorüberziehen. Je weiter er reiste, desto mehr traf er solche Züge. Die Luft war damit buchstäblich angefüllt, und die Erde wurde wie durch eine Sonnenfinsterniß verdunkelt. Der Taubenmist fiel in solcher Menge herab, daß man ihn mit Schneeflocken vergleichen konnte, und das beständige Geräusch der Flügelschläge wirkte ganz einschläfernd. Sehr schön waren ihre Schwenkungen, wenn ein Habicht sich blicken ließ. Sie bildeten plötzlich, gleich einem Strome daher fahrend, eine fast ganz dichte Masse, indem sie sich sämmtlich nach der Mitte drängten. Man sah sie dann bald im Zickzack vor dem Falken fliegen, bald dicht an der Erde mit Blitzesschnelle hinfahren, bald senkrecht in die Höhe steigen und oben Schlangenlinien beschreiben. Drei ganze Tage dauerten diese Züge. Die ganze Bevölkerung stand gleichsam unter dem Gewehr und beschoß von allen Seiten die vorüberfliegenden Schwärme, welche besonders am Ufer des Ohio niedrig flogen und so in großer Menge erlegt wurden. Sehr unterhaltend war es, zu beobachten, wie immer ein Schwarm an der Stelle, wo der vorige gewisse Schwenkungen machte, dieselben wiederholte. War z. B. ein Raubvogel auf einen Schwarm gestossen, so wiederholten die folgenden Schwärme dieselben Zickzackbewegungen an derselben Stelle. Man hat die Zahl dieser Tauben und die Menge Futters berechnet, welche sie täglich zu sich nehmen, und die ungeheuere Summe von 1116 Millionen Vögel gefunden, die täglich, auf den Vogel eine halbe Kanne, eine Futtermasse von 557 Millionen Pfund verzehrten. Am Tage streichen sie zuweilen tiefer und verschwinden plötzlich zwischen den Bäumen, wo sie sich auf die Erde setzen und jedes Blatt umwenden, um die Bucheckern zu suchen. Die hintersten Schwärme fliegen beständig über den fressenden hinweg, und dies geht so geschwind hinter einander, daß man glauben sollte, es sei noch alles in Bewegung. Auf diese Weise wird auf einer ungeheueren Fläche von Bucheckern so reiner Tisch gemacht, daß keinem Menschen mehr einfällt, solche zu suchen, wo Tauben gewesen sind. Um Mittag ruhen sie auf Bäumen; aber gegen

Abend fliegen so oft hundert Meilen weit nach ihrem gemeinschaftlichen Nachtlager. Einen dieser Sammelplätze, nach denen sie, von ihrer Ankunft bis zu ihrer Abreise, jeden Abend kommen, besuchte Audubon öfters. Es war ein Wald von hochstämmigen Bäumen, nicht weit von den Ufern des grünen Flusses in Kentuky. Die Breite desselben betrug etwa drei Meilen und die Länge vierzig Meilen. Als er ihn zum ersten Male besuchte, hatten ihn die Tauben schon 14 Tage zum Nachtlager gewählt. Es war etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang, und man sah noch wenig Tauben; aber eine große Menschenmenge mit Pferden und Wagen, mit Gewehren und Munition wohl versehen, hatte an den Grenzen des Waldes mehrere Zelte aufgeschlagen. Zwei Landwirthe aus der Nachbarschaft von Russelsville, etwa hundert Meilen weit, hatten eine Herde von dreihundert Schweinen mitgebracht, um sie mit Taubenfleisch zu mästen. Hier und da saßen die mit Rupfen und Einsalzen beschäftigten Leute mitten unter ungeheuren Haufen dieser Vögel, zum vorläufigen Beweis, was für eine gewaltige Menge hier übernachten müsse; wahrscheinlich waren es die Schwärme, welche sich noch einhundert und fünfzig englische Meilen weit von dieser Schlafstätte ihr Futter suchten. Der Mist dieser Vögel bedeckte den ganzen Boden mehrere Zoll hoch und er sah wie beschneit aus. Durch die ungeheuere Last der zahllosen Tauben waren mehrere Bäume von zwei Fuß Durchmesser über dem Boden abgebrochen, und die Aeste vieler der stärksten Bäume waren so verstümmelt, daß man glauben sollte, es habe hier ein wüthender Orkan gehaust. — Mittlerweile war jedermann zur Jagd gerüstet. Einige thaten Schwefel in eiserne Töpfe; andere versahen sich mit Kienfackeln, viele mit Stangen und die übrigen mit geladenen Schießgewehren. Schon war die Sonne untergegangen und noch keine Taube angelangt, als es plötzlich von allen Seiten erscholl: da kommen sie! Schon in weiter Ferne glich das Geräusch einem scharfen Seewinde, der durch das Takelwerk eines Schiffes fährt, dessen Segel sämmtlich eingezogen sind. Als die Tauben über uns wegflogen, fühlte man deutlich die Strömung der Luft. Die Leute mit den Stangen hatten bald Tausende niedergeschlagen; allein die Tauben kamen in immer dichteren Massen an. Die Feuer wurden angezündet, und nun zeigte sich ein prächtiges und wunderbares Schauspiel. Die millionenweis ankommenden Tauben ließen sich überall eine über der anderen, nieder, bis sie ungeheure, wie Bienenschwärme zusammengeballte Massen bildeten, welche überall an Bäumen hingen. Starke Aeste brachen krachend ab und tödteten im Falle Hunderte von tiefer sitzenden Tauben. Das Ganze war eine wahrhaft fürchterliche Scene von Tumult und Verwirrung. Niemand konnte sich dem andern verständlich machen, denn selbst die Gewehre hörte man nur selten knallen; und daß sie losgeschossen waren, bemerkte man nur daran, daß sie wieder geladen wurden. — Niemand wagte sich selbst an den Ort, wo die gräßliche Verwirrung stattfand; selbst die Schweine waren

bei Zeiten eingepferchet worden. Die ganze Niederlage der Tauben von Seite der Menschen erstreckte sich daher nur auf den äußersten Rand des Waldes; aber im Innern desselben bewirkte die Menge der Tauben selbst den Tod so vieler Kameraden, daß die Verwüstung nicht geringer war. Das Auflesen der getödteten und verwundeten Tauben versparte man bis an den Morgen. Bis nach Mitternacht bemerkte man keine Abnahme in den ankommenden Schwärmen, und das Getöse dauerte die ganze Nacht fort und wurde, wie Audubon sich durch abgeschickte Leute versichern ließ, auch anderthalb Stunden weit gehört. Erst gegen Tagesanbruch trat einige Stille ein, und das Getöse nahm merklich ab; aber noch vor Eintritt der Morgendämmerung fingen die Tauben an, nach einer ganz anderen Seite, als nach der, von welcher sie gekommen waren, fortzuziehen, und bei Sonnenaufgang war keine Taube mehr zu sehen. Die nächtlichen Raubthiere, welche sich während der Nacht gütlich gethan hatten, verbargen sich, und die Geier, Falken und Adler nahmen ihre Stelle ein, um die Früchte dieser Nacht zu genießen. Alle Anwesenden aber beschäftigten sich nur mit dem Auflesen der todten und verwundeten Tauben, bis jeder so viel hatte, als er nur irgend brauchen konnte; alsdann wurden Hunde und Schweine losgelassen, um Nachlese zu halten. — Man sollte denken, durch so fürchterliche Blutbade müßte diese Art bald ausgerottet werden; aber wenn man bedenkt, daß jedes Paar zwei bis vier Junge zieht, so kann eine bedeutende Verminderung erst dann eintreten, wenn mit der immer steigenden Bevölkerung die Wälder gar zu sehr gelichtet werden. Im Jahre 1805 kamen Schooner, deren Ladungen ganz aus Tauben bestanden, die am Hudsonsflusse getödtet waren, nach New-York, wo man das Stück um einen Heller verkaufte. J. Kaup.

27. Das Rennthier.

Das Rennthier heißt das Kameel der Schneewüste, denn es ist den Polarmenschen ebenso unentbehrlich, als dem Araber sein Dromedar. Ist das Kameel ein riesiges Schaf mit den Tugenden des Rindes und des Pferdes, so ist das Rennthier der Hirsch mit der Natur des Rindes und Pferdes. So zierlich in seinem Aeußern, wie das Pferd und der Hirsch, ist das Rennthier nicht; der Kopf, die Stellung des Halses, die Dicke des Leibes machen es dem Rindvieh ähnlich. Die Schultern und der Vorderbug sind sehr stark, und deuten schon darauf hin, daß das Thier nicht zum Jagen und Springen im frischen, grünen Wald, sondern zum Ziehen auf schneeigem, beschwerlichem Wege bestimmt sei. Die Breite seiner Hufe bewahrt es vor dem Einsinken in den Schnee. So ist alles praktisch bei dem Rennthier, wie beim Kameele, alles auf Land und Klima berechnet, und auf Schmuck und Schönheit ist es nicht abgesehen. Doch kann das Rennthier stolz sein auf sein großes, prächtiges Geweih, welches das aller andern Hirscharten bei weitem an Größe übertrifft; man

hat schon einige mit 60 Enden gefunden; auch die Rennthierweibchen tragen Geweihe. Die Absicht des Schöpfers ist darin nicht zu verkennen. Die Thiere brauchen ihr breitzackiges Geweih wie Schaufeln, um den Schnee wegzuscharren, der im Winter ihre Nahrung, das Rennthiermoos, bedeckt; es ist ihnen daher zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrlich. Eine andere Merkwürdigkeit in den körperlichen Eigenschaften des Rennthieres ist der knarrende Ton, den man bei der geringsten Bewegung der Beine hört. Der Zweck dieses Geräusches ist ein höchst wohlthätiger; denn die mit feinem Gehör begabten Rennthier hören es sehr weit, und halten sich dadurch beisammen, namentlich wenn reißende Thiere mit ihrem Angriffe drohen. Das Rennthiere trägt auch den wärmsten Winterrock; kaum hat wohl irgend ein anderes Geschöpf so dickes Fell, als das Rennthier, welches damit nicht nur sich selbst, sondern auch den Menschen vor dem Erfrieren bewahrt. Nur im kalten Klima findet sich das Rennthier wohl. Man hat es versucht, dasselbe in Schweden und Preußen einzubürgern; aber diese Versuche sind alle mißlungen. Freilich kommt es auch vor, wenn in strengen Wintern die Erde mit einer Eisrinde überzogen ist, welche das Thier nicht zu durchbrechen vermag, daß Hunderte den Hungertod sterben; denn die Rennthiere werden zu keiner Zeit in Ställen gefüttert, sondern man treibt sie in die unermeßlichen Waldungen und Gebirge, die Gemeindeweide sind. Aber das größte Uebel verursacht den Thieren im Sommer ein Insekt, so groß wie eine Wespe, das den Namen Rennthierbremse führt, eine wahre Geißel des Rennthieres; denn diese läßt ihre Eier in dem Körper desselben ausbrüten, was allerlei schmerzhaftes Geschwür verursacht. Daran stirbt oft der vierte Theil der Herde. Das Rennthier läuft schneller als das Pferd; man gebraucht es in Sibirien und Kamtschatka zum Reiten und Lasttragen, im Lappland aber vorzugsweise zum Ziehen der Schlitten; es zieht den Schlitten an einem Seil, der zwischen den Beinen durchgeht. Das Leitseil ist am Geweih befestigt. Es kann nur eine Person nebst etwa zehn Pfund Gepäck ziehen; damit macht es aber auch sechs bis zehn Meilen in ebensoviel Stunden, wenn man es nur dann und wann verschnaufen und ein Maul voll Schnee nehmen läßt. Wird es müde, so sieht es sich um und wirft sich endlich nieder; dann muß man es, um die Reise fortsetzen zu können, wenigstens eine Stunde weiden lassen.

Mit der Kraft und Schnelligkeit des Pferdes verbindet das Rennthier die Nutzbarkeit der Kuh; es gibt eine so fette Milch, daß dieselbe zur Hälfte mit Wasser vermischt noch so fett ist, wie Kuhmilch, die sie außerdem noch an Wohlgeschmack übertrifft. Sie verwandelt sich schon durch bloßes Schütteln in Butter. Die Hauptsache aber ist der Käse. Auf das Feuer gelegt träufelt von ihm ein reines Oel, das man sehr wirksam findet gegen die Wirkungen des Frostes; denn auf den erfrornen Theil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der sehr leicht dazu kommt, wenn man es verabsäumt

hat, die erfrorene Stelle mit Schnee zu reiben. Der Käse muß zugleich das Brot ersetzen, das der Lappe und Samojede nicht kennen. Das Fleisch schmeckt angenehm, wird geräuchert und für den Winter aufbewahrt. Aus dem Blut werden Suppen und Würste gemacht; von der Haut verfertigt man Kleider, Schuhe, Bettdecken, Zelte; die Haare benutzt man zu Polstern, Decken; die Knochen zu Nadeln, Messern, Löffeln; die Sehnen zum Nähen und Stricken; die Klauen zu Trinkgefäßen. Also welche Fülle des Nutzens! Eine Gemeinde von 200 Haushaltungen hatte 30,000 Rennthiere, und es wurden jährlich ebensoviele Häute ausgeführt. Ohne dieses nützliche Thier wären die Bewohner des hohen Nordens noch ärmer, als sie im Vergleich mit uns sind; ja es ist die Frage, ob sie überhaupt ohne dasselbe in ihrem Lande ausdauern könnten. Das Rennthier hat einen wunderbaren Instinkt, sich inmitten des Schneegestöbers wieder zurecht zu finden; sein Herr weiß zwar auch nach dem Laufe des Gebirges und den Sternen am Himmel Ort und Richtung zu bestimmen, aber wenn Nebel und Schnee alle Aussicht verbannen, bleibt das kluge Thier seine einzige Rettung.

Aus den Jugendblättern von J. Braun.

28. Die Baumannshöhle.

Die Baumannshöhle liegt in dem Kalkfelsen des linken Bodeufers. Der Weg dahin führt, was ich nicht erwartet hatte, eine ziemliche Strecke weit bergauf. Vor dem Eingange wölbt sich ein weiter, jedoch nicht sehr hoher Bogen, eine Art Thor darstellend, unter dem Tische und Bänke für die Besucher der Höhle angebracht sind. Da der Tag ziemlich heiß war und die Ersteigung des Berges unser Blut etwas in Wallung gebracht, auch einige Schweißtropfen hervorgetrieben hatte, so ermahnten uns die Führer (wir hatten zwei), hier ein wenig Platz zu nehmen und uns abzukühlen, indem es in der Höhle weniger warm sei, als hier draußen. Sie selbst zündeten eine Reihe von Lampen an und überreichten dann jedem von uns eine. Mir wurde es ein wenig unheimlich zu Muthe, als es hieß: „Nun kann's losgehen!" Der Vater faßte mich indeß bei der Hand, so ging alles gut.

Der eigentliche Eingang zur Höhle ist kaum etwas breiter, als eine gewöhnliche Hausthür und dabei so niedrig, daß große Leute sich bücken müssen, wenn sie nicht anstossen wollen. Man gelangt durch denselben nicht sogleich in die Höhle, sondern geht erst einen schmalen, finstern Gang 80 Lachter 30 Zoll (1 Lachter hat 80 Zoll zehntheilig Maß) weit bis zu einer kleinen verschlossenen Thür. Nachdem der vorangehende Führer dieses geöffnet, traten wir in die wirkliche Höhle, welche ungefähr die Ausdehnung eines ziemlich großen Zimmers hat. Der Fußboden ist durch aufgeschüttete Sägspäne seinem größten Theile nach eben, die Decke hoch gewölbt, fast nach der Art der Kreuzgewölbe in alten Klöstern; die Seitenwände dagegen sind

durch unregelmäßig übereinanderliegende, bald weiter vor-, bald mehr zurücktretende Marmorblöcke von bedeutendem Umfange gebildet. Alle Felsenmassen, auch die der Decke nicht ausgenommen, sind dick mit sogenanntem Tropfstein (Stalaktit) überdeckt, der hier und da wunderliche Gestalten bildet. So zeigten uns die Führer an einer Wand das Leiden Christi, nicht weit davon eine knieende, betende Nonne und einen Weihkessel, an der Decke einen Baldachin oder Prozessionshimmel, an welchem sich als ehrwürdige Reliquie der Mantel des Elias und der Rock einer Heiligen findet.

Wie diese Tropfsteinfiguren sich nach und nach, d. h. in einem Zeitraum von Jahrtausenden gebildet haben, kann man noch gegenwärtig sehen. Verhält man sich nämlich ganz ruhig in der Höhle, wozu die ganze Umgebung auffordert, so hört man deutlich überall das Geräusch herabfallender Wassertropfen. Diese Tropfen rühren von dem Regen und Thau auf der Erdoberfläche her, welche nach und nach durch das Gestein gesickert sind und dies dabei zum Theil aufgelöst haben. Der Kalk nun, welchen sie enthalten, lagert sich in der Höhle wieder ab, nachdem das Wasser verdunstet ist, und bildet den Tropfstein.

Mit dieser ersten großen Höhle stehen, die vielen Nebenhöhlen nicht gerechnet, noch fünf andere in Verbindung, die theils höher, theils tiefer liegen. Man gelangt auf Leitern, die von der Feuchtigkeit ganz naß und deshalb nicht eben leicht zu besteigen sind, in dieselben. Die Eingänge dazu sind meist sehr enge und beschwerlich.

Zu den merkwürdigsten Tropfsteingebilden der zweiten Höhle gehört ein Mönch, der das Unglück hatte, von einer Höhe herabzustürzen und in der Mitte entzwei zu bersten; eine Orgel mit drei Reihen aufeinanderstehender Pfeifen, und ein Bergschloß mit mehreren kleinen Thürmen. In der dritten Höhle befindet sich ein Taufstein mit drei darum stehenden Marmorklötzen, denen man die Ehre erwiesen hat, sie Pathen oder Taufzeugen zu nennen, ein Zuckerhut, ein Todtenkopf, eine Hand, ein versteinertes Herz, die Eingeweide eines Thieres und ein Kinderkopf; in der vierten, deren Eingang anfänglich 1 Lachter steigt, dann aber wieder 3 Lachter 60 Zoll fällt und daher etwas beschwerlich zu erreichen ist, außer andern Gegenständen eine starke, 8 Fuß hohe, inwendig hohle Säule, die, mit einem Stocke geschlagen, dumpfe, schauerliche Töne, wie Grabgeläute erklingen läßt. In der fünften Höhle erhebt sich auf Pfeilern der Oelberg; nicht weit davon ist eine Stadt, eine Kanzel, ein Positiv (kleine Orgel), eine Eule, zwei kleine Thürme und ein Kirchenthor. Die sechste Höhle liegt sehr tief, bietet aber sonst keine Merkwürdigkeiten dar.

Um den Eindruck noch zu erhöhen und alles auf einmal besser übersehen zu können, ließ der Vater drei dieser Höhlen durch eine eigenthümliche Mischung von Kalk, Phosphor u. dgl. erleuchten, was

in der einen beim allmäligen Verlöschen wiederholt die Erscheinung darbot, als würde die Luft von Blitzen durchzuckt.

Nachdem wir so eine gute Stunde im Innern der Erde umhergeklettert und des Wunderbaren in so großer Menge angestaunt hatten, waren wir wieder zur ersten Höhle zurückgekommen, in der uns einer der Führer zum Schluß aus dem hier befindlichen, nie versiegenden kleinen Brunnen ein Glas frisches Trinkwasser reichte, von dem ich jedoch aus Furcht, meinen Magen zu versteinern, nicht viel genoß; mein Vater löschte jedoch seinen Durst vollständig, und wie ich sehe, hat es ihm nichts geschadet.

Außerdem zeigte man uns hier auch noch einige Ueberreste, d. h. Knochen von vorweltlichen Thieren, die, nach des Vaters Meinung, wohl dem Höhlenbären angehören mögen.

Zuweilen nimmt man Musiker mit in die Höhle und läßt ein Concert darin aufführen; ja vor zwei Tagen hatte sogar eine Gesellschaft darin getanzt. Das vermöchte ich nicht! In mir wollte das Gefühl der Bewunderung keinem andern Platz machen, am wenigsten einem solchen, welches Tanzende haben. Alles, was man sieht, erinnert hier an Gottes Macht und Größe und stimmt zur Andacht.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn man aus diesen dunkeln Gewölben auf einmal wieder in die Tageshelle tritt; man wird fast geblendet, fühlt sich aber wieder recht leicht und froh ums Herz und erinnert sich dabei unwillkürlich des unglücklichen Entdeckers der Höhle, des Bergmanns Baumann. Dieser bahnte sich, getrieben von Neugier und Verlangen nach Erzen, mit unsäglichen Mühen und Beschwerden einen Weg durch den schon bezeichneten engen Eingang und gelangte so glücklich in die ersten Abtheilungen der Höhle. Beim weiteren Vordringen erlosch ihm aber plötzlich sein Grubenlicht, und er tappte nun, umgeben von der dichtesten Finsterniß, in diesen furchtbaren Schlünden umher, vergebens den Ausgang suchend. Sein Angstruf verhallte in den grausigen Höhlen, ohne das Ohr eines Erdenbewohners zu erreichen. Endlich, nachdem er drei Tage und drei Nächte zehnfach die Angst eines Lebendigbegrabenen ausgestanden hatte, erblickte er den rettenden Lichtstrahl, der ihn wieder zur Oberwelt zurückführte. Hunger, Angst und Anstrengungen hatten seine Kräfte aber so erschöpft, daß er wenige Tage nachher starb. Indessen hatte er doch noch so viel Besinnung, seine Freunde auf die Geheimnisse dieser Höhle aufmerksam zu machen, weshalb sich auch bald mehrere fanden, die seinen Versuch mit gutem Erfolg wiederholten. Die Höhle aber nannten sie ihm zu Ehren Baumannshöhle. Die Zeit der Entdeckung kennt man nicht; doch soll die Höhle schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt gewesen und bereits 1570 von dem Grafen Ernst und Martin von Reinstein besucht worden sein.

Der Baumannshöhle fast gegenüber, also auf dem rechten Bodeufer, befindet sich eine ähnliche Höhle, welche nach dem auf der Thalwand sich erhebenden Bielstein die Bielshöhle heißt. Sie wurde 1672 bei Gelegenheit eines Waldbrandes, der den Eingang sicher machte, entdeckt, aber erst 1788 durch den Bergmann Becker zugänglich gemacht. Wir haben sie, da sie im Ganzen der Baumannshöhle ähnlich ist, nicht besucht, sondern setzten nun unsern Weg nach Elbingerode fort. A. Lüben.

29. Der hohe Staufen.

In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleich weit vom Rhein, vom Lech und dem Bodensee entfernt, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und Kaiser gestanden hat. Weithin ist des Berges Haupt sichtbar, und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so zeigt sich dir sein kahler Scheitel. Er beherrscht ebenso die Gegend und die niederen Berge, wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hauste, die niederen Geschlechter und die Landschaft umher beherrscht hat. Der baumlose Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden übersieht man die schwäbische Alp mit ihren begrünten Höhen oder zackigen Felsen; hinter ihr ragen in weiter bläulicher Ferne, wie Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tyrols und der Schweiz hervor. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt: das reiche württembergische Unterland, das Schwarzwald-Gebirge, und in weiter Ferne die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreis gelagert, von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckars bis zum Ausflusse des Lechs begrenzen die limburgischen und fränkischen Waldungen den Horizont und verhindern die weitere Aussicht. Das sind die äußersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist.

Aber innerhalb dieses Kreises, welch eine bunte Landschaft, welch schönes Gemälde! Wie abwechselnd Thal und Berg, Wälder, Fluren und Flüsse! Welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen einen ungemein heitern Anblick gewähren. Ganz nahe, dem Anscheine nach nur einen Steinwurf weit, liegt am nördlichen Fuße des Berges die Stadt Gmünd, ehemals ein Eigenthum des hohenstaufischen Hauses. Eben so nahe, nur auf des Berges südlicher Seite, breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne württembergische Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besitzthum der hohenstaufischen Familie gehörte. Das frohe Gefühl, in das den Beschauer die lebendige Gegenwart versetzt, wird getrübt bei dem Anblick so vieler in Trümmern liegender naher Bergschlösser, die sich rings über die niedrigen Oerter erheben, und wie Diener oder Vasallen um den sie alle überragenden

hohen Staufen herumstehen. Rechberg, Staufeneck, Helfenstein, Ramsberg, Scharfenberg, Berneck, Drachenstein waren ehemals die Sitze blühender Geschlechter, deren Andenken sogar nur zum Theil verweht ist.

Noch mehr dringt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe deinem Geiste auf, wenn du deine nächsten Umgebungen betrachtest; denn von dem Stammhause der Hohenstaufen ist bis auf ein kleines Stück Mauer auch die letzte Spur verschwunden, und mit Gras und Disteln ist der Schutt überwachsen. Einsame Ziegen weiden an den steilen Wänden des Berges und halb nackte Hirtenknaben tummeln sich auf der luftigen Höhe, wo einst der mächtige Friedrich der Rothbart seine Jugend verlebte. Im Bauernkriege 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennbar war. Die sieben Fuß dicke Ringmauer desselben, zwei feste Thürme, der Buben- und Mannsthurm genannt, und die Thore blieben stehen und standen noch 1588. Seit jener Zeit wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt, die Thürme niedergerissen, der Brunnen verschüttet. Sie wühlten nach Schätzen und fanden Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint hier oben zu trauern über den Untergang der großen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte. Menschenleer ist die Gegend, verlassen sieht sich der Wanderer, und nur das Geläute der Herden oder einer nahen Kirchenglocke dringt hin und wieder zu seinem Ohr.

Am südlichen Abhange des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen. In der alten Kirche desselben, die schon stand, als die Staufen Könige der Deutschen waren, ist eine kleine niedrige Thüre gegen den Berg zu; über derselben befindet sich ein uraltes Wandgemälde, welches den Kaiser Friedrich Barbarossa in eiserner Rüstung vorstellt; unter dem Bilde sind einige deutsche Reime, welche sagen, daß Friedrich oft durch diese Thür in die Kirche gegangen sei. Tiefer unter dem Dorfe auf der Ebene ist ein dichter, großer Wald, in welchem ein paar alte, ganz mit Moos überzogene Eichen stehen; von ihnen geht die Sage unter den Landleuten, daß sie aus der glanzvollen Zeit des hohenstaufischen Geschlechts die einzigen noch überlebenden Ueberreste seien. Wenn diese Sage auch nicht wahr ist, so thut es doch dem Gefühl wohl, sich in die Zeiten zu versetzen, da diese Bäume jung waren, sich jene längst entschwundenen Menschengestalten wieder vorzustellen, wie sie in diesem Forste dem Eber auflauerten und den schnellen Hirsch mit ihren Speeren fällten; es thut dem Gefühle wohl, nach einem so oft wiederholten Wechsel von Geschlechtern, Zeiten und Reichen, eine Creatur, einen Eichbaum anzuschauen, der alle diese Wechsel überlebt hat, der dem stolzen Menschen die Kürze der ihm zugemessenen Zeit vorrückt und ihm zu sagen scheint: Dein Leben währet siebenzig Jahre, wenn es hoch kommt achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; — ich hingegen trotze der Zeit und grüne für und für. Erhard.

30. Der Brunnen am Walde.

Zu denjenigen Stellen, welche mir von der kleinen Fußreise, die wir zu Ende des schönen Maimonats machten, besonders in der Erinnerung bleiben werden, gehört ein Brunnen, den wir in der Nähe eines alten Klosters am Fuße eines steilen Berges fanden. Der Berg ist mit Hochwald von Tannen und Buchen besetzt, unter welchen sich viele Gänge und Pfade durchkreuzen. Wir wollten eben in einer Art von Wettlauf die untersten ausgehauenen Stufen hinaneilen, um unter den schattigen, rauschenden Wipfeln einander wieder zu empfangen und gleichsam zu bewillkommen; da hörten wir rechts hinter dichtem Buschwerk und tief herabhangenden Aesten ein leises Wassergeriesel, welches aus seiner dunklen Schlucht so lieblich emporklang und so freundlich zu sich niederlockte, daß der vorderste von uns sofort stille stand und dann rasch durch das Gebüsch den Weg bahnte: „O wie schön!“ rief er, und was er weiter sprach, hallte schon wie aus einem Gewölbe zu uns herauf. Denn er war wirklich in einem Gewölbe, und die nach außen geöffnete hölzerne Thür versperrte den Nachfolgenden anfänglich den Zutritt, wodurch ihre Neugierde noch vermehrt wurde.

Das Gewölbe ist in den Fuß des Berges gemauert und hat die gewöhnliche Höhe eines Menschen. Wenn man hineintritt, so sieht man in eine lange düstere Höhlung, die kaum einen Fuß Breite hat und einen etwas schauerlichen Eindruck macht. Das Eingangsgewölbe ist geräumiger, so daß eine Person sich ziemlich bequem darin bewegen kann. Nur muß man sich gleich beim Eintritte in Acht nehmen, daß man nicht in das Becken einer brunnenartigen Vertiefung tritt, in welchem sich das Wasser sammelt, das durch eine ausgelegte Rinne aus der dunklen Schleuse heranrieselt. Die Vertiefung ist immer bis unter den hölzernen Rand, von dem sie oben umschlossen ist, gefüllt; das überflüßige Wasser läuft unter der Eingangsschwelle ab und bildet außerhalb in der Schlucht ein rasches Bächlein.

Wir stellten uns einer nach dem andern auf das hölzerne Geschränke und schöpften das Wasser mit der hohlen Hand. Das war eine rechte Lust an dem schwülen Nachmittage! Denn das Wasser war sehr klar und hatte eine kräftige Kühle. Erst als wir uns genugsam an dem Brunnen selbst gelabt und erfreut hatten, sahen wir seine reizende Umgebung. Rings herum stand das üppigste und mannigfaltigste Gesträuch und Gebüsch, das ihn absichtlich zu verstecken und seine Kühle zu vermehren schien. Ueber die Stirn der vorderen Mauer hingen länge Gräser und Blumen wie lockige Haare herab, und über dem Gewölbe nach dem Berge hin standen drei hohe Ulmen, welche ihre Zweige weit über das niedrige Buschwerk ausdehnten und an den Seitenwänden der Schlucht bis fast auf den Boden herabsenkten. Wir gedachten des Mannes, der die liebliche

Stelle ausfindig gemacht und das alles so schön anzuordnen gewußt habe, und lobten vergangene Zeiten. Aus Bone's Lesebuch.

31. Von den Pflanzen.

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirth wohl weiß. Tausend Samenkörner von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt; nicht jede trägt's; aber es ist auch lange noch nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze vierzigtausend Körnlein gezählt, die sie in einem Jahr zur Reife brachte. Man schätzt von einer Eiche, daß sie fünfhundert Jahre leben könne; aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur fünfzigmal Früchte trage, und jedesmal in ihren verbreitetsten Aesten nur fünfhundert Eicheln, so liefert sie doch fünfundzwanzigtausend, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung zu einem Walde von sechshundert fünfundzwanzig Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder tausendmal tausend sei, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom ersten Januar bis zum einunddreißigsten Dezember alle Tage tausend Striche an eine große Wand schreibt, so habt ihr am Ende des zweiten Jahres noch keine Million, sondern erst siebenhundert und dreißigtausend Striche, und erst am sechsundzwanzigsten September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichwald hätte sechshundert fünfundzwanzig solcher Millionen; und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Verhältniß in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken.

Wenn man sich also einmal über die große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele tausend im Boden ersticken oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch, Jahr aus, Jahr ein, ein freudiger und unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe; alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander; die meisten sind klein und leicht und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen; andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkörner von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen: dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten, oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn; und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Forst und Halden auch wahr, daß Etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, Etliches unter den Dornen zu Grunde geht, Etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, Etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer; aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit ungebogenen Spitzen oder Häklein versehen; sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Orte wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel

durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch Wind und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Same dazu auf diese Art über das Meer gekommen sei. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern: Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausführen.

4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Gartenlande und auf den Ackerfurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viele Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich, und wir wissen's wohl; manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum andern, so hat der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selbst gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfrost gedeckt und in der Sommerhitze begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder das Leben rettet, belohnt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentrost und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selbst ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

Hebel.

32. Die Eiche.

Unter unsern einheimischen Waldbäumen gebührt der prächtigen Eiche die erste Stelle, denn sie vereinigt Schönheit mit Stärke und

Nutzen. Sie liefert zum Bau unserer Wohnungen eisenfeste Pfeiler und schmückt unsere Zimmer mit brauchbaren Geräthen. Allen Völkern war sie von jeher ehrwürdig und im Alterthume sogar den Göttern geweiht. — Bei uns gibt es zwei verschiedene Arten der Eichen, die beide in Europa, vorzüglich aber in Deutschland wachsen. Die Wintereiche oder Steineiche hat eine braune, gefurchte Rinde, die aber an den jüngeren Zweigen weißlich und glatt ist. Ihre Blüte erscheint erst am Ende des Monats Mai; die Eicheln wachsen traubenweise an kurzen Stielen, drei bis zwölf Stück neben einander, und reifen im November. Ihr Holz ist etwas röthlich und unter allen europäischen Hölzern das festeste und dauerhafteste. Eine andere Art ist die Sommereiche. Bei dieser erscheinen Blätter und Blüten einige Wochen früher; die Früchte stehen mehr einzeln, an längeren Stielen, und kommen schon im September und Oktober zur Reife. Die Rinde ist auswendig schwärzlich, oft mit weißem Schimmel überzogen; das Holz ist blässer als von jener und wird im Alter etwas schwärzlich.

Die Wurzeln der Eichen verbreiten sich sehr weit in die Erde, und diese bekommen dadurch einen festen und sicheren Stand. Ihr Stamm wächst sehr gerade und erreicht eine ansehnliche Höhe. Die Aeste sind gewöhnlich sehr stark, breiten sich weit aus und stehen in großen Winkeln vom Stamme ab. Ihre Blätter sind groß, stark ausgeschweift, stehen büschelweise zusammen und haben eine dunkelgrüne Farbe, an welcher man die Eichenwälder schon von weitem erkennen kann. Ihre Früchte, die Eicheln, sind rund und haben einen sehr herben Geschmack. Am besten gedeihen die Eichen in hochgelegenen, nur wenig feuchten Wäldern. Ihre starke Ausdünstung macht, daß sie häufig vom Blitze getroffen werden. Die Eichen wachsen sehr langsam, erreichen aber auch ein ungeheueres Alter. Unter zwei bis dreihundert Jahren wird ihr vollkommenes Wachsthum nicht vollendet. Dagegen werden sie aber auch fünfhundert Jahre alt, ja man hat Beispiele von Eichen, die gewiß wenigstens tausend Jahre alt waren.

Den größten Nutzen gewährt die Eiche durch ihr Holz. Weil es sehr fest ist und der Fäulniß gut widersteht, so braucht man es mit Vortheil zum Bauen, besonders zu solchen Dingen, welche der Einwirkung der Luft und des Wassers sehr ausgesetzt sind, wie zu Brückenpfeilern, Mühlwellen und dergleichen. Man verfertigt auch davon sehr dauerhaftes und schönes Hausgeräthe. Wenn man den Baum, gleich nachdem er gefällt ist, ins Wasser legt und dann drei Jahre lang liegen läßt, so wird das Holz nicht rissig. Der Rinde, welche viele herbe, zusammenziehende Bestandtheile enthält, bedient man sich zum Gerben des Leders; man kann aber dazu mit noch mehr Vortheil auch die Sägespäne gebrauchen. Die Eicheln geben eine gute Mastung für die Schweine. Durch den Stich eines Insektes, der Gallwespe, entstehen an den Zweigen und Blättern Aus-

wüchse, die man Galläpfel nennt und zur Bereitung der Tinte gebraucht.

Männer, die sich um das Vaterland sehr verdient gemacht hatten, wurden von den alten Deutschen mit Eichenkränzen belohnt.

Erhard.

33. Der Pflaumenbaum.

Dicht an der Hinterthüre unseres Hauses steht ein Pflaumenbaum. Der jüngste Bruder meiner Mutter hatte ihn von seinem Lehrer zum Geschenke erhalten. Er pflanzte und pflegte ihn mit der größten Sorgfalt. Nun hat er schon viele Jahre hindurch die köstlichsten Früchte getragen und Groß und Klein damit erfreut. Die Pflaumen sind gelblich roth und haben die Größe eines mittelmäßigen Hühnereies; ihr Geschmack ist süß und saftig. Mein Vater sagt oft: „Ich habe viele Reisen gemacht; aber edlere Pflaumen habe ich noch nicht gefunden.“ In jedem Frühlinge ist der Baum voll von Blüten; dann sieht man kein grünes Blättchen an ihm; sein Kleid ist wie der Reif des Winters. Bald aber hängt alles voll von jungen Pfläumchen; wohl Hunderte fallen ab, und doch ist im Herbste die Menge der reifen Früchte fast übergroß. Dann hangen die Zweige tief herab und müssen gestützt werden, sonst würden sie brechen. Welch einen Anblick geben diese reifen Pflaumen! Sie leuchten wie Sterne aus dem dunklen Grün der Blätter hervor, und an einigen Stellen sind die Zweige wie große Weintrauben; so dicht hangen die Früchte übereinander. Mehrere Aeste haben wir schon abhauen müssen; denn sie waren krank geworden von der großen Fruchtbarkeit und Last. Dagegen sind in der Spitze des Baumes wieder viele neue Zweige herangewachsen; auch sie tragen schon Früchte. Ein Ast hat sich nach der Seite bis vor das Fenster unserer Wohnstube gezogen; er wirft im Sommer die beweglichen Schatten der Blätter und der kleineren Zweige auf den Boden des Zimmers, und im Herbste schlagen oft die glänzenden Pflaumen an die Scheiben des Fensters; dann steige ich wohl auf die Fensterbank und hole mir einen von den anklopfenden Gästen herein. Auch vom oberen Stocke aus kann ich die Pflaumen abpflücken; denn die Spitze des Baumes ragt bis an die Fenster meines Schlafzimmers. Die unteren Aeste sind nicht sehr hoch von der Erde; ich kann bequem hinansteigen. Und das thue ich oft, besonders im Herbste; dann sitze ich zwischen den laubigen Zweigen ganz verborgen und suche die reifsten Früchte heraus. Unter den herabhangenden Aesten habe ich am Stamme des Baumes einen kleinen Rasensitz gemacht; da ist es im Sommer schattig und kühl; manches Stündchen verbringe ich dort mit meinen Büchern. Meine Mutter ist indeß in der Küche beschäftigt und kann durch die geöffnete Oberthür mit mir sprechen. Im Herbste fällt mir zuweilen eine reife Pflaume auf das geöffnete Buch und erschreckt mich mit süßer Ueberraschung.

Aus Bone's Lesebuch.

34. Die Wüste Sahara.

Nehmen wir die Karte von Afrika vor uns und betrachten den schmalen Küstenrand, der die ganze Nordwestküste ausmacht, das Atlasland, so bemerken wir südlich davon einen langen Sandstreifen, der die ganze Breite des Erdtheiles einnimmt. Das ist die große Wüste Sahara. Sie ist über 600 Meilen lang, bald 100, bald 200 Meilen breit, und nimmt einen Umfang wie zwei Drittel von Europa ein. Der Sand ist durch die fast senkrechten Sonnenstrahlen glühend heiß; es ist eine furchtbare Oede ohne Wasser, ohne Pflanzenwuchs, ohne Thierleben, darin man Tage lang keinen Laut hört, keine Bewegung sieht. Die Araber nennen sie das Meer ohne Wasser; nur mit dem Kameele, dem Schiffe der Wüste, ist sie zu durchwandern. Der dürre Boden erzeugt nur hier und da distelartige Pflanzen und Dorngesträuch, die von den Kameelen gierig verzehrt werden. Das Maul dieser Thiere ist gegen die Stacheln durch eine harte Haut geschützt. Von Lebendigem ist in der Wüste kaum etwas mehr zu sehen, als Vipern, Skorpione und Ameisen. Raubvögel, als: Falken, Geier, Raben, erblickt man nur über dem Aase der gefallenen Kameele. In den Palmenhainen der Oasen dagegen nisten und girren einsam die wilden Tauben. Wie im Fluge setzen auch zuweilen Strauße, Antilopen und wilde Esel über die Einöde, aber nur an den äußersten Grenzen; denn ihr Aufenthalt ist das Gebüsch am Saume der Wüste, wo auch der Löwe sein Lager hat. — Das große Sandmeer hat seine Inseln, die Oasen; es sind grüne, quellenreiche, mit Dattelpalmen bewachsene Flecken, gewöhnlich Thäler, die rings von Anhöhen umschlossen sind, welche den Wüstensand abhalten; sie sind die Ruheplätze der Karawanen, welche sich dort von der ermüdenden Wüstenwanderung erholen. Sandstürme setzen oft die Sandmassen gleich den Meereswogen in Bewegung; die ganze Luft ist dann von Staubwolken erfüllt, so daß man nicht zwei Schritte weit sehen kann, daß man die Augen und das Angesicht verhüllen, vom Kameele steigen und sich zur Erde bücken muß. Wehe der Karawane, die von einem solchen Sandsturme überfallen wird! Furchtbare Hitze und brennender Durst quälen die Menschen! Oft verschüttet er ganze Züge, Kameele und Reiter; und auf den Wanderungen begegnet man zuweilen solchen Bildern der Verwüstung; man findet die Gerippe der Thiere und Menschen, halb mit Sand bedeckt, noch in der Stellung, in der sie der Tod knieend, sitzend oder liegend ereilte. Das ist der Samum, der glühende Todeshauch der Wüste.

35. Der ehrwürdige Baum.

Ein Baum, dessen Ehrwürdigkeit sogleich beim ersten Anblicke in die Augen fällt, ist die Linde, welche neben dem Kirchthurme meiner Heimat steht. Es sind eigentlich zwei Bäume; ein jeder spricht aber davon wie von einem einzigen; so innig ist das Verhältniß der bei-

den Stämme, und so verschlungen sind die beiden mächtigen Kronen. Der ältere Stamm hat sich mit seinen ausgebreiteten Aesten so tief niedergebeugt, daß man die untersten Enden der äußersten Zweige bequem mit der Hand erfassen kann; nach der anderen Seite hin ist er so gänzlich ausgehöhlt, als stände nur noch die dicke Schale seines ehemaligen Kernes; an einigen Stellen ist selbst diese durchlöchert und aufgespalten, in dem hohlen Raume aber können sich drei bis vier Menschen bewegen.

Auf dieser hohlen Seite nun steht der mächtige jüngere Stamm. Er ist am Fuße mit dem andern so enge verbunden und verwurzelt, und paßt so genau in die Höhlung desselben, daß es durchaus scheint, als sei er der eigentliche Kern des ausgehöhlten und habe seinen Stand und eigenen Wuchs behauptet, während sich die Schale durch die Last der Zweige geöffnet und nach der schweren Seite niedergebeugt habe. Er ist noch stark und gesund, hat einen fast senkrechten Wuchs und reicht mit seiner höchsten Spitze beinahe zum Dachwerke des achtzig Fuß hohen Thurmgemäuers; dennoch meint man, wenn der alte Baum sich wieder empor strecken könnte, so würde er die Höhe des jüngeren noch übertreffen. Die ältesten Leute sagen, daß sie seit ihrer Jugend keine Veränderung an dem Baumpaare wahrgenommen, und daß sie eben dasselbe auch schon von ihren Eltern gehört hätten. Die einzige sichtbare Abnahme besteht darin, daß man von den herabhangenden Aesten des hohlen Stammes den gewichtigsten etwas abgestumpft hat, weil er zu brechen drohte. Man nennt den Baum nur immer schlechtweg die Linde, und Kinder, Männer und Greise bestimmen sie als den Ort, wo sie sich treffen wollen. Von allen Seiten her kann man die herrlichen Wipfel erblicken; denn die Kirche liegt außerhalb des Städtchens an dem Abhange eines Hügels. Sie hat nur einen Hauptzugang, und gerade dieser wird weithin von den gesenkten Zweigen überwölbt; da fühlt man denn, besonders im Sommer, wenn das Laub Kühlung und Schatten gibt, so sehr das Ehrwürdige des Baumes, daß man meint, man wäre schon innerhalb der Kirche.

36. Merkwürdigkeiten der Insel Island.

Island ist die äußerste Insel, die man noch zu Europa rechnet. Sie kann wegen ihrer Kälte kaum zur Hälfte bewohnt werden. Ein großer Theil davon ist bergig und mit beständigem Schnee und Eis bedeckt. Aber in diesen traurigen Gegenden findet der aufmerksame Beobachter die außerordentlichsten Merkwürdigkeiten der Natur.

Die Insel erzeugt fast gar kein Getreide, und alles Mehl, was dort verbraucht wird, kommt aus Dänemark. Ueberhaupt wachsen hier sehr wenig Pflanzen, und der größere Theil der Einwohner nährt sich fast ganz von dem isländischem Moose. Vor Alters war die Insel weit fruchtbarer; allein in neueren Zeiten sind fast alle Versuche, die man mit dem Getreidebau gemacht hat, fehlgeschlagen.

Der Grund dieser Veränderung liegt vorzüglich in dem Treibeise. Dieses Treibeis kommt alle Jahre im Januar mit dem Ostwinde an die Küste von Island, und schreckliches Getöse verkündigt seine Ankunft. Alle Meerbusen und das Meer selbst sind damit angefüllt. Theils sind es große Eisberge, die oft eine Höhe von dreihundert Fuß haben, theils kleinere Eisschollen, die jedoch nie unter sechs Fuß dick sind. Bleiben diese Eismassen lange gefroren, so verursachen sie eine so heftige Kälte, daß Menschen und Thiere erstarren; schmelzen sie aber bald, so richten sie durch Ueberschwemmung große Verwüstungen an, und man hat dann oft den traurigen Anblick, daß ganze Herden magerer Schafe und Pferde, die auf den überschwemmten Feldern kein Futter finden können, vor Frost klappernd umherschleichen, sich wohl gar aus Hunger unter einander selbst benagen und endlich todt niederfallen. Nach einigen Monaten, gemeiniglich im März, ziehen dann die Eisklumpen mit demselben schrecklichen Getöse, mit welchem sie ankamen, wieder davon.

Den auffallendsten Gegensatz zu der erstarrenden Kälte, die über der Erde herrscht, bildet aber das Feuer, das in eben denselben Gegenden in ihrem Innern arbeitet. Am heftigsten zeigt es sich in den zahlreichen feuerspeienden Bergen der Insel, unter welchen der Hekla zwar nicht durch seine Größe, aber doch durch seine Wuth sich besonders auszeichnet. Zum Glück zeigt er nur selten seine Schrecken. Um die furchtbare Pracht seiner Ausbrüche zu erhöhen, scheinen die Eisberge sich gleichsam mit ihm zu verbinden; denn diese fangen jedesmal vor seinen Ausbrüchen an, mit entsetzlichem Krachen sich von einander zu spalten. Ist dieses geschehen, so wird die Luft ungewöhnlich kalt hingegen der Erdboden außerordentlich warm. Nach diesen Vorboten erhebt der Hekla selbst seine fürchterliche Stimme. Ein schreckliches Gebrüll, abwechselnd mit ungeheuerem Krachen, tönt aus seinen Eingeweiden hervor. Die Stärke dieser Donnerschläge ist so entsetzlich, daß man sie neun Meilen weit hören kann. Dieses laute Krachen verkündet die weiteren Schrecken des Berges; denn nun schießen große Flammen aus seinem Schlunde hervor; ein dicker schwarzer Rauch wälzt sich empor, aus welchem Blitze und große Feuerkugeln sich oft sehr weit durch die Luft verbreiten. In den Flammen spielt eine Menge größerer und kleinerer Steine, die von der Gewalt des Feuers nicht selten einige Stunden weit geschleudert werden. Ein Strom von siedendem Wasser rauscht hervor und wälzt eine Menge Bimssteine, oft in Stücken von sechs Fuß im Umfange, mit heraus. Endlich ergießt sich die Lava, die geschmolzene Steinmasse, aus dem Innern des Berges, und mit ihr erfolgt ein solcher Aschenregen, daß zuweilen auf viele Meilen im Umkreise der helle Tag in Finsterniß verwandelt wird. Wenn ein solcher Lavastrom sich über das Land ergießt, so erkaltet und verhärtet zuerst die äußere Rinde, während im Innern der Strom sich noch fortwälzt. So entstehen also Höhlen aus geschmolzenem Steine, deren sich die Isländer oft zu Vieh-

ställen bedienen. Die bekannteste darunter, die Höhle Surthellir, ist über fünftausend Fuß lang, sechsunddreißig Fuß hoch und fünfzig Fuß breit. Vor Alters muß der Hekla noch mehr ausgeworfen haben; denn an manchen Stellen kann man achtundsechzig Fuß tief graben, ehe man das Pflaster einer ehemaligen Stadt erreicht.

Ein anderer feuerspeiender Berg, der Krabla, hat mehrere Schlünde und raucht beständig; doch kann man, wenn der Wind eben den Dampf verweht, tief in seine Oeffnungen hinab sehen.

Der Katlegia wirft nur selten Feuer aus; um so schrecklicher ist aber dann seine Wuth, wenn es einmal geschieht. Recht furchtbar zeigte er sie unter anderen im Jahre 1756. Er sprengte die benachbarten Eisberge und schleuderte viele Stücke davon ins Meer; die Ueberreste davon schmolz sein Feuer, wodurch fürchterliche Wasserströme entstanden. Das Knallen und Krachen des tobenden Berges war so grausenvoll, das man den Untergang der ganzen Insel befürchtete. Mit diesem Krachen verband sich ein heftiges Erdbeben, und Stoß und Donner wechselten mit einander ab. Der Berg sprudelte einen natürlichen Hagel aus, dessen Kern aus Sand und Asche bestand. Große, oft drei Pfund schwere, glühende Steine flogen aus dem Schlunde des Berges in die Höhe; neben ihnen stiegen Feuerkugeln in die Luft, die in unzählige Stücke zerplatzten. Auf einmal stand, wie es schien, nicht allein der Berg, sondern auch der ganze Himmel in Feuer und Flammen, und die Nacht war, besonders wenn die Feuerkugeln spielten, überall so helle, wie der Tag. Abwechselnd stand über dem Berge eine Feuersäule von mancherlei Farben und Gestalten, und ein beständiges Donnern und Krachen, das man auf 25 Meilen weit hören konnte, vermehrte das Fürchterliche dieses Schauspiels.

Unter die merkwürdigsten Naturerscheinungen gehören unstreitig auch die heißen springenden Quellen, die sich auf Island in großer Anzahl befinden. Die merkwürdigste ist der sogenannte Geiser, nicht weit von Skalholt. Die berühmtesten Wasserkünste scheinen gegen dieses Werk der Natur ein bloßes Kinderspiel zu sein. Dieser ungeheuere natürliche Springbrunnen liegt in der Mitte von vierzig bis fünfzig kleineren, welche nach Beschaffenheit der Erde, welche sie durchbohren, zum Theil von milchweißer, gelber oder blutrother Farbe sind. Die Röhre, durch welche jenes sonderbare Springwasser steigt, ist 72 Fuß tief, hält 19 Fuß im Durchmesser und endigt sich in ein förmliches Becken, das wie ein Kessel gestaltet ist und 65 bis 95 Fuß im Durchmesser hält. Die blätterige Oberfläche dieses Beckens ist von dem Wasser angesetzt. Das Wasser springt nicht beständig, auch nicht in regelmäßigen Zeiträumen, aber doch am Tage sehr oft. Als Troilius, ein schwedischer Gelehrter, die Quelle besuchte, sprang sie Vormittags von sechs bis elf Uhr zehnmal, jedes Mal zwischen fünf und zehn Klafter hoch; er hörte aber von den Einwohnern, daß das Wasser bald höher steigen würde. Gleich nach vier Uhr bemerkten

die Anwesenden, daß die Erde an drei verschiedenen Orten und zugleich an der Spitze eines nahen Berges zu beben anfing; auch hörte man ein oft wiederholtes unterirdisches Getöse, gleich starken Kanonenschüssen, gleichsam als wolle die Natur ein Zeichen geben, daß sie die Maschinen dieses großen Werkes in Gang gesetzt habe, und nun sprang eine Wassersäule aus der Oeffnung hervor, die sich in der Höhe in verschiedene Strahlen theilte, wovon der höchste 92 Fuß hoch war. Viele Steine, die man vorher in die Röhre geworfen hatte, wurde mit dem springenden Wasser hoch in die Höhe geschleudert. Bei so auffallenden und seltenen Erscheinungen war es nicht zu verwundern, wenn in Island ehedem die Sage herrschen konnte, diese Quelle sei der Eingang zur Hölle.

Eine andere dieser merkwürdigen Quellen befindet sich bei Langerwater, einem kleinen Landsee, zwei Tagereisen von dem Berge Hekla. Es befinden sich hier ebenfalls mehrere Quellen nahe bei einander, und schon wenn man sich ihnen von weitem nähert, sieht man bei heiterem Himmel einen Dampf von ihnen aufsteigen, der sich endlich in der Luft verliert; denn das Wasser dieser Quellen ist so heiß, daß man Fleisch und Fische in wenigen Minuten darin gar kochen kann. Aus der stärksten dieser Quellen springt beständig eine Wassersäule, die sechs bis acht Fuß dick ist, 18 bis 24 Fuß hoch in die Luft. Troilius, der auch diese Quelle besuchte, behauptet, hier den schönsten Anblick gehabt zu haben, den man nur sehen könne, und den keine Sprache im Stande sei würdig zu beschreiben. Das ist gewiß, setzt er hinzu, daß die Natur niemanden je ein ungezwungeneres Lob ihres großen Meisters abgelockt hat, als ich ihm hier darbrachte.

Erhard.

37. Das isländische Moos.

Die Flechten überziehen in gar mannigfacher Gestalt und Farbe, bald schön citronengelb, bald schwefelgelb, bald grün, bald grau und schwarz, Baumrinden, alte Bretterwände, Felsen und Mauern und sind auf ihrer Oberfläche mit kleinen Schlüsselchen, Knöpfchen, Schildchen u. s. w. bedeckt, aus denen, so wie aus den Rissen der Oberfläche selbst, ein Staub ausgesondert wird, aus dem neue Flechten entstehen. Darunter gibt es sehr nützliche, wie die Lackmusschildflechte, aus der man einen Lack zum Blaufärben bereitet; vor allen aber das isländische Moos, welches wohl eines der nützlichsten Gewächse in der Welt ist. Es wächst in den ärmsten, nördlichsten Ländern, wie Island, Lappland, sehr häufig und auch hin und wieder in unsern deutschen Gebirgswaldungen und auf dürren Haideplätzen. Die Blätterlappen, die ziemlich gerade in die Höhe stehen, sind steif, doch biegsam, nach unten breiter, nach oben in schmale Aestchen zertheilt, die sich in noch kleinere mit zwei Spitzen enden. Die innere Fläche ist hohl, grün und zugleich ins Röthliche fallend, glatt, außen sind sie weißlich oder grünlich gelb. Am bitteren Geschmacke, der sehr

stark ist, erkennt man aber das isländische Moos am besten. In Auszehrungen und Brustkrankheiten ist es ein vorzügliches Mittel, das oft noch Rettung verschafft. In Krain mästet man Schweine damit; magere Pferde und Ochsen, so wie manche kranke Schafe werden, wenn man sie isländisches Moos fressen läßt, ganz fett davon. Die Isländer schätzen es fast so hoch als Mehl, indem sie Brod davon backen oder es mit Milch gekocht genießen. Jenes arme Volk könnte in seinem so wenig hervorbringenden Lande kaum leben ohne das isländische Moos, das dort alle nackten Felsen überzieht, wo sonst kein anderes Kraut wachsen könnte, und mit Recht von dem dortigen Landmanne höher geachtet wird, als alle Bäume und Kräuter seines Landes. Wenn im Anfang, ehe Island von Pflanzen bewohnt war, die Meereswellen, sowie sie es jetzt daselbst noch öfters thun, von einer fernen Küstengegend einen edlen Baum, z. B. einen guten Obstbaum und auf seiner Rinde das unscheinbare isländische Moos, an die Inselküste getrieben hätten, und beide hätten reden können, so würde wohl der Baum großsprecherisch zum kleinen Moos gesagt haben: „Da komme ich nun, geführt von den Wellen des Oceans, als ein künftiger Wohlthäter an diese Insel, und bald werden meine schönen Blüten und meine herrlichen Früchte von allen, die da wohnen, Lob und Verehrung empfangen. Aber was willst du elendes, verächtliches Moos? Dich wird man wegwerfen und mit Füßen treten!“ Das arme, kleine Moos hätte sich dann geschämt und geschwiegen. Aber siehe! nach wenig Jahren hätte die Sache schon ganz anders ausgesehen. Denn der schöne Baum, den die Einwohner von Island vielleicht mit Jubel in die Erde gepflanzt hatten, kam dort nicht fort, während das von ihnen gar nicht beachtete Moos, das sich ungemein schnell vermehrt, genügsam sich über alle dürren Felsen hinwegzog und nun den Tausenden, die dort wohnen, ihr täglich Brod gab.

G. H. v. Schubert.

38. Der Bär.

Eigentliche Bären unterscheiden wir bei uns in Europa den schwarzen (kleinen) und den braunen (großen). Es sind dies wohl eigentlich zwei Arten, denn der kleine schwarze hält sich mehr nördlich auf, und lebt mehr von Pflanzenkost und Honig; der braune, der auch noch in unsern südlichen Nachbaralpen vorkommt, und bis ins südliche Europa und westliche Asien, frißt lieber Fleisch. Beide haben sie indes vieles ganz Uebereinstimmende in ihrer Lebensart. Sie wohnen gern in einsamen Wäldern; beide, besonders aber den kleinen schwarzen, führt die Liebhaberei zum Honig, auch häufig zu den Wohnungen der Menschen, wo man sie gar oft und auf allerhand Weise beim süßen Honig, noch ehe sie ihn gekostet haben, fängt. Nach seinem Aufenthaltsorte im Waldgebirge hin führt ordentlich ein betretener Fußsteig, auf dem man den Bären gewöhnlich mancherlei Fallstricke legt, unter andern ihn auch durch seinen dummen Jähzorn

fängt. Denn am Bären sieht man recht, wie der Jähzorn ganz dumm und blind mache, wenn derselbe manchmal einen schweren Klotz, an dem er sich gefangen hat, zornig von einem Felsen hinunterstürzt und sich selber, weil er ja daran hängt, auch mit, und die Sache doch nicht merkt, sondern zornig brummend den Klotz noch einmal hinaufschleppt, ihn wieder sammt sich selber hinunter wirft, bis bis er sich zerschmettert und so matt gemacht hat, daß er nicht weiter kann. Der Bär hält einige Monate lang Winterruhe, das Weibchen und die Jungen in Höhlen, die alten Männchen in einem Moos- und Reisigbette im Walde, das sie sich selbst zusammengetragen haben. In diesem Lager schlafen sie zwar nicht immer, aber sie liegen doch ganz träge, an ihren Tatzen, die sich dann häuten, saugend, da, ohne Nahrung zu nehmen, und die Bärin bekommt auch im Winterlager ihre Jungen. Man jagt den Bären wegen seines Fleisches und Felles, und er ist in manchen Gegenden von Sibirien so hoch geachtet, daß der Mensch für ganz besonders artig gehalten wird, der die Manieren des Bären am meisten (beim Tanzen und so weiter) an sich genommen hat, und daß die Leute dort, wenn sie einen Bären erlegt und aufgezehrt haben, zuletzt noch den Kopf, in welchem, wie sie glauben, die vernünftige Seele des Thieres wohne, ordentlich bewirten, ihn bitten, er solle doch seinen Verwandten auf den Bergen und im Walde sagen, wie hoch sie ihn geehrt hätten, damit mehrere sich von ihnen fangen ließen, dann aber doch auch den Kopf mit sammt den Früchten essen, die sie ihm in den Rachen gesteckt hatten. Der Bär hat aber auch manchmal in seinem Anstand etwas so menschenähnliches, daß einmal einer einen Bären, dem er den Kopf etwas barbiert hatte, für einen wilden Menschen ausgab, der nicht sprechen, sondern bloß brummen könne wie ein Bär, auch fast am ganzen Leibe so behaart sei wie ein Bär. Der Mann ließ diesen Menschen, dem er einen rothen Rock und eine rothe Weste angezogen hatte, für Geld sehen, und es liefen viele Leute hin, die den Spaß glaubten, und sich von dem wilden braunen Manne, der auf einem Stuhle saß und Thee aus einer Tasse trank, gleich jedem andern Menschen, die Hand (Tatze) geben ließen, und seine große Bärenähnlichkeit bewunderten. Einige glaubten wohl gar, es sei ein reisender Gelehrter, der sich nur gleich einem Bären anstelle, bis endlich ein feiner Kopf bemerkte, daß dieser Reisende nicht sowohl ein Mensch sei, der einige Bärenart und Manieren an sich genommen, als vielmehr ein Bär, der einige Hofmanieren gelernt hatte. Der Mann, dem dieser höfliche Bär gehörte, hatte übrigens bereits gar vieles Geld damit gelöst. Schubert.

39. Der Löwe.

Der Löwe ist einfarbig gelb; das Männchen hat vom vierten Jahre an eine Mähne, die Kopf, Hals und Schultern bedeckt; sie gibt ihm ein majestätisches Ansehen und zeichnet ihn vor allen Ka-

ßen aus. Seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt fünf Fuß zwei Zoll; der Schwanz, welcher am Ende mit einem Haarbüschel versehen ist, hat eine Länge von zwei Fuß zwei Zoll; doch wird derselbe mitunter bedeutend größer. Die Löwin bekommt zuweilen nur ein Junges und nie mehr als sechs. Die Jungen haben gleich offene Augen und sind so groß wie erwachsene Hauskatzen; anfangs haben sie braune Querstreifen; ihre Ohren richten sich erst im zweiten Monat auf, die Mutter vertheidigt sie mit furchtbarer Wuth. Jetzt findet sich der Löwe nur noch in Afrika und einigen daran grenzenden Gegenden Asiens; in alten Zeiten bewohnte er auch Syrien und Griechenland zwischen den Flüßen Nestus und Achelous. Er ist nach dem amerikanischen Jaguar und dem asiatischen Tiger das fürchterlichste Raubthier. Er erreicht ein bedeutendes Alter; im Jahr 1760 starb in England ein Löwe, welcher über siebenzig Jahre im Tower eingesperrt gewesen war, und ein anderer starb ebendaselbst in einem Alter von drei und sechzig Jahren.

Am besten werden wir den Löwen aus folgenden Mittheilungen kennen lernen:

„Der Löwe, sagt Liechtenstein, erhascht, wie alle Katzenarten, seine Beute im Sprunge, und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe heran kommt und sich wie zum Sprunge hinlegt; er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er sich selbst nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer den Wirkungskreis des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. So einstimmig nun auch diese Thatsache von

Landleuten aus allen Theilen der Capcolonie versichert wird, so mag dennoch dieser Versuch eben nicht oft angestellt sein."

„Vormals, als es der Löwen dort noch mehrere gab, und die Colonisten noch nicht auf seine Jagd eingelernt waren, stellte man große gemeinschaftliche Jagden auf einen Löwen an, suchte ihn in die Ebene zu locken und schloß einen großen Kreis um ihn her. So wie er an einer Seite durchbrechen wollte, ward von der entgegengesetzten auf ihn geschossen, und indessen er sich nun zornig dorthin wandte, trafen ihn von der Rechten und Linken so viele Kugeln, daß er fiel. Jetzt aber geht man selten anders als selbander auf die Löwenjagd, und recht fertige Schützen, die ihres Schusses gewiß sind und sich darauf verlassen können, daß ihr Gewehr nicht versagt, wagen es auch wohl, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen allerdings, und man erlebt häufige Unglücksfälle. Hier ein paar Beispiele. Der Feld-Commandant Tjaard van der Wald und sein Bruder Johannes verfolgten nicht weit von ihren Wohnplätzen, am östlichen Abhange der Schneeberge, die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Herden großen Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausgangs, und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch; der Löwe stürzte nach der Seite des letztgenannten Bruders hervor, legte sich zum Sprunge und ward von ihm geschossen. Unglücklicherweise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenigen Secunden erholte sich das Thier, und stürzte nun wüthend vor Schmerz mit solchem Grimm auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen und noch einen Versuch zum Entfliehen zu machen. Aber in wenig Sätzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun, niedergedrückt von der Last, nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn an den Unterkleidern packend. Indessen er sich mit aller Kraft an das Pferd klammert, um nicht heruntergerissen zu werden, hört er seinen Bruder hinter sich heran galoppieren, und ruft ihm zu, nur um Gotteswillen loszuschießen, möge es treffen, wen es wolle. Der wackere Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an und schießt den Löwen durch den Kopf und wunderbar glücklich schlägt die Kugel durch den Sattel, ohne weder Roß noch Reiter zu verletzen."

„Nicht so glücklich war ein anderer, Namens Rendsburg, der mit einem Vetter eben dieses Namens auf die Löwenjagd ging. Das Abenteuer nahm ganz denselben Gang, aber der Löwe sprang von der Seite auf den Reiter los, und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte, statt dem Unglücklichen beizustehen,

entfloh, um ein paar Hottentotten zu Hilfe zu rufen, die nicht weit von da an einem anderen Ausgange des Gebüsches angestellt waren. Indessen hatte Rendsburg das letzte Rettungsmittel versucht, und während das Thier mit wüthenden Bissen seinen linken Arm zerfleischt und zersplittert, mit dem rechten ein Messer aus der Tasche gezogen, und damit der grimmigen Katze die Brust an mehreren Stellen durchbohrt. Die Herbeieilenden fanden ihn vom Pferde gerissen, in seinem Blute schwimmend, den Arm und die ganze linke Seite aus einander gerissen, auf ihm den todten Löwen, das Messer noch im Herzen. Nach wenigen Minuten gab auch der muthige Kämpfer, erschöpft von dem Blutverluste, seinen Geist auf."

„Ein glaubwürdiger Mann erzählt uns, daß sich in manchen Gegenden des Gebirgs (unweit des Elephantenflußes) die Löwen in solcher Menge aufhalten, daß er einst auf einer Jagdreise deren zweiundzwanzig auf einem Fleck beisammen gesehen. Die meisten davon waren junge und nur acht völlig ausgewachsen. Er hatte eben auf einem offenen Platze ausgespannt, flüchtete sich mit seinen Hottentotten auf das Zelt eines Wagens, und gab, ohne einen Schuß zu wagen, seine Ochsen den Raubthieren preis, die sechs davon erwürgten und fortschleppten."

„Bei Rietriviersspoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyk. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen, und in der Thüre des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyk folgendermassen: Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thür, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erscheint, und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legt. Die Frau, vor Schrecken erstarrt, oder mit der Gefahr des Entfliehens bekannt, bleibt auf ihrem Platze, die Kinder fliehen in ihren Schoß. Ihr Geschrei macht mich aufmerksam; ich eile nach der Thür, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang mir auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, unbewaffnet wie ich war, alle Rettung unmöglich; doch bewegte ich mich fast unwillkürlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr stund. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste Ecke gestellt, und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hineinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerem Glücke war die Thür des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung; es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu, und schoß in Gottes Namen, hart an den Locken meines Knaben vorbei, den Löwen über dem funkelnden Auge in die Stirn, daß er weiter sich nicht regte." —

Nicht selten wird der Löwe, wenn er schläft, von den Hunden geweckt, welche stets die Begleiter der Karavanen sind; so erzählt Burchell einen hieher gehörigen Fall: „Es war ein heiterer Mittag, als unsere Hunde sich gefielen, das schilfreiche Ufer eines Flusses zu durchspüren, und plötzlich ein ganz eigenthümliches und bestimmtes Bellen anschlugen; wir forschten der Ursache des Bellens nach, und wurden bald überzeugt, daß sie einen Löwen erblickt hatten. Wir trieben sie an, und bald genossen wir den vollen Anblick eines grossen mit schwarzer Mähne behangenen Löwen und einer Löwin. Die letztere sahen wir jedoch kaum eine Minute, so schnell verschwand sie in den Binsen. Der Löwe hingegen stund still, und faßte uns scharf ins Auge. Unsere Lage war nicht ohne Gefahr, denn der Löwe war nur wenige Schritte von uns entfernt, und schien einen Sprung auf uns vorzubereiten. Die meisten von uns waren zu Fuß, und ohne die gehörigen Waffen. Indessen hatten wir keine Zeit zur Flucht, und die Nothwendigkeit verlangte einen Angriff, um ihm zu entgehen. Ich war wohl auf meiner Hut, hielt ein Pistol in der Hand, den Finger auf dem Drücker, und ebenso vorbereitet hielten sich andere, welche mit Flinten versehen waren. Allein gar bald begannen die Hunde sich zwischen uns und den Löwen zu stellen, umzingelten ihn, und unterhielten ein heftiges Bellen. Der Muth dieser Thiere war wahrhaft bewundernswerth; immer näher rückten sie von der Seite auf das mächtige Thier, und drohten dann ins Gesicht mit heftigem Bellen, ohne die geringste Spur von Furcht zu verrathen. Der Löwe, seiner Kraft bewußt, blieb ruhig, und wendete seine Augen nur gegen uns. Die Hunde wurden nun immer dreister, und wagten sich bis zu den gewaltigen Tatzen heran. Da ward ihm ihr Treiben zu bunt, eine kleine Bewegung mit der Tatze, und todt lagen zwei der muthigen Kämpfer auf der Erde. Es geschah dies ohne alle Anstrengung, und so schnell, daß man kaum den Erfolg davon begreifen konnte. Wir feuerten auf ihn, und eine Kugel traf ihn unter den kurzen Rippen, so daß das Blut hervorquoll. Er blieb in derselben ruhigen Stellung, und ging hierauf weiter."

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war in der Menagerie zu Cassel unter andern ein Löwe, der wenigstens gegen seine Wärterin und Pflegerin in hohem Grade zahm war. Dies ging so weit, daß die verwegene Wärterin, um die Bewunderung der Zuschauer auf sich zu ziehen, es nicht selten wagte, nicht nur ihre Hand, sondern selbst ihren Kopf in den ungeheueren Rachen dieses Thieres zu stecken. Oft war dies vollkommen glücklich abgelaufen, und doch ging endlich das alte und wahre Sprichwort in Erfüllung: „Wer sich ohne Noth in Gefahr begibt, kommt darin um." Einst, als die Wärterin seinem Rachen ihren Kopf wiederum zur Hälfte anvertraut hatte, schnappte der Löwe zu, und riß ihr das Genick aus, so daß sie auf der Stelle ihren Geist aufgab. Ohne Zweifel geschah dieser

Mord von Seiten des Löwen unwillkürlich, indem er unglücklicherweise gerade in dem für die Wärterin so entscheidenden Augenblick, vielleicht durch deren Kopfhaare gekitzelt, zu niesen veranlaßt ward. Wenigstens scheint der Erfolg diese Voraussetzung vollkommen zu rechtfertigen, denn kaum hatte der Löwe bemerkt, daß er den Tod seiner Pflegerin verursacht hatte, als das gutmüthige, dankbare Thier äußerst traurig wurde, sich neben den Leichnam hinlegte, ohne sich denselben nehmen lassen zu wollen, alles ihm dargebotene Futter verschmähte und einige Tage nach diesem Unglück vor Gram starb.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts brachte der Bürger Felix zwei Löwen, ein Männchen und ein Weibchen, in die Nationalmenagerie zu Paris. Gegen den Anfang des Juni wurde Felix krank, und da er die Thiere nicht ferner warten konnte, so übernahm ein anderer dies Geschäft. Das Männchen war von dem Augenblick an traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen und wollte durchaus nichts von dem Fremdlinge annehmen. Die Gegenwart desselben war ihm sogar verhaßt und er drohete ihm oft durch sein Brüllen. Ja selbst die Gesellschaft des Weibchens schien ihm zu mißfallen; er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte, das Thier wäre krank; niemand aber wagte sich an dasselbe hinan. Endlich wurde Felix wieder gesund, schlich sich sachte nach dem Behälter hin, um den Löwen zu überraschen, und ließ sich bloß durch die Gitterpfähle sehen. Der Löwe machte augenblicklich einen Sprung an dem Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit seinen Tatzen, beleckte ihm Hände und Gesicht, und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam auch herbeigelaufen, allein der Löwe trieb es zurück, schien ärgerlich darüber, und da er fürchtete, es möchte irgend eine Gunstbezeigung von Felix erhalten, so schien sich ein Kampf zu entspinnen. Felix trat daher in den Käfig hinein, um Frieden zu stiften. Er liebkosete beide, und man sah ihn nachmals oft zwischen beiden stehen. Er hatte eine so große Gewalt über sie, daß, wenn er sie trennen und in ihre Behälter sperren wollte, er nur die Worte, die dies bezeichneten, aussprechen durfte. Wenn er wünschte, daß sie sich niederlegen und Fremden ihre Tatzen oder Rachen zeigen möchten, so legten sie sich auf das geringste Zeichen auf den Rücken, hielten ihre Tatzen, eine nach der andern, in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten dafür die Belohnung, daß sie ihm die Hand lecken durften. Diese Thiere waren damals sechsthalb Jahre alt. Lenz und Kaup.

40. Die Aussicht.

Durch Busch und Gesträuch gelangten wir zur letzten Höhe des Bergrückens. In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche, die sich an bewachsenen Hügeln hinzogen; der letzte Wasserspiegel wurde von steilen Felsen bekränzt, die ihre bedeutungsreichen Formen auf der Oberfläche desselben abbildeten. Dort in der Schlucht, wo ein starker Bach den Teichen zufiel, lag halbversteckt eine Mühle, die mit

ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erschien. Mannigfaltig wechselten im ganzen Halbkreise, den man übersah, Tiefen und Höhen, Büsche und Wälder, deren junges Grün für die Folge den füllereichsten Anblick versprach. Auch einzelne Baumgruppen hielten an mancher Stelle das Auge fest. Besonders zeichnete sich zu unseren Füßen eine Masse Pappeln und Platanen aus, die zunächst am Rande des mittleren Teiches standen. Sie waren in ihrem besten Wachsthume und strebten frisch und gesund in die Höhe und in die Breite. Mein Freund lenkte auf diese ganz besonders meine Aufmerksamkeit; denn er selber hatte sie in seiner Jugend gepflanzt.

Göthe.

41. Wie Naturkörper sich verwandeln.

Nichts in der ganzen Natur, was Leben hat, bleibt nur einen Tag wie den andern; denn die Natur steht niemals still. Der Frühling macht dem Sommer, der Sommer dem Herbst Platz. Darnach muß auch der Herbst mit seinen Früchten vor dem gestrengen Winter fliehen, bis nach und nach der Frühling wieder die Störche und die Schwalben schickt, daß sie für ihn Quartier bestellen. Und darnach kömmt er selber und fängt Krieg an mit dem Winter und verfolgt ihn durch das ganze Land und schießt ihm Millionen feurige Sonnenstrahlen nach und treibt ihn aus den Thälern hinauf in die höchsten Eisgebirge. Und alsdann hält der liebe Frühling seinen Einzug, und alles jauchzt ihm entgegen. Baum und Busch, Wiese und Wald errichten ihm Ehrenpforten und flechten ihm Kränze an Kränze, und die Vögel musiciren ihm Marsch um Marsch, Lied an Lied. Gleich wie aber die ganze Natur immer wandelt und wechselt, also thun auch ihre Geschöpfe. Der Hanf ist zuerst in seiner grauen Hülse ein kleines rundes Samenkorn; das wächst zu einem Keim; der Keim spaltet sich in Blättchen, zwischen den Blättchen sprießt ein zarter krautartiger Stengel auf; dann wird der zarte Stengel höher und holzig, und sein zartes Häutlein wird ein zäher, fasriger Bast; darauf ausgerissen, wird der Stengel dürr und der Bast röthlich und dann grau; dann wird der Bast vom Stengel gezogen und dieser im Ofen zur Asche verbrannt; der Bast aber wird weich gerieben, dann zu haarweicher Reiste gehechelt und in Kolben gewunden. Die Kolben werden zu grauen Fäden gesponnen, die Fäden zu Strängen gehaspelt, die Stränge weich und gelb gesotten und dann zu Leinwand gewoben; die Leinwand wird darauf weiß gebleicht und dann die gebleichte zu Hemden und allerlei Weißzeug verarbeitet. Hemden und Weißzeug werden dann zu Lumpen ausgenutzt, die Lumpen aber in der Papiermühle zu Brei gerieben. Aus dem Brei wird Papier bereitet. Auf das Papier wird geschrieben und gedruckt und es entstehen Bücher, daraus der Geist, so sie gut sind, Nahrung und Belehrung zieht; also daß auch hier aus einem Senfkörnlein am Ende ein Baum wird, der im Reiche des Geistes hinauf bis zum Himmel

ragt. Ebenso ist der Mensch anfänglich ein schwaches Kindlein und weiß sich weder zu rathen noch zu helfen. Aber das Kindlein wird nach und nach frischer und stärker und größer; es lernt sitzen und stehen und gehen; es fängt an zu denken und endlich zu sprechen. Darnach nimmt es sein Buch in die Hand und ist ein Schulkind. Der Knabe wird ein Jüngling und das Mädchen eine sittsame Jungfrau; und sie tritt ins Hauswesen ein und ordnet und schafft und spinnt und spart und ist die Krone und Perle des Hauses bis an ihr Grab. Der Jüngling aber wird ein Kriegsmann, nicht für fremde Herren, sondern um das Vaterland zu vertheidigen, oder ein Handwerker, Künstler, ein Gelehrter oder ein Geschäftsmann. Als Hausherr oder Hausvater sorgt er im Schweiße seines Angesichtes treu wie ein Hirt für die Seinen. Mit den Jahren wird er schwächer und gebrechlicher, endlich ein Greis. Zuletzt tönt die Todtenglocke, und da liegt er todt und starr — eine Leiche. Er gibt der Erde, was der Erde, und dem Himmel, was dem Himmel gehört. Die Leiche verweset im Grabe zu Staub und Erde; der Geist aber, so er fromm gelebt hat, schwingt sich auf zu seinem Vater und geht in die Wohnung der Seligen ein. Und also wird auch hier wieder aus dem Senfkörnlein am Ende ein Baum, dessen Gipfel bis in den Himmel reicht. So wandelt und wechselt alles unter der Sonne und nichts hat Bestand. Nichts bleibt sich gleich; alles geht anders. Alles kömmt und alles geht, ein jedes seinen Weg und zu seinem Ziele. Nur Einer ist, der ewig bleibt; und dieser Eine — tröste dich, du Menschenkind! — ist unser Gott.

Aus Dr. Wagner's Lesebuch.

42. Das Meer und seine Bewohner.

1. Das Meer bedeckt den größten Theil des Erdballs, so daß die Erdtheile nur als große Inseln in demselben erscheinen; denn das gesammte trockene Land beträgt kaum den dritten Theil vom Flächenraum des Meeres. Es ist ein überwältigender Anblick, zum ersten Male das weite Meer vor sich und unter sich daliegen zu sehen. Wie wallen da die hohen Wellen, die weißen Wasserfurchen in großer Herrlichkeit ohne Ruhe fort und fort an das Ufer heran, als wollten sie es stürmen, und stürzen wieder zurück in den unermeßlichen Schoß! Wie spielt es mit den großen Meeresschiffen und wiegt sie auf und ab, als wären es Strohhalme und zerbrochene Schwefelhölzer! Wie kocht und braust das Gewässer, wenn die Flut alle sechs Stunden hereinbricht und die See in die Höhe sich bäumt und schäumt! Und wenn nun das Auge hinausschaut, wo ist das Ende? Nirgends sieht man Ende; zuletzt biegen sich Himmel und Meer zusammen, und das Auge erkennt nicht mehr, ist es Wasser, oder ist es Himmel?

2. Täglich zweimal steigt das Meer; das nennt man die Flut, und zweimal fällt es wieder; das nennt man die Ebbe. Nach der Flut kann man allerlei Muscheln am Ufer finden, die sich verspätet haben. Das Wasser der See widersteht nicht nur durch die bestän=

dige Bewegung, sondern durch seine Natur jeder Fäulniß; denn es ist so sehr gesalzen, daß es in heißen Ländern sein Salz an den Ufern abwirft. Denn der Herr hat in seiner Weisheit gemacht, daß die Fluten unter den heißen Himmelsstrichen, die zur Fäulniß am leichtesten geeignet sind, den stärksten Salzgehalt haben.

3. Doch nicht bloß durch die Flut und Ebbe befindet sich das Meer in Bewegung, sondern es hat auch noch besondere Strömungen. Zwischen den Wendekreisen des großen Oceans, des atlantischen und indischen Meeres flutet in unwandelbarer Richtung, der Achsendrehung der Erde entgegen, das Meer gleich einem unaufhörlichen Strome von Osten nach Westen. Wie ein Riesenfluß, dessen Ufer aber wieder Meerwasser ist, bewegt es sich in dem großen Ocean von der steilen Westküste Chili's und Peru's aus und strömt an die Ostküste Asiens, die daher so viele Buchten und Busen hat, drängt sich zwischen Borneo, Celebes, Java nach Ceylon und Madagaskar hin und theilt sich an der Ostküste Afrikas, wo der eine Theil in das rothe Meer sich ergießt, während der andere das Kap der guten Hoffnung umflutet. Ein anderer Strom geht von Afrikas Westseite aus nach der Ostseite Amerikas hin. Er heißt Aequatorialstrom und theilt sich in einen südlichen und einen nördlichen. Der letztere heißt der Golfstrom, weil er vom Meerbusen oder Golf von Mexiko aus sich aufs neue in Bewegung setzt, an der Küste Nordamerikas entlang geht und von da sich östlich nach den Küsten Europas oder Afrikas wendet. Lange vor der Entdeckung Amerikas hat dieser Golfstrom Zeichen des Lebens von diesem Erdtheile an die Küsten Irlands und Frankreichs herüber geführt, indem er Bäume, Früchte, Samenkörner absetzte. Durch ihn wird auch das Wasser in den nördlichen Meeren erwärmt und den Küstenländern eine milde Luft zugeführt. Für die Schifffahrt sind diese Strömungen von großer Bedeutung; denn sie treiben die Fahrzeuge in ähnlicher Weise vorwärts, wie wenn ein Kahn auf einem Flusse abwärts fährt.

4. Die gefährlichsten Feinde des Seefahrers sind die Stürme. Befindet sich das Schiff auf hohem Meere, weit von der Küste, so vermag es bei starkem Bau und guter Leitung durch Kapitän und Steuermann viel zu ertragen. In der Nähe der Küste aber ist es bei heftigen Stürmen sehr oft rettungslos verloren, es wird auf dieselbe geschleudert und zerschellt am Ufer. Tausende von Auswanderern haben auf diese Weise im Angesichte des Landes ihren Untergang in den Wellen gefunden. Erhebt sich der Sturm, so werden die Luken am Schiffe aufs sorgfältigste geschlossen, um den anschlagenden Wellen das Eindringen zu verwehren; die Matrosen klettern an den Strickleitern empor, raffen die Segel zum größten Theile ein und binden sie zusammen. Das verrichten sie alles mit großer Behendigkeit und Schnelligkeit und machen sich auch nichts daraus, wenn sie von den im Sturme heftig hin und her bewegten Segeltüchern tüchtig gepeitscht werden; denn sie sind daran bereits gewöhnt.

Wohlgemuth sieht der durch tausend Gefahren geprüfte Schiffsmann die Wellen über das Verdeck schlagen; durchnäßt hält er Stunden lang mit guter Laune auf seinem Posten aus; ihn schreckt der Anblick der gleich Bergen sich aufthürmenden und dann wieder furchtbare, bodenlose Abgründe bildenden Wellen nicht. Hebt aber der Wind noch heftiger seine Schwingen, so müssen die zusammengebundenen Segel herabgenommen werden; ja im höchsten Nothfalle müssen sogar die Masten gekappt, d. h. nahe an dem Verdeck abgehauen werden. Nun fliegt das Schiff auf der öden Meeresfläche umher; der Sturm zwar kann ihm jetzt nichts mehr anhaben, wenn seine Rippen nur fest und die Planken gut und frisch sind; aber bei den Mangel an Segeln hält es schwer, auch wenn der Wind vorüber ist, einen Hafen zu erreichen. Dann droht wohl Schiffbruch auf einer Klippe, oder Hungertod der Mannschaft, wenn sie nicht durch ein anderes Schiff gerettet wird.

5. Zu den schönsten Naturerscheinungen gehört das Leuchten des Meeres. Wenn das Schiff vom Winde rasch fortgetrieben wird, läßt es bei Nacht oft einen langen, flammenrothen Streifen hinter sich; auch die überschlagenden Wellen leuchten wie ein Feuerregen, und selbst in der Tiefe des Meeres schwimmen eine Menge kleiner Lichter. Es rührt dieses Leuchten vom Schleime der in Verwesung übergegangenen Thierchen her, mit dem das Meerwasser beständig gemengt ist. Einzelne dieser Thiere leuchten auch lebend, gleich dem Johanniswürmchen; das Meer ist mit tausend verschiedenen Arten gallertartiger, durchsichtiger, den Pflanzen ähnlicher Thiere, die man Quallen nennt, bevölkert. Ein gar merkwürdiges, aus vielen tausend kleineren Thierlein bestehendes größeres Thier, das gerade so aussieht, wie eine Feder mit ihrem Kiele und mit dem Fähnlein oben daran, ist die zu den Polypen gehörige Seefeder. Die Fähnlein bestehen oben aus vielen tausend Thierlein, die alle nur von einem Willen belebt sind. Sie bewegen sich alle auf einmal und nach einer Richtung, vorwärts und rückwärts. Bei dunkler Nacht gewähren sie einen prächtigen Anblick, wenn sie hell leuchtend an der Oberfläche des Wassers sich fortbewegen.

6. Der Boden des Meeres hat wie das Festland Hügel, Berge, Thäler und Schluchten, Felsen, Quellen, Pflanzen und ganze Wälder von Korallen. Was wir Inseln nennen, sind hohe Gebirge, die oft mehrere tausend Fuß vom Boden des Meeres sich erheben.

Zu den Merkwürdigkeiten des Meeres gehören auch die Korallen; kleinere Pflanzenthiere oder Polypen haben dieselben zu ihrem Gehäuse und bauen sie in Form eines Baumes, aus einer kalk- und gallertartigen Masse, die sie ähnlich wie die Schnecken aus sich absetzen. Solche Korallen stehen oft in weiten Strecken wie der dichteste Wald beisammen; nach und nach wird der Baum immer höher, bis er der Oberfläche des Meeres näher kommt und für die Schiffe gefährliche Riffe bildet; endlich tritt er über das Wasser heraus und wird durch

Verwitterung der harten, steinartigen Masse, durch den allmäligen Ansatz von Flechten und Moosen, durch die sich fruchtbare Erde erzeugt, und durch Samenkörner, die Vögel dahin tragen, zu einer mit Gewächsen und Bäumen bewachsenen Insel. Aus den Erdkorallen, die eine schöne rothe, schwarze und weiße Farbe haben, werden allerlei Schmucksachen, Halsbänder und dergl. verfertigt. Zu den Polypen gehören auch die Meerschwämme; in den wärmeren Meeren bedecken sie dicht und massenweise die Küsten und Felsen; zu ihnen gehören unsere Wasch- und Badschwämme, welche aus dem rothen und mittelländischen Meere kommen.

7. Die Furcht und der Schrecken der Bewohner des Meeres, sowie der auf ihm schiffenden Menschen, ist der Riesenhai; er heißt auch Menschenfresser; denn er ist immer hinter und neben den Schiffen her, weil er riecht, daß da gar viele lebendige Wesen darin sind, die er gern fressen möchte. Fällt nun einmal ein Matrose von ungefähr vom Schiffe herunter ins Wasser oder hat er im Wasser etwas zu verrichten, so ist der Hai oft gleich bei der Hand, reißt ihm ein Bein oder einen Arm ab, oder verschlingt ihn ganz. Er ist furchtbar gefräßig; todte Menschen, die im Schiffe starben und auf ein Brett gebunden ins Meer geworfen werden, verschlingt er sammt dem Brette, ebenso ganze Pferde, sogar Fässer. Diese Gefräßigkeit wird sein Tod; wenn er in einen nach ihm ausgeworfenen, mit Fleisch versehenen Anker beißt, so fängt man ihn. Zu den Haifischen gehören auch zwei andere Knorpelfische, von denen der eine einen walzenförmigen, wie einen Querbalken ansitzenden Kopf hat, auf dessen beiden Seiten die Augen stehen; er sieht daher wie ein Hammer aus und heißt Hammerfisch; dieses Unthier ist 12 bis 15 Fuß lang, ebenfalls sehr gefräßig und fällt oft Badende und Taucher an. Der andere hat eine Säge zur Waffe, d. h. eine sägeartig gezähnte, breit verlängerte Schnauze und heißt deßhalb Sägefisch.

8. Unter allen Schätzen des indischen Meeres nehmen die Perlen den ersten Rang ein; es sind dies die bekannten bläulich weißen Kügelchen, welche sich in den Schalen mehrerer zweiklappiger Muscheln finden und als Schmuck gar hoch geschätzt werden. Die Perlenmuscheln werden besonders bei Ceylon in großer Zahl gefunden. Taucher, die sich, bevor sie in das Wasser steigen, Ohren und Nasenlöcher bloß mit Baumwolle verstopfen und einen mit Oel getränkten Schwamm in den Mund nehmen, werden aus Kähnen an langen Seilen in die Tiefe des Meeres zu den Bänken, wo die Muscheln liegen, herabgelassen; hier sammeln sie so rasch wie möglich und so viel wie möglich in den mitgenommenen Korb; nach ungefähr zwei Minuten werden sie wieder emporgezogen. Wenn sie dann auch ganz erschöpft sind und nicht sprechen können, ja bisweilen ihnen das Blut aus Mund und Nase stürzt, so sind sie doch im Stande, in einer Stunde ihr gefährliches Geschäft drei- bis viermal zu wiederholen. Eine Perle

gilt, wenn sie an Ort und Stelle gleich polirt wird, oft 25 bis 30 Thaler.

9. Was muß doch so ein Seeschiff, besonders ein Kriegsschiff für ein ungeheueres Gebäude sein! Ein vollständiges Linienschiff faßt vier Stockwerke über dem Wasser, nämlich das Ober=, das Haupt=, das Mittel= und das Kanonendeck und darunter noch zur Hälfte unter dem Wasser das Unterdeck und unter diesem die ungeheuren Schiffsräume. Hundertzwanzig Kanonen und noch mehr schauen in vier Reihen mit furchtbaren Schlünden zu den Luken heraus; eine Besatzung von 1000 Mann hat in dem gewaltigen Raume ihre Schlafstellen, Speisesäle, Zimmer und Vorrathskammern. Große Massen von Pulver, Kanonenkugeln, Proviant, Kohlen, Schiffs= und Kriegsmaterial aller Art lagern in den untern Räumen. Was muß das für eine entsetzliche Verwüstung sein, wenn ein solcher schwimmender Palast von so vielen Menschen in die Luft fliegt. Was für ein ungeheuerer Verlust ist es, wenn in einer Seeschlacht 8 ja 12 Schiffe genommen werden oder untergehen! Wenn aber einem solchen Schiffe auch kein Unglück begegnet, so dauert es doch nur 50 Jahre. Zum Bau gehört ein ganzer Wald von Eichen; tausend starke Stämme sind nöthig für ein Schiff, welches hundert Kanonen führt. Und wie leicht und sicher schwimmt dennoch ein solcher Koloß auf dem Wasser, wohin der Mensch ihn haben will!

Aus Dr. Wagner's Lesebuch.

43. Die Lüneburger Heide.

Lübeck, den . . .

Theurer Adolph!

Du nennst meinen Reisebericht höchst unterhaltend und belehrend (sehr schmeichelhaft für mich!) und vermissest nur eine Beschreibung der Lüneburger Heide. Ich säume nicht, Deinem Wunsche gemäß, das Fehlende zu ergänzen. So wisse denn, die berühmte L. H. zieht sich zwischen den Städten Lüneburg und Celle 10 Meilen weit hin. Sie ist ein ödes, trauriges Land, ohne Anhöhen, ohne Thäler, ohne See'n, ohne bedeutende Bäche und fast ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin wir blickten, sahen wir beinahe nichts als Heidekraut, magere Grasplätze und krüppelhaftes Nadelholzgebüsch, hier und da auch dünne Kiefern= und Fichtenwaldungen. Manche Strecken dieser Gegend sind nichts als weite, schwarzbraune, nackte Flächen, ohne die geringste Spur von Anbau. Alles ist leer, trocken, kalt. Der ödeste und traurigste Theil des Weges durch dieselbe ist zwischen Celle und Schafsthal. Da ist nichts als Sand, Heidekraut, Moor, umgeben von Kiefern= und Fichtenwäldern. Du siehst da kein Haus, kein Wasser, keinen Menschen, kein Thier, selbst keinen Vogel, außer etwa einen Flug hungriger Raben. Unser Wagen bewegte sich so langsam, sanft und leise, daß wir beinahe in tiefen Schlaf eingewiegt wurden. Kein Wunder, denn rings umher scheint die ganze

Natur auch zu schlafen. Doch nein, die L. H. ist nicht ganz ohne Leben. Eine große Menge genügsamer, kleiner, schwarzer Schafe, Heidschnucken genannt, nährt sich von den mageren und gewürzhaften Heidekräutern, und Millionen Bienen schwirren auf den Blüten umher. Man trifft auch einige, wenn auch nur ärmliche Dörfer auf dem Wege von Celle nach Lüneburg an, wie z. B. Schafsthal und Ebstorf, wo es unserm Auge sogar vergönnt war, sich an dem Anblick einiger Buchen, Eichen und Birken zu erquicken. In der Nähe der wenigen, hier und da an kleinen Bächen umher liegenden Dörfer, die nur mit mageren Hafer-, Gerste-, auch wohl Roggen-, Flachs- und Rübenfeldern umgeben sind, wird ziemlich viel Heidekorn gebaut, und die Bienenzucht sehr stark getrieben. Durch ihre übergroße Menge wurden die Bienen hier bisweilen den Reisenden nicht wenig gefährlich; denn wenn sie auf irgend eine Art gereizt werden, so fallen sie in dichten Schwärmen über ihre Beleidiger her, bedecken in einem Augenblicke Gesicht und Hände, und verwunden sie in wenigen Minuten mit vielen tausend Stichen so stark, daß Kopf und Hände schwellen und die muthigsten Pferde manchmal betäubt niedersanken und dem Angriffe ihrer kleinen, aber zahlreichen und grimmigen Feinde unterlagen. Ebenso die Menschen. Diese Fälle waren aber selten, und der Schaden, der bisweilen geschah, wurde durch den Nutzen, den die Bienenzucht ständig bringt, reichlich vergütet; denn man schätzt ihren Ertrag an Honig und Wachs jährlich über 200,000 Thaler. Auch die Schafzucht ist sehr einträglich, obgleich die Heideschafe, wie schon bemerkt, nur klein und unansehnlich sind. Seitdem aber eine Eisenbahn die Heide durchzieht, sind die Reisenden der Langweile und der Belästigung durch die Bienen überhoben.

Du wirst Dich an meinem Briefe eben nicht sehr erquickt haben, lieber Freund; allein ich wollte Deine Wißbegierde nicht unbefriedigt lassen. Der trockne magere Boden, den ich zu schildern gehabt, hat auch auf mein Schreiben eingewirkt. Nun die Zeit, sagt man, bringt Rosen, so bringt sie vielleicht auch hier noch eine Umwandlung hervor. Bleiben wir inzwischen unwandelbare Freunde! Mit den herzlichsten Grüßen Dein August.

44. Ein Sonntagsmorgen.

Wir sind im Dorfe. Alles ist still auf der Straße; die Häuser sind verschlossen; da und dort ist ein Fenster offen; es schaut aber niemand heraus. Die Schwalben fliegen nah am Boden und haben niemanden auszuweichen. Auf dem Brunnentroge am Rathhause sitzen andere Schwalben, trinken und schauen sich klug an und zwitschern mit einander und halten Rath, als ob das Dorf nur ihnen allein gehöre. Vornehme Bachstelzen trippeln herzu und schwänzeln davon und schweigen still, als wollten sie kundgeben, sie wüßten schon alles und noch viel besser. Nur eine Schar Hühner hat sich um die Schwalben versammelt und lauscht begierig ihren Reden. Sie

hören wohl vom freien Wiegen in den Lüften, vom Ziehen übers Meer und nach fernen Landen; denn sie heben und dehnen oft ihre Flügel und lassen sie wieder sinken, und schauen trauernd auf, gleich als wüßten sie nun wieder aufs neue, daß sie stets am Boden haften und den Schutz der Menschen suchen müssen. Besonders eine kohlenschwarze Henne mit rothem Kamme hebt und senkt ihre Flügel oft und oft. Eine Gluckhenne wandelt, sich stolz prustend im Kreise ihrer Söhne und Töchter, das Dorf hinauf und hält sie durch stete Ermahnungen um sich versammelt und ätzt sie mit ihrem Funde. Sie will nichts vom freien Wiegen in den Lüften, von der Sehnsucht nach der Ferne wissen. — Eine wundersame Stille liegt auf dem ganzen Dorfe. Die Menschen haben die getrennten Wohnungen verlassen und sich in dem einen Hause Dessen eingefunden, der sie allgesammt eint. Die zerstreut schweifenden Blicke, die nur das Eigene suchen, haben sich jetzt vereint zu dem Unsichtbaren, der alles sieht, und dem alles eigen ist. B. Auerbach.

45. Hohenschwangau.

Hohenschwangau prangt ritterlich mit Zinnen und Thürmen auf dem Felsen, dort zwischen dem dunkeln Tannenwald. Die Sonne scheint auf seine ragenden Mauern und in seine hohen Fenster. Grüne Bergseen sind seine Springbrunnen, und das Hochgebirge ist sein englischer Garten.

Wenn man den geschlungenen Weg hinauf wandelt zur Burg, so ist zur einen Seite ein stiller Teich, eingezackt in den Felsen, und auf dem smaragdnen Wasser schwimmen die Schwäne, die stolzen Wappenvögel der Burg. Zur andern Hand liegt ein Gemsenzwinger, wo das Wild gefangen weidet; das sieht wohl auch oft sehnsüchtig hinauf zu den Spitzen des Säugling, wo seine Herden ungefangen spielen. Dann geht man unter schönen Reihen von Buchen durch, die hoch über dem Wanderer ihre schönen Spitzbögen wölben. Es laufen Fußpfade ab und zu, die an heimliche Ruhebänke, auf moosbewachsene Felsenblöcke führen, und athmet alles den süßen Waldduft. Ueber dem ersten Burgthor prangt ein steinernes Wappen: die bayerischen Rauten auf einem Schilde, und auf dem andern der Löwe von der Pfalz am Rhein. — Ueber dem zweiten Thorweg stehen zwei gewappnete Bannerherren, auch aus Stein gehauen, mit jugendlichen, frischen Gesichtern. Der eine der Ritter ist der Kämpe von Bayern, der andere ist einer der Schwangauer, der edlen und festen, und führt das Wappen der Burg in seinem Schild.

In dem Thorweg der zweiten Pforte ist kühle Dämmerung; doch von jenseits scheint die Helle herein. Dort stehen die sonnigen Zacken der Mauern, und über die Zinnen ragen starke Aeste und schlanke Zweige, und durch das Laub fallen die Schlaglichter und spielen und weben in dem Gemäuer, grün und golden wie in dem Kreuzgang eines alten Klosters. Nun kommen wir in den Burghof,

aus dem das Schloß mit seinen Eckthürmen gebietend empor steigt, überall sichtbar in dem Felsen wurzelnd und in allen seinen Grundfesten mit Laub bekränzt, mit Epheugewinden, mit jungen Bäumen und schönen Blumen. Aus der Ringmauer bricht unter alten Linden ein prudelnder Born, und darüber erscheint in heiliger Schönheit die Jungfrau Maria. Der Burghof ist ein niedliches Felsengärtlein, wie in ein Krönlein gefaßt durch die zackige Mauer, mit erfinderischer Hand geziert, mit sorgsamer gepflegt. In der dunkeln Laube hier stehen Bank und Tisch von Stein zum Vesperbrod im heißen Sommer; dort an den niedern Zinnen ein Ruhesitz für den Abend, um in die Sonne zu sehen, wenn sie hinter den Allgäuerbergen untergeht. Auf der Treppe zum Hauptpförtlein wachsen Aloe, Oleander und Orangen, und nebenbei blühen Ehrenpreis und Augentrost, Dorant und Dosten, die altdeutschen Wunderpflanzen. Ueberdies ist aber die Kunst zu beachten, die die schönen Brunnen geschaffen hat, den Schwanenbrunnen, auf dem der eiserne Burgvogel Wasser speit, und den der Löwen, ein Abbild des maurischen Springbrunnens in der Alhambra zu Granada.

Die Halle, welche nun den Besucher aufnimmt, wird von Säulen getragen und ist des Schlosses Waffenkammer. Hier stehen auf ihren Pfeilern die Eisengewänder der alten Kämpen, vom Stechhelm herunter bis zum riesigen Sporn, mit geschlossenen Visiren, den Handschuh an den Speer gelegt oder auf das hohe Schwert. An den Wänden hängen die Waffen jener Zeiten in ihren abenteuerlichen Gestalten, die Flamberge, die mit beiden Fäusten zu führen, die gestirnten Streitkolben, die Aexte, die so zugig in der Hand liegen.

Aus der Waffenhalle steigen wir über die Wendeltreppe hinauf in die bunten Gemächer. Da das ganze weite Schloß ein Bildersaal des deutschen Volkes sein soll, so zeigen alle Wände seine Mären und Geschichten, sein Trachten und sein Dichten von den grauen Jahrhunderten der Völkerwanderung herab bis zum Beginn der neueren Zeit.

Wenn wir nun herauskommen aus den Mauern, so sind wieder die Alpen da, die blauen Seen und die dunkeln Wälder, und sprechen freundlich zu uns und winken. — Nicht weit von dem Böllatfalle, auf ragender Höhe, stehen die Trümmer der alten Burg von Schwangau: zwei dachlose Vierecke, die wohl ehedem zusammenhingen. In den ritterlichen Stuben wachsen jetzt Buchen, und statt der Tapeten kriecht Epheu und anderes Schlingkraut an dem Gemäuer herum. Den Boden deckt hoher Schutt, durch die leeren Fenster sieht man hinaus in das ferne Land, auf Burgen, die nun auch verfallen sind, auf Falkenstein, Freiberg und Eisenberg. Unten liegen die grünen Auen des Lechrains und seine Dörfer weit umher zerstreut. Einwärts aber, gegen die Berge zu, klafft die Schlucht der Böllat, deren Brausen herübertönt. Ueber dem Sturze steigt der kahle Säugling in die

Höhe. Zu oberst auf seinem grauen Haupte liegt eine kleine, grüne Weide, auf der sich Gemsen tummeln. L. Steub.

46. Die Vögel.

Kleine Vögel legen, so lange ihre Legezeit dauert, jeden Tag, meist des Morgens, ein Ei; große ruhen gewöhnlich einen Tag um den andern, oder auch jedesmal nur den dritten Tag. Die Dotter steht mit dem Eiweiß durch zwei zarte Bänder in Verbindung, die man Hagel nennt; an der Seite der Dotter liegt ein weißes Fleckchen, Narbe genannt, woraus sich der Vogel entwickelt; durch die Wärme des brütenden Vogels (die man auch künstlich nachahmen kann) wird das Junge nach und nach ausgebildet; ist es reif, so ritzt es, vermittels eines harten Körnchens auf der Schnabelspitze, welches später bald abfällt, die Schale, versprengt sie vollends, indem es sich anstemmt, und schlüpft hervor. Die Dauer der Brütezeit richtet sich ziemlich nach der Größe der Vögel; kleine Singvögel brüten dreizehn bis vierzehn, das Huhn zwanzig bis einundzwanzig Tage, die Gans vier, der Schwan fünf Wochen. Das Geschäft des Brütens besorgt das Weibchen; bei vielen paarweis lebenden Arten wird es dabei um Mittag einige Stunden vom Männchen abgelöst. Beim Brüten fallen den meisten brütenden Vögeln die Federn der Unterseite zum Theil aus, wodurch die kahlen sogenannten Blutflecken entstehen. Der Kukuk brütet gar nicht selbst, sondern legt seine Eier in fremde Nester. Die Anzahl der Eier ist sehr verschieden; die auskriechenden Jungen sind bald ganz nackt, bald mit Flaumenfedern mehr oder weniger bekleidet. Zu den mit Flaumenfedern dicht bekleideten gehören vorzüglich die jungen Raubvögel, Hühner-, Stelzen- und Schwimmvögel. Diejenigen jungen Vögel, welche unbeholfen aus dem Ei kriechen, werden, bis sie sich selbst ernähren können, von den Alten gefüttert, die meisten Hühner-, Stelzen- und Schwimmvögel aber, nachdem sie sich unter der Mutter erst abgetrocknet, folgen derselben, und suchen sich unter deren Anleitung ihr Futter selbst. Viele junge Schwimmvögel gehen, wenn sie kaum aus dem Ei sind, mit der Mutter ins Wasser, schwimmen, und ihr Flaumkleid bleibt trocken; andere, wie zum Beispiel die Alken und Lummen, bleiben, bis sie befiedert sind, im Neste, werden dort von den Alten gefüttert, und können sich nicht helfen, wenn man sie mit ihrem Nässe annehmenden Flaumkleide ins Wasser wirft. Viele Vögel machen jährlich nur eine, mehrere aber zwei Bruten, sehr wenige noch mehr.

Die Nester der Vögel sind sehr verschieden; jede Vogelart hat beim Nestbau etwas Eigenthümliches, und es ist äußerst anziehend, sie bei diesem Geschäfte zu beobachten. Mancher Knabe, welcher, ohne selbst recht zu wissen warum, Vogelnester ausstört, könnte sich im Gegentheil einen weit höheren Genuß verschaffen, wenn er die Thierchen ungestört nisten ließe, und ruhig dabei von fern beobachtete; schon die bloße Annäherung eines Menschen an ein Nest, noch mehr

aber das Antasten desselben, bestimmt viele Vögel es zu verlassen. Merkwürdig ist auch die Reinlichkeit, welche manche kleine Vögel bei ihrem Neste beobachten, wie zum Beispiel der Hänfling, der den Mist seiner Jungen weit wegträgt.

Hinsichtlich des Winteraufenthaltes nennt man diejenigen Vögel, welche wie der Sperling und Zaunkönig ihren Geburtsort gar nicht verlassen, Standvögel; diejenigen, welche, wie Stieglitze, Hänflinge, Zeisige, in ihrem Vaterlande umherstreifen, Strichvögel; die, welche ganz aus- und nach Süden wandern, Zugvögel. In den heißen Gegenden gibt es keine Zugvögel, aber die Vögel der kalten Länder ziehen meist im Winter fort, indem ein eigener Trieb sie zwingt, ihr Vaterland, wo es ihnen an Nahrung mangeln würde, während der kalten Zeit zu verlassen. Viele Vögel ziehen bei Tage, viele bei Nacht; einige einzeln oder paarweise, die meisten scharenweis; viele ziehen hoch durch die Lüfte, viele von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, viele überwintern im südlichen Europa und kehren mit anbrechendem Frühlinge, nicht selten zu voreilig, zurück; viele ziehen über das Meer nach Afrika. Je früher ein Vogel im Herbste wegzieht, desto später kehrt er im Frühjahr wieder. Selbst der Zugvogel, den man in der Stube hält, ist während der ganzen Zugzeit unruhig, und man kann an dieser Unruhe im Herbst und Frühjahr beobachten, wie lange seine Art zu ziehen pflegt; manche, welche, wie die Finken, nicht weit ziehen, lassen diese Unruhe wenig oder gar nicht merken, andere hingegen, wie die Wachteln, toben während der Zugzeit unaufhörlich. Die bei Tag ziehenden toben des Tags, die bei Nacht ziehenden des Nachts. Selbst jung aufgezogene Vögel sind zur Zeit, wo ihres Gleichen zu ziehen pflegt, unruhiger als sonst. Im Frühling kehrt jeder Vogel wieder an denselben Platz zurück, wo er geboren und erzogen wurde, was man leicht an Vögeln, die etwas Eigenthümliches haben, erkennen kann. Vorzüglich leicht ist dies an den Finken zu beobachten, wo ein jeder an seinem Schlage leicht zu erkennen ist; derselbe Finke nimmt jedes Frühjahr denselben Baum wieder ein, der ihm früher zum Wohnsitz diente. Auch wer auf dem Hause nistende Störche oder im Stall nistende Schwalben hat, wird ohne Mühe die Bemerkung machen können, daß in der Regel (wenn sie nicht unterwegs verunglücken) dieselben Vögel wiederkehren, und so ist es auch mit andern Arten. Ausrottung von Wäldern und dergleichen muß natürlich in dieser Hinsicht manche Veränderungen bewirken. Aus dem Gesagten geht noch hervor, daß, wenn man eine Vogelart an einem Orte ausrottet, es viele Jahre dauert, ehe er wieder von dieser Art bevölkert wird, indem sich nur nach und nach wieder junge Vögel, die anderswo kein Unterkommen fanden, dahin ziehen; manche Gegenden, wo man zum Beispiel die Nachtigallen durch Wegfangen ausrottete, beweisen dies. Bei uns, in Mitteldeutschland, geht der Zug der Vögel immer von Osten nach Westen, nicht von Norden gerade nach Süden; im Frühling geht er von Westen

nach Osten zurück. Es scheint, als ob keiner unserer Zugvögel während seiner Abwesenheit im Süden brütete, wenigstens bringt keiner Junge mit zurück, mehrere aber kommen frisch vermaußert wieder; von vielen Vögeln kehren zuerst die Männchen und später erst die Weibchen zurück.

Die Schönheit des Gefieders, das anmuthige Wesen, die Gelehrigkeit, der Nutzen, der liebliche Gesang vieler Vögel, bringt bei den meisten Menschen eine Vorliebe für diese Thiere hervor, und veranlaßt viele, dieselben als Haus- und Stubengesellschafter in einer ehrenvollen Gefangenschaft zu halten; ein Vergnügen, das man nicht mißbilligen kann, insofern nur die Thierchen in jeder Art gut behandelt werden. Sie können sich wirklich in der Gefangenschaft sehr wohl befinden; dies beweist ihr Gesang. Kein Vogel singt, wenn er sich nicht wohl befindet. Auch kann man nicht im allgemeinen behaupten, daß das Halten der Stubenvögel die Zahl dieser nützlichen Geschöpfe zu sehr vermindere, da man in der Regel doch nur Männchen hält, und deren gewöhnlich überzählige vorhanden sind, die dann andere Bruten nur stören; desto unverzeihlicher ist es aber, wenn man nützliche kleine Vögel, wie Finken, Rothkehlchen, Meisen, Bachstelzen, bloß um sie als Speise zu verkaufen, in Menge, Männchen und Weibchen, wegfängt.

Wenn man sich Stubenvögel halten will, so ist allerlei zu merken. Bekommt man einen solchen, der bei Frost gefangen wurde, so darf man ihn ja nicht gleich in die warme Stube bringen, wo er bald sterben könnte; er muß erst einen Tag lang in einer frostfreien Kammer verweilen. Ist der Vogel mit Vogelleim beschmiert, so löst man diesen mit Oel ab, wäscht dann die Federn noch mit lauem Seifenwasser und endlich mit reinem Wasser. Will er kein Futter annehmen, so stopft man ihm, wenn er anfängt matt zu werden, etwas ein, tränkt ihn auch, indem man an die Fingerspitze einen Tropfen nimmt und diesen in seinen Schnabel gleiten läßt, und verhängt den Käfig mit einem Tuche. Sehr gut ist es, wenn man für frisch gefangene Vögel immer eine Kiste von etwa dritthalb Fuß in Bereitschaft hat, worin man nahe am Boden Sprunghölzer anbringen kann. Läßt man die Vögel mit gebundenen Flügeln in eine solche Kiste, so werden sie meist schnell ruhig und zahm, da sie nach den Seiten hin keinen Ausweg sehen, von oben her aber Licht genug haben, um Futter und Wasser zu sehen. Auch ein Käfig, der eine kleine, nur oben offene und mit einem Netz verschlossene Kiste bildet, ist sehr gut. Vom Fenster halte man übrigens jeden frischgefangenen Vogel fern. Tobt der Vogel, so bindet man ihm die Spitze jedes Flügels, oder schneidet sie ab. Körnerfressende Vögel gehen gewöhnlich sehr bald ans Futter; mit denen, die bloß Insekten und Würmer fressen, hat man oft viele Mühe, und muß sie mit halbtodten Mehlwürmern und Fliegen, Ameisenpuppen und dergleichen gewöhnen. Allmälich mischt man das Genannte mit dem Futter, das für immer gereicht

werden soll. Um viele Vögel halten zu können, räumt man denselben am besten eine eigene Kammer ein, die sich im Winter durch einen Ofen, woran sich kein Vogel verbrennen kann, mäßig wärmen läßt. Kann man mit einem Fenster dieser Kammer einen großen, von Draht geflochtenen, im Freien hangenden Käfig oder ein Vogelhäuschen in Verbindung setzen, so werden sich die Vögel, wenn man bei warmen Wetter das Fenster öffnet, desto besser befinden. Auch ein Viehstall, dessen Fenster groß und mit Netzen bespannt sind, gibt den Vögeln, zumal den Insektenfressern, welche da im Sommer reichliche Nahrung finden und dem Vieh sehr nützlich werden, Winter und Sommer einen guten Aufenthalt. Man kann ihnen auch darin einen eigenen durch Netze verwahrten Platz einräumen. Nie darf man einen frischen Vogel mitten in einem Raume plötzlich loslassen, dessen Fenster nicht mit Netz bezogen sind; der Vogel sieht die Glasscheibe nicht, will hinauseilen, und stößt sich leicht todt. Hat man kein Netz, so muß man ihn wenigstens dicht am Fenster los lassen. Daß man unter der Gesellschaft keine raubgierigen Vögel dulden darf, versteht sich von selbst; aber auch solche, denen man gewöhnlich nicht viel Böses zutraut, müssen zuweilen entfernt werden. So besaß ich zum Beispiel vor einigen Jahren ein aufgezogenes Rothkehlchen, das andere kleine Vögel, wie Plattenmönche, Hänflinge, wüthend verfolgte, mit den Krallen packte und ihnen mit dem Schnabel den Kopf zerhieb. Da manche Vögel sich im Sande baden, viele auch Kieskörnchen verschlucken, so muß der Boden immer dick mit feinem Wasserkies bedeckt sein; kann man diesen durchaus nicht bekommen, so gibt man ihnen wenigstens ein Näpfchen mit Wassersand oder ganz kleinen Kiessteinchen; das Wasser stellt man in einem weiten, anderthalb Zoll tiefen Gefäße hin, und dies Gefäß wieder in ein größeres, höheres, worin das Wasser ebenfalls anderthalb Zoll hoch, also mit dem Rande des kleineren Gefäßes gleich steht. Täglich ist ein- oder zweimal frisches Wasser zu geben.

Hat man recht schön singende Vögel, so zieht man sich Junge auf, damit sie bei jenen lernen, da gut aufgezogene Vogel meist am fleißigsten und besten singen; sie müssen dann aber wo möglich nur den Alten singen hören, von welchem sie lernen sollen, weil sie sonst leicht fremde Töne einmischen. Um Vögel aufzuziehen, nimmt man sie am besten, wenn sie eben anfangen Federn zu bekommen; die insektenfressenden füttert man mit in Milch geweichter uud mit Weizenkleie gemischter Semmel, wozu man gern Ameisenpuppen, Mehlwürmer und fein gehacktes Ei fügt; den körnerfressenden mischt man keine Kleie, sondern gequellten Mohn, doch nicht zu viel, bei; vorzüglich ist auch beim Auffüttern auf Reinlichkeit zu sehen. Raubvögel werden mit Fleisch, Eisvögel mit Fischen aufgefüttert, Schwalben füttert man leicht mit Ameisenpuppen, Mehlwürmern und Fliegen auf.

Da manche Liebhaber mehr auf recht zahme, als auf singende Vögel sehen, so will ich die Anweisung, Vögel zu zähmen, durch ein

Beispiel erläutern. Da ich in Göttingen wohnte, kaufte ich ein Nest mit drei jungen Grünlingen, zog sie groß, gab ihnen aber nie etwas anderes zu fressen, als was sie von meiner Hand nahmen, wodurch es bald dahin kam, daß sie mir in der Stube immer nachflogen, und, so oft ich pfiff, um sich füttern zu lassen, auf meine Hand eilten. Vor meinen Fenstern war noch ein Stück Dach, und als einst die Sonne recht warm darauf schien, und die Thierchen, welche nun schon fast ganz ausgewachsen waren, gerade hungrig waren, setzte ich sie hinaus, ließ sie vor dem Fenster aus meiner Hand fressen, und lockte sie dann wieder herein. Indem ich sie nun anfangs immer nur hinaussetzte, wenn sie hungrig waren, gewöhnte ich sie, in der Nähe zu bleiben. Meinem Hause gegenüber war ein niedriges Dach, und hinter demselben die Linden der Kirche an der Wehnder Straße. Bald flogen die Grünlinge auch auf jenes Dach und von da in die Linden, kamen aber jedesmal auf meinen Ruf zum Futter zurück. So ging es den ganzen Sommer fort, und man denke sich das Erstaunen der auf der Straße gehenden Leute, wenn ich zum Fenster hinaus pfiff, und plötzlich drei Vögelchen auf meine Hand gepflogen kamen. — Als Knabe hielt ich mir einen zahmen, ebenso aufgezogenen Finken, Namens Pitt, der mich auf allen Spaziergängen begleitete. Einst verschwand er bei dieser Gelegenheit, während ich mit Spielen beschäftigt war, und trostlos suchte ich ihn zwei Tage lang vergebens; am dritten Tage wanderte ich wieder, zwar hoffnungslos, aber doch immer den Finken mit dem gewohnten Locken rufend herum; plötzlich hörte ich hinter mir etwas schnurren, und ehe ich mich noch umgesehen, saß Pitt munter und freundlich auf meiner Schulter. — Für Liebhaber füge ich hier noch die Bemerkung hinzu, daß Vögel es nicht gerne sehen, wenn man sie anhaucht, oder mit der Hand streichelt, man muß sie mit einer Feder streicheln, was ihnen angenehm ist.

Einen sehr angenehmen Nutzen, welchen manche Vögel, die frei in der Stube herumhüpfen, gewähren, will ich hier noch erwähnen; er besteht in Vertilgung des Ungeziefers. Ein Rothkehlchen säubert die Stube leicht von Flöhen und Fliegen. In Leipzig wohnte ich in einem Hause, wo man selbst am Tage viele Wanzen vor meiner Stubenthüre herumkriechen sah; aber in meiner Stube und Kammer kaum keine auf, weil eine aufgezogene Bachstelze alles wegschnappte. Das Thierchen war mir durch diesen Dienst so lieb geworden, daß ich es, da ich Leipzig verließ, um nach Weimar zurückzukehren, auf dem Postwagen mitnahm und unterwegs aus meiner Hand fütterte und tränkte, denn es war so zahm, daß es ans Entwischen nicht dachte.

Es gibt Vögel, welche gar nicht an die Gefangenschaft gewöhnt werden können, oder doch sehr bald sterben, und solche sollte man gar nicht halten; andere dauern bei guter Pflege viele Jahre. Um nur ein Beispiel, statt aller, zu erwähnen, so besaß der berühmte Naturforscher Bechstein einen trefflichen Finken, welchen er am Tage seiner Hochzeit als Geschenk erhalten hatte, der ihn selbst überlebte, nach

seinem Tode von der Witwe treulich gepflegt wurde, und ein Alter von 36 Jahren erreichte. H. O. Lenz.

47. Der Rangstreit der Thiere.

1.

Es entstand ein heftiger Rangstreit unter den Thieren. „Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen und kann desto unparteiischer sein!"

„Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen."

„Das war sehr weislich erinnert!" sprach der Hamster.

„Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzet."

„Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen."

2.

Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unseren Werth bestimmen?"

„Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid."

„Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!"

3.

Der Mensch entfernte sich. — „Nun, sprach der hämische Maulwurf — (und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei) — siehst du Pferd! Der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir."

„Aber aus besseren Gründen als ihr!" antwortete der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten, es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

Lessing.

48. Der Löwe und die Ratte.

Eines Tages ruhte der Löwe, ermüdet von der Jagd, im kühlen Schatten der Platanen, und tiefer Schlaf hielt seine Augenlider geschlossen. Da kam eine Anzahl Ratten aus der Erde hervor und spielte dreist um den Löwen herum. Bald wurden sie kecker, und ohne auf den König der Thiere zu achten, kletterten sie ihm auf den Rücken und setzten auch dort ihr ausgelassenes Spiel fort. Da erwacht plötzlich der König der Thiere. Scheu fliehen die Ratten von allen Seiten davon; aber eine von ihnen zögert unbesonnener Weise und wird von dem Löwen ergriffen. Zitternd bittet sie um ihr Leben und stellt ihm vor, daß ein so schwaches Geschöpf, wie sie, der Rache eines so mächtigen Thieres nicht würdig sei. Der Löwe schenkt ihr Gehör und zeigt sich großmüthig. Er läßt sie los und schnell flieht sie aus seiner Nähe. — Des andern Tages eilte der Löwe durch den finstern Wald, um sich Beute zu erjagen; aber plötzlich stürzte er in eine Grube und sah sich in dem Garn des Jägers gefangen. Er erhob ein klägliches Gebrüll, so daß der ganze Wald davon widerhallte. Furcht und Zittern ergriff alle seine Bewohner und kein Thier wagte sich aus seiner Höhle. Da eilte die Ratte herbei, um das ihr wiedergeschenkte Leben dem König der Thiere zu weihen. Schnell hatte sie die Knoten des Netzes zernagt, und freudig brüllend schritt der Löwe durch den Wald, indem er seiner Großmuth die wiedergewonnene Freiheit verdankte.

49. Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner näheren Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?"

„Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt.

„Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten."

Lessing.

50. Der Stiefel und der Pantoffel.

Der Stiefel und der Pantoffel standen vor dem Bette ihres Herrn. Als die Sonne aufgegangen war, und es hell in dem Zimmer wurde, sah sich der Pantoffel den Stiefel an und sprach: „Du siehst heute wieder schön aus! Mit dir möchte ich nicht tauschen. Den

ganzen Tag in Staub und Regen herumzulaufen, meinen Herrn über Schmutz und harte, spitze Steine hinwegzutragen, das wäre mir ein schönes Geschäft! Und wie behandelt man dich! Beim Anziehen zerrt und reißt man dich; beim Ausziehen klemmt man dich ein, und wenn du schmutzig bist, dann wirst du gekratzt und gerieben. Da habe ich es doch zehnmal besser." — Ja freilich, wenn man so bequem ist wie du, antwortete der Stiefel, und nichts Besseres kennt als unter dem Bette und hinter dem Ofen zu liegen. Aber was weißt du auch vom Wetter? Du kannst ja kaum Regen von Sonnenschein unterscheiden und bekommst schon einen Schreck, wenn du einmal nach dem Garten hinunter sollst. Aber ich, was bekomme ich alles zu sehen! Durch alles Unwetter begleite ich meinen Herrn und schütze seinen Fuß vor jedem Stein. Mich schmückt man mit dem blanken Sporn, vor dem das stärkste Roß sich fürchtet; ich begleite meinen Herrn in die feinsten Gesellschaften, und mit welcher Sorgfalt werde ich gesäubert, ehe er mit mir die reich geschmückten Säle betritt. Und wie schützt man mich gegen die Kälte, wenn mein Herr aufs Eis gehen will! Dann bekomme ich Schlittschuhe angeschnallt, und pfeilschnell fliege ich über die spiegelglatte Fläche dahin. Und was soll ich dir noch beweisen, daß ich vornehmer bin als du? Habe ich nicht einen Knecht, der mir zu Diensten steht, wenn mein Herr mich ausziehen will! Aber was thut er mit dir, wenn er dich auszieht, verächtlich wirft er dich bei Seite. Der Pantoffel wollte eben antworten, als sein Herr aus dem Bette stieg; dieser sah sich die Stiefel an, die noch dastanden, wie er sie gestern ausgezogen und griff — nach den Pantoffeln.

51. Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Gesch nk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihres Gleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans war, ohne ein Schwan zu werden.

Lessing.

52. Die Mücke und der Löwe.

Als der Löwe einst den Wald durchtobte und alle Thiere vor ihm erschrocken flohen, forderte ihn eine kühne Mücke zum Zweikampfe heraus. Mit Hohngelächter nahm der Löwe denselben an; aber rasch flog die Mücke in seine Nasenlöcher und zerstach ihm diese dergestalt, daß er voller Wuth mit seinen eigenen Klauen sich zerfleischte und

nach langem fruchtlosen Sträuben doch endlich gestehen mußte, daß er überwunden sei.

Achte keinen Feind gering; denn auch der Schwache kann zuweilen durch Geschicklichkeit und List den Starken besiegen; darum poche nie zu sehr auf deine Kraft! —

Als die Mücke den Löwen überwunden hatte, schwang sie sich stolz in die Höhe, um ihren Sieg ihren Gespielen oder, wo möglich, dem ganzen Walde zu verkünden. Doch von Stolz und Uebermuth geblendet, wurde sie des Gewebes einer Spinne nicht gewahr, das diese zwischen den Zweigen eines Baumes ausgespannt hatte. Sie ward in dasselbe verstrickt und mußte nun einen Tod erleiden, der ihr um so schmerzlicher fiel, je verächtlicher dieser zweite Feind gegen den ersten überwundenen war.

Darum überhebe dich niemals deines Glückes; denn Stolz und Unvorsichtigkeit sind die gewöhnlichen Vorboten des Untergangs.

Meißner.

53. Die Wespen im Honigtopfe.

Ein Schwarm Wespen war in einen Honigtopf gekrochen und ließ es sich da wohl schmecken. Doch jetzt, da sie wieder fort wollten, konnten sie nicht; denn die zähe Süßigkeit hatte Flügel und Füße unbrauchbar gemacht. Kläglich jammerten sie nun über ihr nahes Ende. Eine einzige hatte sich vorsichtig am Rande gehalten, weniger genossen, aber sich auch nicht gefangen. — „Ihr dauert mich, Schwestern!“ rief sie, indem sie fort flog, „aber ihr hättet auch die Schwierigkeit des Herauskommens bedenken sollen, ehe ihr euch so tief hinein wagtet.“

Der Weg zum sündhaften Vergnügen ist leicht. Doch desto schwerer fällt es, sich von demselben loszureißen. Daran denke man vorher; denn nachher ist es zu spät und fruchtlos. Meißner.

54. Die Schnecke, der Esel und das Füllen.

Die Schnecke wettete einst mit einem feurigen Füllen und einem trägen Esel um den Preis eines schönen Salatbeetes, das auf einem hohen Berge lag, und das derjenige haben sollte, der zuerst hinauf kommen würde. Man kann leicht denken, wie die beiden Thiere die arme Schnecke auslachten, die den albernen Gedanken von einem Wettstreite mit ihnen sich hatte einfallen lassen. Sie ertrug es indessen mit Gelassenheit und trat ihre Reise in aller Stille an. Der Esel und das Füllen, die ihren Spaß haben wollten, ließen sie kriechen und sagten: „Wenn der Schleichfuß bald hinauf ist, dann wollen wir mit einigen Sätzen oben sein und sie über ihre vergebliche Arbeit brav auslachen, mittlerweile aber uns nach unserer Weise letzen.“ Der Esel traktirte sich mit den ersten besten Disteln in der Nähe, und, nachdem er sich gesättigt, legte er sich hin und schlief.

Das Füllen sprang in den blumenreichen Wiesen umher und fand bald Genossen seiner Lustbarkeit, mit denen es umherschwärmte und allen möglichen Muthwillen verübte. Die Schnecke kroch unermüdet eine ganze Nacht hindurch und kam mit Anbruch des Tages glücklich auf dem Berge an. Der Esel erwachte jetzt erst. Ihm fiel die Wette ein, und er fing an, seine Reise auf den Berg anzutreten. Kaum hatte er aber ein paar Schritte gethan, als er die Schnecke nicht nur auf dem Berge, sondern gar auf dem Gipfel eines Bäumchens gewahr wurde.

„Ach!" dachte er, „nun wäre die Mühe doch vergebens. Sie hat die Wette gewonnen. Was ist zu thun? Du mußt nun schon bei deinen Disteln bleiben!" Das Füllen dachte nun auch um diese Zeit an seine Wette; aber es hatte sich so in seinem Muthwillen vergessen, daß es weit von dem Berge abgekommen war und sich so müde getummelt hatte, daß ihm für jetzt die Kräfte zum Rückwege fehlten, und es also ebenfalls das Salatbeet der Schnecke überlassen mußte.

So geht es den Leichtsinnigen, welche das Beginnen der Arbeit aufschieben und dadurch die Früchte derselben verlieren. v. Herder.

55. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen; kein Thier, sagte er, könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch wohl auf ihn losgehen!" „Dazu kann ich dir helfen, sprach der Fuchs, komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen." Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein, antwortete der Fuchs, das ist einer gewesen." Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte.

„Ist das Mensch?"

„Nein, der will erst einer werden."

Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen; aber ich will mich fort in meine Höhle machen."

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe," legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er, über und über blutend und heulend, zu dem Fuchse

zurücklief. „Nun, Bruder Wolf, sprach der Fuchs, wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?“ „Ach, antwortete der Wolf, so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas ins Gesicht, das kitzelte mich ganz entsetzlich. Darnach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelschlag; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe wäre todt liegen geblieben. „Siehst du, sprach der Fuchs, was du für ein Prahlhans bist? Du wirfst das Beil soweit, daß du's nicht wieder holen kannst.“ Grimm.

56. Die Geschichte des alten Wolfes.

1.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuße zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Hürden seiner Höhle die nächsten waren.

„Schäfer, sprach er, du nennest mich einen blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein; denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.“

„Wenn du satt bist, das kann wohl sein“, versetzte der Schäfer. „Aber wann wirst du denn satt? Du und der Geiz, ihr werdet es nie. Geh' deinen Weg!“

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

„Du weißt Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir aber überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.“

„Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Herde!“

„Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen,“ sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfere ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.“

„Auch nicht viere?“ fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch dem Kopf.

„Drei? — Zwei?“ —

„Nicht ein einziges, fiel endlich der Bescheid; denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.“

Aller guten Dinge sind drei, dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?"

„O über nichts. Aber wie alt bist du, guter Freund?" sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch jung genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen."

„Erzürne dich nicht alter Isegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst, deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher und mit weniger Gefahr nähren zu können."

4.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben; und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutzen.

„Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern im Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast. Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in den Dienst nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur schel ansehen sollen."

„Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen?"

„Was meine ich denn sonst? Freilich."

„Das wäre nicht übel. Aber wenn ich dich nun in meine Hürden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen —"

„Ich höre schon, sagte der Wolf, du fängst an zu moralisiren. Lebewohl!"

5.

„Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich leider in die Zeit schicken." Und so kam er zu dem fünften Schäfer. „Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf. „Deines Gleichen wenigstens kenne ich," versetzte der Schäfer.

„Meines Gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin."

„Und wie sonderbar bist du denn?"

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Herde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht – "

„Spare deine Worte, sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt und gesunde für krank anzusehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!"

6.

Ich muß schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen, dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?" fragte der Wolf.

„Dein Pelz? sagte der Schäfer. Laß sehen? Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter den Zähnen gehabt haben."

„Nun, so höre, Schäfer; ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode und ich vermache dir meinen Pelz."

„Ei, sieh doch! sagte der Schäfer. Kommst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber Ernst, mir ein Geschenk damit zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt." Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf entfloh.

7.

O, die Unbarmherzigen! schrie der Wolf und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser.

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der weiseste von ihnen: „Wir thaten doch wohl unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!"

Lessing.

57. Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er, aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Herde verirret hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleich-

giltigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte. – „Und das alles kann ich dir bezeugen“, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. „Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.“ Lessing.

58. Der Einsiedler und der Bär.

Ein Einsiedler hatte sich einen jungen Bären aufgezogen und durch Futter, Schläge und manche Mühe ihn so zahm wie einen Hund gemacht. Oft brachte nun der Bär seinem Erzieher ein ansehnliches Stück Wildpret heim, trug Holz und Wasser herbei, bewachte seine Hütte, kurz, er leistete ihm Dienste aller Art. Einst lag an einem Sommertag der Einsiedler im Grase dahingestreckt und schlief. Neben ihm saß sein Bär und wehrte die Fliegen ab, die den Greis scharenweise umschwärmten. Vorzüglich quälte ihn eine; schon zehnmal hatte der Bär sie fortgejagt und immer kam sie wieder. Jetzt setzte sie sich abermals auf die Stirne des Schlafenden; da rief der Bär unwillig aus: „Warte! warte! Ich will dich wegbleiben lehren!“ Bei diesen Worten ergriff er einen Stein, zielte richtig und zerschmetterte die Fliege, aber freilich auch mit ihr den Kopf des Alten.

Wähle dir keinen einfältigen, keinen rohen Menschen zum Freunde! Selbst mit dem besten Willen kann er dir oft mehr schaden, als dein ärgster Feind. Lavater.

59. Die treue Freundschaft.

Ein Rabe, den die Vögel für einen Weisen hielten, saß auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelsteller, stellte sein Netz, streute Körner darunter und ging wieder fort. Aber der Rabe fürchtete sich vor dem Netze und versteckte sich in das dichte Laub. Bald darauf kam ein Schwarm wilder Tauben; sie sahen das schöne Gerstenfutter, setzten sich alle und fraßen. Aber das Netz fiel zu und sie waren gefangen und flatterten darin herum. Da sprach die Führerin des Schwarmes: „Uns hilft nicht, daß wir also hin- und herflattern, lasset uns aber versuchen, alle auf einmal in die Höhe zu fliegen, vielleicht vermögen wirs, das Netz mitzunehmen.“ Sie flogen nun alle zugleich in die Höhe und nahmen das Netz mit sich.

Aber der Rabe hatte alles mit angesehen, wie Einigkeit sie stark machte, und flog in der Ferne nach. Die Tauben hatten sich auf ein Fruchtfeld in der Nähe eines Baumes niedergelassen und berathschlagten, wie sie aus dem Netze herauskommen könnten. Da sprach eine aus dem Schwarme: „Ich habe schon längst Freundschaft geschlossen mit einer Maus, die hier in der Nähe wohnt. Soll ich sie rufen, damit sie das Netz zernage?“ Und sie rief die Maus. Die

kam aus ihrer Höhle heraus und zernagte die Schnüre, die Tauben aber flogen fröhlich davon und dankten der Maus für ihre Befreiung.

Der Rabe, der dieses alles mit angesehen hatte, dachte bei sich, ein treuer Freund sei doch ein großes Gut. Er setzte sich deshalb in die Nähe des Mausloches und rief die Maus, weil er Freundschaft mit ihr schließen wollte. Als aber die Maus herauskam und den Raben erkannte, floh sie schnell wieder in ihr Löchlein. Aber der Rabe rief sie wieder und sagte: „Warum fliehst du mich? Willst du nicht meine Freundin werden?" — „Nein," antwortete die Maus, „das geht nimmer an; denn in kurzer Zeit würde deine angeborne Lust nach meinem Fleische dich unsere Freundschaft vergessen lassen, und du würdest mich wie jede andere Maus auch auffressen."

Das redete ihr aber der Rabe aus, und sie lebten beisammen ohne Mißtrauen und waren zufrieden. Nur sehnte sich der Rabe nach seinem ersten Aufenthalte; denn er fürchtete sich hier vor den vorübergehenden Jägern. Darum sagte er eines Tages zu der Maus, wenn sie nichts dawider habe, so wollten sie wegziehen von diesem Orte, weil er da nicht verborgen genug sei; er wollte sie an einen viel heimlicheren Ort bringen, wo er auch eine treue Freundin habe, die Schildkröte, bei der sie künftig wohnen wollten. Die Maus war mit dem Vorschlage zufrieden; denn auch ihr war es unheimlich da, weil eine Katze oft in das Feld kam und ihr heimlich nachstellte. Der Rabe faßte sie also mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein, trug sie durch die Lüfte, setzte sie unter einem Baume nieder und rief die Schildkröte, seine Freundin. Diese kam hervor aus ihrem Teiche und freute sich, daß ihr Nachbar wieder da sei, und daß er noch eine Freundin, die Maus, mitgebracht habe. Die Maus grub sich ein Löchlein, und so wohnten sie alle drei in Frieden und Eintracht. Als sie nun eines Tages so beisammen saßen und mit einander plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirsch gelaufen, der blieb am Teiche stehen und sah sich um. Da floh die Schildkröte in ihr Wasser und tauchte unter; die Maus verkroch sich in ihr Löchlein, aber der Rabe schwang seine Fittige und flog in die Höhe, um zu sehen, ob der Jäger den Hirsch verfolge. Er sah aber nichts und sprach zu dem Hirsche: „Sei ohne Furcht; hier ist keine Gefahr; noch kein Jäger ist in diese Gegend des Waldes gekommen. Wenn es dir gefällt, so kannst du hier wohnen; um den See wächst schönes Futter und sein Wasser ist frisch zum Tranke." Als er dies gesagt hatte, rief er die Maus und die Schildkröte. Sie kamen hervor und redeten dem Hirsche auch zu, daß er bleiben sollte.

Aber der Hirsch sah umher; das Gras war schön, das Wasser war frisch und der Ort sicher vor Nachstellungen. Er machte sich also eine Lagerstätte von Moos und wohnte bei ihnen, und sie hielten treue Freundschaft mit einander. Eines Abends war aber der Hirsch nicht heimgekommen. Da ward seinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unglück widerfahren sein; darum flog der Rabe aus auf

Kundschaft, und er sah seinen Freund liegen, gefangen in einem Netze. Sogleich flog er zurück und brachte seinen Genossen die Nachricht und berathschlagte sich mit ihnen, wie man den Hirschen befreien könnte.

Da sprach die Maus zu ihm: „Nimm du mich und trage mich hin, damit ich ihm das Netz zernage!“ Der Rabe trug sie schnell hin, und sie nagte an dem Netze. Da kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus schalten, daß sie gekommen wäre. „Wohin“, sagte der Rabe, „willst du denn fliehen, wenn der Jäger kömmt?“ Ich fliege fort, der Hirsch läuft weg, die Maus verkriecht sich; was willst du aber machen? Dein Gang ist langsam, du kannst dich nicht retten; auch bin ich nicht stark genug, dich zu tragen.“ Indem der Rabe noch so redete, kam der Jäger wirklich schon gegangen, zu sehen, ob er etwas in seinem Netze gefangen habe; und als er den Hirsch darin sah, freute er sich. Allein ehe er noch hinkam, war das Netz schon zernagt; der Hirsch sprang in das Dickicht, der Rabe flog davon, die Maus verkroch sich; aber die Schildkröte stand und zitterte vor Schrecken an allen Gliedern.

Der Jäger ärgerte sich, daß ihm die schöne Beute entgangen war; um aber doch nicht ganz leer nach Hause zu kommen, nahm er die Schildkröte, wickelte sie in das zernackte Netz und ging weg. Doch die Maus hatte dem allen zugesehen und rief ihre Freunde schnell zusammen, um zu berathschlagen, wie man die Schildkröte wieder befreien könnte. Da schlug der Rabe vor, der Hirsch solle sich wie todt an den Weg legen, auf welchem der Jäger vorbei kommen mußte, und er wolle auf ihm sitzen, als ob er von ihm fräße; wenn das der Jäger sähe, so würde er gewiß die Schildkröte niederlegen und hinzugehen; dann solle der Hirsch aufspringen und langsam hin- und herlaufen, als hätt' er ein Gebrechen am Fuße; so solle er den Jäger immer reizen und nahe an sich kommen lassen, dann aber immer wieder entspringen, und das so lange, bis die Maus unterdessen das Netz zernagt und die Schildkröte sich im Walde verkrochen habe; dann wollten sie auf einmal alle davoneilen.

Und wie sie's beschlossen hatten, so thaten sie auch. Der Jäger warf sogleich die Schildkröte hin und eilte dem Hirsche nach; als aber die Schildkröte und das Mäuschen in Sicherheit waren, da sprang der Hirsch auf einmal davon und eilte schneller, als der Jäger sich's versah, ihm aus den Augen und kam mit seinen Genossen wieder bei ihrer Wohnung an. Da freuten sie sich alle sehr, daß sie durch ihre Freundschaft einander gerettet hatten. Grimm.

60. Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem andern, der auch ein Gärtner war und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die in fernen Weltgegenden geboren und einheimisch auch in den kälteren Himmelsstrichen grünen und blühen,

und nannten unter einander die eigenen sonderlichen Namen, welche auszusprechen und zu behalten nicht jedermanns Sache ist. — Sie gingen aber in den Garten und besahen die mannigfaltigen Gewächse und redeten.

Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor andern sei, genannt der Tulpenbaum; denn seine Blüte sei den Tulpen ähnlich an Gestalt, er stamme aber aus fernen, fernen Landen, und sei nicht zu vergleichen allen andern Bäumen. So rühmte er er den Tulpenbaum über die Maßen.

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begierde, auch einen solchen Baum zu haben, und er bot jenem die schönsten Bäume seines Geheges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete. Und jener ging und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude und erzählte allenthalben von seinem Baume, und daß dieser bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner aber und alle seine Freunde meinten, der Baum müsse von ungemein schöner Gestalt sein, jede Blume von herrlich glänzender Farbe und mit feurigen und purpurnen Streifen, und der ganze Baum gleich einem auserlesenen Tulpenbeet von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maßen gerühmt.

So harrten sie, und die Tage und Stunden däuchten ihnen sehr lange, bevor er blühte und sich die Knospen aufthaten.

Endlich thaten sich die Knospen auf. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht. Denn sie glaubten, die Gestalt seiner Blüte müsse eine andere sein. Als sie nun aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüte sei, — da achteten sie seiner Schönheit gar wenig, denn er blühete in bescheidener Schönheit und Einfalt; ja sie wurden unwillig und zürnten sehr, und brachen heimlich aus Scham und Unwillen alle Blüten und Knospen ab und zerstörten sie, damit sie nicht von andern ihres Ruhmes wegen verspottet würden.

Diese Geschichte lehrt, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht zu sehr rühmen und preisen solle. Denn der Mensch ist von Natur ungenügsam und verlangt, das Gute solle das Beste, und das Schöne das Schönste sein, und wenn er es nicht also findet, dann zürnt er und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerschönste und Beste ist. Krummacher.

61. Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, der hieß Benedictus, das heißt Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn desgleichen. Darum suchte er auch jeden zu erfreuen,

den Fremdling, wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that aber folgendermaßen:

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: Es sind viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was wäre es, so ich der Gäste noch einmal soviele geladen hätte! Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Nothleidenden reichlich. Darauf sah er sein Haus an und ging in sein Kämmerlein und sprach: Alles steht bei mir fest und unversehrt, und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassersnöthen und anderen Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch, wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräthe geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in sein Kämmerlein und sprach: Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrath mehren können, und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gerne von dem köstlichen Weine, wenn ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Leben lang.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Witwen und Waisen sprachen: Wer wird sich unser erbarmen, wenn Benedictus von uns scheidet?

Er aber sprach: „Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit allem, was darinnen ist. Er gehöret den Armen, den Witwen und Waisen; theilet davon aus, und verwaltet es wohl und weislich." Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Troste der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibt im Segen.

Krummacher.

62. Winfried oder das Lehramt.

Als der fromme Winfried, vom Geiste getrieben, ausziehen wollte von seinem Vaterlande und seiner Verwandtschaft, das Evangelium unter den abgöttischen Deutschen zu verkünden, wehrten ihm seine Freunde und Verwandten und sprachen: „Bleibe in deiner Heimat!" Da magst du auch des Guten genug schaffen, wofern du nur dieses begehrest."

Winfried aber antwortete und sprach: „Höret zuvor eine Geschichte, darnach urtheilet! Als vor etlichen Jahren des Krieges Wuth unseres Landes Gränze verheert hatte, zog ein reicher Mann durch die verwüstete Gegend. Da traf er auf dem Gebirge ein Häuflein Kinder nackend und bloß, und sie nagten an den Wurzeln, die sie aus der Erde wühlten. Da jammerte ihn der Kinder, und er fragte sie: „Wo ist euer Haus und euer Vater und die Mutter?" Die

Kinder sagten: „Unser Haus ist verbrannt, und wir haben keinen Vater noch Mutter mehr. Der Krieg hat sie getödtet.“

Darauf nahm der reiche Mann die Kinder in seinen Wagen und führte sie in sein großes Haus und gab ihnen alles, was sie bedurften; auch lehrte er sie arbeiten und ließ sie unterrichten in allerlei Kunst und Weisheit. Nach einiger Zeit kamen die Kinder zu ihm und sagten: „Du bist groß und reich; und noch größer, als dein Reichthum ist deine Güte, womit du dich unser erbarmest — ach, sage uns, mit welchem Namen sollen wir dich nennen?“

Da neigte sich der barmherzige Mann zu den Kindern und sagte: „Nennet mich Vater, denn ich will euer Vater, und ihr sollt meine Kinder sein.“

Als der fromme Winfried diese Geschichte erzählt hatte, lobten alle die Güte des reichen Mannes. Da erhob er sich und sagte: „Dort, wohin mein Herz verlanget, ist ein ganzes verwaisetes Völkchen. Gold und Silber habe ich nicht; aber ich will ihnen Besseres geben. Ich will sie zum Vater führen.“

Darauf zog er hinaus gegen Deutschland und that die Götzen hinweg und lehrete sie das Evangelium vom Glauben und von der Liebe. Und sie nannten ihn Bonifacius, das heißt der Wohlthäter, und sprachen: „Er hat ein gutes Werk an uns gethan.“ Krummacher.

63. Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmannes das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen und baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmannes und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann sammt seinen Kindern freute sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein sahen und zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: „Die Vögelchen sahen uns an, als ob sie etwas sagen wollten!

Da antwortete der Vater: „Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: „Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe!“ Krummacher.

64. Der Steuermann.

Ein Schiff fuhr auf dem hohen Meere, da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm, also daß alle, die auf dem Schiffe waren,

verzagten, und es entstand unter ihnen ein großes Jammern und Geschrei. Der Steuermann verhielt sich aber ruhig und lenkte das Schiff, so gut er vermochte.

Als die Schiffenden solches sahen, faßten sie Muth und sprachen: „Wirst du uns retten?“ Darauf antwortete der Steuermann: „Wie kann ich solches versprechen? Vermag ich dem Sturme zu gebieten? Begnügt euch, daß ich meine Pflicht erfülle!“ — Darauf begannen jene von neuem zu jammern, denn der Sturm nahm überhand; der Steuermann aber verblieb ruhig und lenkte das Schiff in Sturm und Wellen.

So schwebten sie hin und her, und das Schiff ward voll Wassers. Da erhob sich der Steuermann und sprach: „Ich kann das Schiff nicht erhalten, doch hoffe ich euer Leben zu retten. So mache sich ein jeder gefaßt auf den Schiffbruch!“ Da entstand ein lautes Murren und Wehklagen; der Steuermann aber verharrte ruhig und schaute auf die Nadel und befahl jedem Bootsknechte zu thun, was ihm gebühre. Jetzt lief das Schiff, nach dem Willen des Steuermannes, auf eine Bank nahe am Lande, und das Vordertheil stand unbeweglich fest, aber das Hintertheil zerbrach durch die Gewalt der Wellen. Da hieß der Steuermann, die da schwimmen konnten, sich zuerst in das Meer lassen und entgehen an das Land, die andern aber, etliche auf Brettern, etliche auf dem, was vom Schiffe war. So geschah, daß sie alle erhalten zu Lande kamen, der Steuermann zuletzt. Da versank das ganze Schiff.

Als jene, die gerettet waren, solches sahen, murrten sie gegen den Steuermann, daß er sie auf eine Sandbank geführet und das Schiff sammt aller Habe verderbet habe. Der Steuermann aber ging zwischen ihnen durch und achtete ihres Murrens nicht.

Krummacher.

65. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie sein möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten und lockte das Söhnlein des Landmannes, also daß sie hingingen und die Bäumchen ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: „Ach warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben.“ Diese Worte gingen dem Sohne des Landmannes sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: „Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, die wir verübt haben. Nun habe ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird

mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich es verdient habe."

Da antwortete jener: „Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm nur sorgfältig verbergen und auf deiner Hut sein." — Als aber Gotthold — so hieß der Sohn des Landmannes — nach Hause kam und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht wieder freundlich zu ihm aufzublicken; denn er dachte: Wie sollte ich meinen Vater fröhlich ansehen, den ich so betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken; es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen.

Jetzt trat der Vater herzu und reichte einem jeden seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kindlein herbei und aßen und freuten sich sehr und dankten dem guten Vater. Gotthold aber verbarg sein Angesicht und weinte bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: „Mein Kind, was weinest du?" Gotthold aber antwortete: „Ach! ich bin nicht werth, daß ich ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich als ein gutes Kind vor dir erscheine, und daß du nicht wissen solltest, wie schlecht ich bin. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mich selbst zu quälen. Strafe mich nur für meine Sünde, denn wisse, ich habe die jungen Bäumchen beraubt."

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: „Ich vergebe dir, mein Kind. Gebe Gott, daß dies das erste und das letzte Mal sei, daß du mir etwas zu verheimlichen hast; dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen."

Nach Krummacher.

66. Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls gibt's derselben mehr, als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgiltig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart angeklagt war. „Wer unter euch, sprach er, will mit mir gehen und für mich zeugen? denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet." Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könnte wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in der Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser zurück. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

v. Herder.

67. Die ewige Bürde.

Der Khalif Hakam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereien und bezahlte den Eigenthümern soviel dafür, als sie verlangten.

Nur eine Witwe fand sich, die das Erbtheil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte und alle Anerbietungen, die man ihr deßwegen machte, geradezu ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Witwe kam weinend zum Richter. Ibn Bächir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn schlimm; denn obschon die Gesetze der Witwe ausdrücklich Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesetzes zu bewegen. Was that also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack über den Hals und eilt unverzüglich nach den Gärten des Palastes, wo der Khalif sich eben in dem schönen Pavillon befand, den er auf dem Erbtheil der Witwe erbaut hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sacke setzte ihn in Verwunderung, und noch mehr erstaunte er, als Ibn Bächir sich ihm zu Füßen warf und also sagte: „Erlaube mir, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle." Hakam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Bächir den Khalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakam fand dieses Verlangen noch sonderbarer als alles Vorige. Um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, so griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Khalif sprach: „Die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu schwer!"

„Herr, antwortete Ibn Bächir mit einer edlen Dreistigkeit, du findest diese Bürde zu schwer? Und sie enthält nur einen kleinen Theil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen Wittwe genommen hast. Wie willst du denn das geraubte Land tragen können, wann es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schultern legt?"

Der Khalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi und gab der Witwe das Land mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen, zurück. Herder.

68. Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch, zu denken: „Was Gott schickt, ist gut, es dünke mir gut oder böse."

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen; hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut", und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend, aber ein Sturm entstand und löschte sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „Was Gott schickt, ist gut." Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen weggeführt oder getödtet. Er war verschont. „Sagte ich nicht," sprach er, „daß alles, was Gott schickt, gut sei?" Nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas am Abend versagte. Herder.

69. Die Rose, die Nelke und das Veilchen.

Der Frühling war zurückgekehrt, die Sonne blickte wieder freundlich vom Himmel hernieder, und ein milder Zephyr verkündete den Sterblichen, daß Flora, die Göttin der Blumen, nahe sei. Da regte sich's in ihrem ganzen Reiche, und alle Blumen eilten, sich zur Ankunft der Königin in neue Pracht zu kleiden. Jetzt erscheint sie, die freundliche Göttin, mit holdem Reiz geschmückt. Leichten Schrittes durchwandert sie die lieblichen Fluren und erfreut sich des reichen Farbenschmelzes, des anmuthigen Duftes, der ringsumher die Sinne ergötzt. Wie das Herz einer Mutter beim Anblick ihrer blühenden Kinder höher und freudiger schlägt, so hüpft auch ihr Herz vor Freude und Wonne bei dem Anblicke aller der Pracht, welche rings um sie her ausgebreitet ist. Schnell hat sie Wiesen und die Gebüsche durcheilt; jetzt soll der schönsten unter den Blumen der Preis zuerkannt werden. Die Rose und die Nelke haben gleichen Anspruch darauf; denn beide prangen in dem herrlichsten Farbenschmuck, und noch mehr entzücken sie durch ihren köstlichen Duft. Flora zögert; sie weiß nicht, welche von beiden sie bevorzugen soll; da eilt sie plötzlich, angelockt von einem lieblichen Dufte, zu einem nahen Rasenteppich. Bald entdeckt ihr forschendes Auge unter dichten Blättern die schüchterne Blume, welche die Luft mit so lieblichem Dufte erfüllte; es war das bescheidene Veilchen. „Warum, sprach die Göttin, entziehst

du dich meinen Blicken?" — Verzeih, antwortete zögernd das furchtsame Blümchen, ich weiß wohl, wie gering mein Werth ist, und wagte es nicht, neben meinen strahlenden Schwestern zu erscheinen. Deine Bescheidenheit, versetzte die Göttin, gibt dir in meinen Augen den höchsten Werth; tritt hervor aus deiner stillen Verborgenheit, komm und verschönere den Kranz, der meine Schläfe schmückt. Du bist mir werther als die Rose und die Nelke, und damit du siehst, wie hoch ich dich ehre, so sollst du fortan den Menschenkindern die Botin des Frühlings sein. Aus Rudolph's Handbuch.

70. Die Apfelsinen.

Ein Vater hatte ein Söhnchen, einen allerliebsten, blondgelockten Knaben, der ihm immer Freude machte. Derselbe besaß einen hellen Verstand und faßte alles mit der größten Leichtigkeit auf. Aber deshalb eben schien es dem Vater bedenklich, daß sein Sohn keinen Unterschied zwischen gutgearteten und ungezogenen Knaben machte und mit diesen eben so gern spielte, wie mit jenen.

Eines Tages machte ihm der Vater Vorstellungen darüber und sprach: „Lieber Sohn! es gefällt mir nicht, daß du mit wilden und ungezogenen Knaben umgehst; du könntest dir leicht ihre Unarten annehmen." O nein, antwortete der Sohn, das werde ich nicht thun, und wenn ich mit ihnen spiele, so können sie ja durch mich besser werden. Der Vater schüttelte den Kopf und schwieg. —

Einige Tage später brachte der Vater eine Anzahl Apfelsinen mit nach Hause und machte sie seinem Sohne zum Geschenk. Als derselbe eine davon gegessen hatte, wollte der Vater die übrigen in ein Kästchen legen und aufbewahren; bald aber bemerkte der Sohn, daß einige angefaulte dabei wären und sprach: „Lieber Vater! willst du nicht die schlechten Apfelsinen herausnehmen? sie werden die guten verderben." „Nein doch," sprach der Vater, „laß sie nur bei einander; ich denke, die schlechten werden durch die guten besser werden." Der Sohn schüttelte den Kopf — und schwieg.

Nach etwa vierzehn Tagen erinnerte der Vater den Knaben wieder an die Aepelsinen, und dieser wünschte auch eine zu essen. Der Vater gab ihm das Kästchen und den Schlüssel dazu. Kaum aber hatte es der Knabe geöffnet, so fing er bitterlich zu weinen an. Siehst du wohl, lieber Vater, sprach er zu ihm, das hatte ich gleich gesagt; nun ist meine ganze Freude verdorben. „Weine nicht, mein Sohn," versetzte der Vater, „dieser Verlust ist leicht zu ersetzen. Eines aber merke dir, daß das Gute leichter durch die Nähe des Bösen verdorben wird, als daß das Böse durch das Gute besser werden sollte. Und wie würde es mich schmerzen, wenn du mein Kind mir so verdorben würdest! Ein solcher Verlust wäre nicht zu ersetzen." Der Knabe aber behielt die Worte des Vaters in seinem Herzen, und wenn er fortan sich Knaben zu Spielgefährten wählte, so dachte er jedesmal an das Beispiel von den Apfelsinen. Aus Rudolph's Handbuch.

71. Des Engels Wohlthat.

Legende.

Ein armer Mann beherbergte einstmals in seiner kleinen Strohhütte einen Engel. Er freute sich des hohen Glückes von ganzer Seele und gab dem heiligen Gaste alles, was er hatte. Der Engel saß die halbe Nacht an seiner Seite und redete himmlische Weisheit über den Werth der Tugend und über das Vertrauen zu Gott. Am Morgen aber, als er Abschied genommen, ergriff er einen Feuerbrand und zündete das Häuschen an, daß es in kurzer Zeit von den Flammen ganz verzehrt war. Der arme Mann war trostlos, daß er kein Obdach mehr hatte; aber noch größer war sein Schmerz darüber, daß der Gast, den er so liebreich gepflegt hatte, eine solche That an ihm begehen konnte. Er bezweifelte die Heiligkeit desselben, und sein Herz glaubte nicht mehr an alles das, was ihm der Engel in der Nacht so schön gesagt und erklärt hatte. Als die Asche kühl geworden war, räumte er den Schutt weg und sagte: „Ich will mit eigener Hand mir ein Haus bauen; wenn ich nur Obdach habe, so habe ich genug.“ Und siehe, als er Hand an das Werk legte, da fand er in dem alten Grundgemäuer einen großen Schatz, daß er ein festes Haus bauen konnte und noch Reichthum übrig behielt. Da erkannte er die Wohlthat des Engels und glaubte an Gottes Weisheit und Güte sein Leben lang.

72. Makarius.

Legende.

Brüderliche Liebe und Enthaltsamkeit.

In einer großen Wüste von Oberägypten lebte ein frommer Einsiedler, Namens Makarius. Der Ruf von seiner Heiligkeit und Weisheit hatte sehr viele Jünger um ihn versammelt, welche seine Lehren hörten und seinem Leben nachfolgten. Sie hatten sich in den Waldungen ebenfalls einzeln ihre Hütten gebaut und thaten nach Anweisung ihres Meisters Gutes und Nützliches, wo und wie sie konnten. Von Zeit zu Zeit kamen sie alle zusammen, um gemeinsam sich zu erbauen und den Herrn zu loben in Gebeten und Psalmen. Der Geist aber, welcher sie alle erfüllte und verband, war der Geist der brüderlichen Liebe und Enthaltsamkeit.

Einst kam Makarius von einer beschwerlichen Reise, die er nach einem entlegenen Orte in den heiligen Sachen des Herrn unternommen hatte, zu seiner Hütte zurück. Er war müde und lechzte nach Erquickung; denn der Tag war schwül gewesen, und der Weg staubig. Da empfand er eine große Lust nach Weinbeeren, so daß ihm aller andere Trank, selbst das kühlende Wasser, zuwider war. „Es ist ein thörichtes Verlangen,“ sprach er zu sich selbst; „denn weit und breit ist ja hier keine Traube zu finden!“ Aber siehe, in demselben Augenblicke kam ein dienender Bruder auf ihn zu, der eine große

frische Traube in der Hand hielt. Er überreichte ihm die köstliche Frucht mit den Worten: „Diese sendet dir ein frommer Winzer zum Geschenke; es ist die erste, die er in diesem Jahre geschnitten hat." — „Dann hat sie mir der Herr gesandt," antwortete Makarius; „denn nie hat sich ein solches Verlangen nach Labung in mir geregt, als ich eben jetzt nach Weinbeeren empfinde!" Aber plötzlich änderten sich seine Blicke; ein tiefer Ernst zog rasch über sein Gesicht; dann sah er mit heiterer Verklärung zum blauen Himmel empor, als spräche er ein Dankgebet. Zum Bruder aber sagte er: „Bringe die Weintraube meinem nächsten Nachbar, der dort am Felsen seine Zelle hat; sage ihm meinen Gruß im Herrn und bitte ihn, sich an der Frucht zu laben!" Der Bruder verneigte sich und ging. Makarius aber trank kühlendes Wasser und pries den Herrn in einem Psalme.

Am folgenden Tage saß er um dieselbe Zeit vor seiner Hütte und schaute nach der untergehenden Sonne. Da erschien abermals ein Bruder vor ihm und überreichte ihm eine Traube. Makarius betrachtete sie mit Staunen; denn er erkannte, daß es dieselbe Traube war, welche er Tags zuvor empfangen hatte. Darum machte er sich auf, um zu erfahren, wie die Traube wieder an ihn gekommen. Und siehe! er mußte in die ganze Runde von Bruder zu Bruder wandern; ein jeglicher hatte sie von seinem nächsten Nachbar zum Geschenke erhalten und sie wieder dem nächsten zugeschickt. Da freute sich Makarius und dankte dem Herrn, daß solche Liebe und Enthaltsamkeit unter ihnen wohne.

73. Das Riesenfräulein und die Bauern.

In dem schönen Elsaß, einem alten deutschen Herzogthume, das im siebzehnten Jahrhundert an Frankreich abgetreten wurde, lag vor alten Zeiten eine Burg mit Namen Niedeck. Hoch auf einem steilen Felsen gelegen, ragte die Burg mit ihren stattlichen Thürmen über die ganze Umgegend hervor, und ein prächtiger Wasserfall, der dem Felsen entquoll, verbreitete Fruchtbarkeit und labende Frische über die umliegenden Gefilde. Die Ritter aber, denen die Burg gehörte, waren Riesen; und in der ganzen Umgegend standen sie in hohem Ansehen.

Nun hatte einer von diesen Riesenrittern einmal eine Tochter, die noch nie aus der Burg und dem Burggarten herausgekommen war. Eines Tages aber, als die Pforte offen stand, fiel es dem Burgfräulein ein, das Schloß zu verlassen und sich unten im Thale umzuschauen. Mit drei Schritten war sie den Berg hinab und stand nun am Saume eines großen Feldes, auf welchem die Bauern so eben mit Pflügen beschäftigt waren. Erstaunt blieb das Riesenfräulein stehen, betrachtete die kleinen Menschen und Pferde und wunderte sich, wie sich das alles so niedlich bewegte; denn in ihrem ganzen Leben hatte sie so etwas noch nicht gesehen. Da auf einmal kniet

sie nieder, breitet ihre Schürze aus, streicht mit beiden Händen über das Feld und packt alles ein, was sie nur irgend erreichen kann. Dann springt sie fröhlich wieder den Berg hinan und geht zu ihrem Vater in den ungeheuer hohen Saal hinauf. Ganz seelenvergnügt springt sie um ihn herum und hält ihre Schürze fest mit beiden Händen zusammen. „Aber Mädchen!“ sprach der Vater, „was hast du denn da so Zappeliges in deiner Schürze?“ Niedliches Spielzeug! versetzte das Riesenfräulein, das habe ich mir selbst aus dem Thale geholt. Und mit diesen Worten setzte sie die Pferde, die Bauern, die Pflüge und Wagen auf den Tisch vor den Vater hin, klatschte vergnügt in ihre Riesenhändchen und freute sich über alle Maßen, wie sich Menschen und Thiere so possirlich bewegten; denn solches Spielzeug hatte sie noch nie gehabt.

Der Vater aber machte ein sehr ernstes Gesicht; denn so mächtige Riesen die Ritter von Niedeck auch waren, so thaten sie doch niemanden ohne Noth etwas zu Leide. „Höre, mein Kind,“ sprach der Vater, „das ist kein Spielzeug für dich, und du hast sehr unrecht gethan, die kleinen Leute hier herauf zu bringen. Gleich trägst du mir alles behutsam wieder dahin, wo du es gefunden hast.“

Da fing das Fräulein zu weinen an und wollte die hübschen Sachen nicht wieder forttragen. Der Vater aber stand auf, nahm die Tochter bei der Hand, sah sie ernst und strenge an und sprach: „Höre! ich bin nicht gewohnt, etwas zweimal zu sagen. Der Bauer ist kein Spielzeug für uns, weil wir mächtiger sind als er. Auf der Stelle trägst du mir alles wieder an seinen Ort. Wenn der Bauer das Feld nicht bestellen kann, so wächst kein Korn, und wir Riesen haben auf unsern Burgen nichts zu essen. Gleich thust du, was ich dir gesagt habe, und laß mir in Zukunft die kleinen Leute in Frieden!“

Da sah das Fräulein ein, daß der Vater wohl Recht haben müsse; mit einigen Thränen in den Augen packte sie alles behutsam wieder ein, trug es dahin, wo sie es gefunden hatte, und hielt seitdem die Bauern in Ehren.

Nach Grimm.

74. Der Kaiser und die Schlange.

Als Kaiser Karl sich einst zu Zürich aufhielt, ließ er eine Säule errichten, an welcher sich oben eine Glocke mit einem Seile befand. Daran durfte jeder ziehen, der die Handhabung des Rechtes forderte, sobald der Kaiser beim Mittagsmahle saß. Eines Tages nun geschah es, daß die Glocke erklang; die Diener aber, welche hinuntergingen, fanden niemand bei dem Seile. Doch bald schellte es von neuem in einem fort. Der Kaiser befahl ihnen, nochmals hinunter zu gehen und auf die Ursache Acht zu haben. Da erblickten sie eine große Schlange, die sich dem Seile näherte und die Glocke zog. Bestürzt brachten die Diener dem Kaiser die Nachricht, der sogleich auf-

stand und dem Thiere nicht weniger Recht sprechen wollte als den Menschen. Nachdem sich das Thier ehrerbietig vor dem Fürsten verneigt, führte es ihn an das Ufer eines Wassers, wo die Schlange ihr Nest hatte, und wo eine übergroße Kröte auf ihren Eiern saß. Karl untersuchte die Sache und entschied den Streit der beiden Thiere. Die Kröte wurde zum Feuer verdammt, die Schlange aber gelangte wieder in den Besitz ihres Nestes. Das Urtheil wurde gesprochen und vollstreckt.

Einige Tage darauf kam die Schlange wieder an den Hof, neigte sich vor dem Kaiser, wand sich auf den Tisch und hob den Deckel von seinem Trinkbecher ab. Dann legte sie aus ihrem Munde einen kostbaren Edelstein hinein, verneigte sich abermals und ging fort, wie sie gekommen war. Da ließ der Kaiser an dem Orte, wo er das Nest der Schlange gefunden hatte, eine Kirche bauen, die nannte er Wasserkirche, den Stein aber schenkte er aus besonderer Liebe seiner Gemahlin. Dieser Stein nun hatte die geheime Kraft, daß er den Kaiser beständig zu seiner Gemahlin hinzog, so daß derselbe, wenn er abwesend war, Trauer und Sehnsucht nach ihr empfand. Deshalb verbarg die Kaiserin in ihrer Todesstunde den kostbaren Stein unter ihrer Zunge, damit er nicht in andere Hände käme, und der Kaiser ihrer etwa bald vergäße. Also wurde die Kaiserin sammt dem Steine begraben; aber ihr Gemahl hatte keine Ruhe, sondern ließ den Leichnam wieder ausgraben und führte ihn achtzehn Jahre mit sich herum. Inzwischen war einem Höfling von der verborgenen Kraft des Steines etwas zu Ohren gekommen. Er untersuchte daher den Leichnam, fand den Stein unter der Zunge und steckte ihn zu sich. Alsbald wandte sich die Liebe des Kaisers ab von seiner todten Gemahlin, so daß er von jetzt an den Höfling nicht mehr von seiner Seite ließ. Endlich wurde es diesem aber überdrüssig, fortwährend um den Kaiser zu sein; als er daher einst mit seinem Herrn nach Köln reiste, warf er den Stein in eine heiße Quelle, damit kein anderer ihn bekäme. Sogleich hörte nun auch die Neigung des Kaisers zu dem Ritter auf, allein er fühlte sich wunderbar hingezogen zu dem Orte, wo der Stein verborgen lag; und an dieser Stelle gründete er Aachen, welches nachmals sein Lieblingsaufenthalt wurde. Nach Grimm.

75. Die Wichtelmänner.

Ein Schuhmacher war ohne sein Verschulden so arm geworden, daß ihm zuletzt nichts anderes übrig blieb als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Diese schnitt er am Abend zu, um sie gleich am andern Morgen in Arbeit nehmen zu können, und legte sich getrost zu Bette. Da er ein gutes Gewissen hatte, so befahl er sich dem lieben Gott und schlief bald ein. Als er aber am andern Morgen, nachdem er sein Gebet verrichtet, sich an die Arbeit machen wollte, standen die beiden Schuhe schon fertig auf dem Tische. Er wußte

nicht, was er dazu sagen sollte, und nahm die Schuhe in die Hand, um sie näher zu betrachten; sie waren so sauber und kunstgerecht gearbeitet, daß man sie für ein Meisterstück gelten lassen konnte. Bald darauf trat auch schon ein Käufer ein, und weil die Schuhe so gut gefielen, so bezahlte er mehr als gewöhnlich dafür. Von dem erhaltenen Gelde konnte der Schuhmacher einen Tag leben und außerdem sich Leder für zwei Paar neue Schuhe kaufen. Diese schnitt er am Abend zu und wollte am nächsten Morgen mit frischem Muthe an die Arbeit gehen. Dies war aber gar nicht nöthig; denn als er aufstand, waren die Schuhe schon wieder fertig. Auch die Käufer blieben nicht aus und gaben ihm so viel Geld, daß er Leder zu vier Paar Schuhen einkaufen konnte. So ging dies fort von einem Tag zum andern. Was er an einem Tage zuschnitt, war am andern Tage fertig, so daß er bald wieder sein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann ward.

Nun geschah es eines Abends, nicht lange vor Weihnachten, daß der Schuhmacher wieder viel Leder zugeschnitten hatte. Da sprach er vor dem Schlafengehen zu seiner Frau: „Wie wäre es, wenn wir die Nacht aufblieben, um durch das Kammerfenster zu sehen; vielleicht können wir die Leutchen belauschen, die uns so hilfreiche Hand leisten.“ Die Frau war damit zufrieden; das Kammerfenster wurde verhängt, so daß man durch eine kleine Spalte sehen konnte, und die beiden Leute blieben in der dunklen Kammer wach. Als die Glocke zwölf schlug, wurde es plötzlich hell in der Stube. Gleich darauf öffnete sich der Fußboden dicht bei der Werkstatt, und zwei kleine, niedliche, nackte Männlein kamen hervor. Sie setzten sich an den Tisch, nahmen alles zugeschnittene Leder vor und fingen an mit ihren zierlichen Fingerchen so behende zu stechen, zu nähen und zu klopfen, daß der Schuhmacher vor Verwunderung sich kaum zu fassen wußte. Als alle Arbeit fertig war, sprangen sie wieder in den geöffneten Fußboden hinab, und gleich darauf war es im Zimmer so dunkel wie vorher.

Am andern Morgen sprach die Frau: „Die niedlichen Männlein haben uns reich gemacht; dafür müssen wir doch dankbar sein. Sie laufen so nackt herum und haben keine Kleider; sie müssen gewiß frieren. Weißt du was? Ich will Hemden, Röcke und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken, du aber mach ihnen ein Paar Schuhe dazu.“ Der Mann war es zufrieden. Als sie am Abend alles fertig hatten, legten sie statt der zugeschnittenen Arbeit die Geschenke auf den Tisch und versteckten sich wieder in der dunkeln Kammer.

Als es Mitternacht war, ward es wieder hell in dem Zimmer, und die Männlein kamen hervor. Da sie aber kein zugeschnittenes Leder, sondern die niedlichen Kleidungsstücke fanden, so verwunderten sie sich; bald aber bezeigten sie eine gewaltige Freude, zogen sich die Kleider an, strichen sie sich glatt und sprangen munter und lustig umher, indem sie sangen:

„Sind wir nicht Knaben gar glatt und fein?
Wozu sollen wir länger noch Schuster sein?“

Dann hüpften und tanzten sie wieder herum, sprangen auf den Schemel, dann auf den Tisch und endlich husch! zum Fenster hinaus. Von jetzt an kamen sie nicht wieder; die beiden Eheleute aber hatten von ihrer Dankbarkeit keinen Schaden; denn dem Schuhmacher glückte alles, was er unternahm, und es ging ihm und seiner Frau wohl, so lange sie lebten. Nach Grimm.

76. Der hartgeschmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Thüringer Wald liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr. Demüthig gegen jedermann; da huben seine Junker und Edelinge an stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt in dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich darnach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug, wer er wäre? „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! wer ihn nennt, sollte jedesmal das Maul wischen, des schwachherzigen Herrn!! Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich heut; in den Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen.“ Der Landgraf ging bei seit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf, werde hart, wie dies Eisen!“ und schalt ihn, und sprach weiter: „Du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? Siehst du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen und mähren dir im Munde?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übeten: klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hilfe thäte; denn der Herr nehme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nannten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwerth. „Unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amleute die rothen Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel. „Mit solchen und anderen Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen,

schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und Herzen und ward seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüthe, begann die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen. Grimm.

77. Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen; aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. „Dort," dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden." Als er ein Weilchen gegangen war, fand er einen Jagdhund und auf dem Wege liegen; der jappte wie einer, der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?" sprach der Esel. — „Ach," sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen; da habe ich Reißaus genommen. Aber womit soll ich jetzt mein Brod verdienen?" — „Weißt du was?" sprach der Esel; „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden; gehe mit und laß dich auch bei der Musik annehmen." Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze am Wege und machte ein Gesicht wie drei Regenwetter. „Nun, was ist denn dir in die Quere gekommen?" sprach der Esel. — „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht?" antwortete die Katze. „Weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, so hat mich meine Herrschaft ersäufen wollen. Ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rath theuer; wo soll ich hin?" — „Geh mit uns nach Bremen! du verstehst dich doch auf die Nachtmusik; da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze war's zufrieden und ging mit. Darauf kommen die drei Landesflüchtigen an einem Hofe vorbei; da saß auf dem Thore der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein!" sprach der Esel, was hast du vor?" — „Da habe ich gutes Wetter prophezeit," sprach der Hahn, „und habe immer so treulich das Haus bewacht und den Tag angekräht; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat unsere Hausfrau doch kein Erbarmen; sie hat der Köchin gesagt, sie wolle mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schreie ich aus vollem Halse, so lange ich noch kann." — „Ei was, du Rothkopf!" sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen; etwas Besseres als den Tod findest du überall. Du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musiciren, so muß es eine Art

haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen an einem Tage nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf; der Hahn aber flog bis an die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich nach allen vier Winden um; da däuchte ihm, als sehe er in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müsse gar nicht weit ein Haus sein; denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns noch aufmachen und noch hingehen; denn hier ist die Herberge schlecht." Und der Hund sagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut." Nun machten sie sich auf den Weg, nach der Gegend, wo das Licht war; sie sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein: „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hund. — „Was ich sehe?" antwortete der Esel: „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken; Räuber sitzen daran und lassen es sich wohl sein." — „Das wäre was für uns!" sprach der Hahn. — „Ja, ja! ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da rathschlagten die viere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen. Endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen. Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem fürlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd zur warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Wege, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen," und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm

ein Schwefelhölzchen; und weil er die feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrack er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus. Aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er vor dem Hof an dem Miste vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuße; der Hahn aber, welcher vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber, so schnell er konnte, zu seinem Hauptmanne zurück und sprach: „Ach! in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „Bring mir den Schelm her!“ Da machte ich, daß ich fort kam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber sowohl darin, daß sie nicht wieder herauswollten.

Grimm.

78. Die drei Bergleute im Kuttenberg.

In Böhmen liegt der Kuttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit für Frau und Kind das Brod ehrlich. Wann sie morgens in den Berg gingen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel versehen, drittens ihr Bischen Brod, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie an die Arbeit gingen, beteten sie zu Gott, daß er sie in dem Berg bewahren möchte, und darnach fingen sie getrost und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten, und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel und der Berg verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müssen nun Hungers sterben! wir haben nur einen Tag Brod zu essen, und einen Tag Oel auf dem Licht!“ Nun befahlen sie sich Gott und dachten bald zu sterben; doch wollten sie nicht müßig sein, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre lang brannte und ihr Bischen Brod, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre waren nur ein Tag. Doch da sie nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten, sie würden sie nimmer wiedersehen, und dachten daran, andere zu heiraten.

Nun geschah es, daß einer von den dreien unter der Erde, so recht aus Herzensgrund wünschte: „Ach! könnte ich noch einmal das

Tageslicht sehen, so wollte ich gerne sterben!“ Der zweite sprach: „Ach! könnte ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, so wollte ich gerne sterben!“ Da sprach auch der dritte: „Ach, könnte ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollte ich gerne sterben!“ Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig und sprang von einander; da ging der erste hin zu dem Ritz und schaute hinauf und sah den blauen Himmel, und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that sich immermehr von einander, also, daß der Riß größer ward; da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus. Sie gingen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuser und suchten ihre Weiber, aber sie wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?“ „Ja, antworteten jene, aber die sind schon sieben Jahre todt und liegen im Kuttenberg begraben!“ Der zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein Mann!“ aber sie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „Hol' mir das Bartmesser, das oben in dem Wandschrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu.“ Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich, und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Essen und Trinken, so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war und eben den letzten Bissen Brod gegessen hatte, da fiel er um und ward todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Friede mit seiner Frau zusammen; als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm todt hin. Also hat Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

Grimm.

79. Die Heilingszwerge.

Am Flusse Eger, zwischen dem Hofe Wildenau und dem Schlosse Aicha, ragen ungeheuer große Felsen hervor, die man vor Alters den Heilingsfelsen nannte. Am Fuße derselben erblickt man eine Höhle, inwendig gewölbt, auswendig aber nur durch eine kleine Oeffnung, in die man, den Leib gebückt, kriechen muß, erkennbar. Diese Höhle wurde von kleinen Zwerglein bewohnt, über die zuletzt ein unbekannter alter Mann, des Namens Heiling, als Fürst geherrscht haben soll. Einmal vor Zeiten ging ein Weib, aus dem Dorfe Taschwitz gebürtig, am Vorabend von Petri Paul in den Forst und wollte Beeren suchen; es wurde Nacht, und sie sah neben diesem Felsen ein schönes Haus stehen. Sie trat hinzu, und als sie die Thüre öffnete, saß ein alter Mann an einem Tische, schrieb emsig und eifrig. Die Frau bat um Herberge und wurde willig angenommen. Außer dem alten Manne war aber kein lebendes Wesen im ganzen Gemach; allein es

rumorte heftig in allen Ecken; der Frau ward graulich und schauerlich und sie fragte den Alten: „Wo bin ich denn eigentlich?“ Der Alte versetzte, „daß er Heiling heiße, bald aber auch abreisen werde; denn zwei Drittel meiner Zwerge sind schon fort und entflohen.“ Diese sonderbare Antwort machte das Weib nur noch unruhiger, und sie wollte mehr fragen; allein er gebot ihr Stillschweigen und sagte nebenbei: „Wäret ihr nicht gerade in dieser merkwürdigen Stunde gekommen, solltet ihr nimmer Herberge gefunden haben.“ Die furchtsame Frau kroch demüthig in einen Winkel und schlief ein, und wie sie den Morgen mitten unter den Felssteinen erwachte, glaubte sie geträumt zu haben; denn nirgends war ein Gebäude da zu sehen. Froh und zufrieden, daß ihr in der gefährlichen Gegend kein Leid widerfahren sei, eilte sie nach ihrem Dorfe zurück. Es war alles so verändert und seltsam. Im Dorfe waren die Häuser neu und anders aufgebaut; die Leute, die ihr begegneten, kannte sie nicht und wurde auch nicht von ihnen erkannt. Mit Mühe fand sie endlich die Hütte, wo sie sonst wohnte, und auch die war besser gebaut; nur dieselbe Eiche beschattete sie noch, welche einst ihr Großvater dahin gepflanzt hatte. Aber wie sie in die Stube treten wollte, ward sie von den unbekannten Bewohnern vor die Thüre gewiesen und lief weinend und klagend im Dorfe umher. Die Leute hielten sie für wahnwitzig und führten sie vor die Obrigkeit, wo sie verhört, und ihre Sache untersucht wurde. Siehe da, es fand sich in den Gedenk- und Kirchenbüchern, daß gerade vor hundert Jahren an eben diesem Tage eine Frau ihres Namens, welche nach dem Forst in die Beeren gegangen, nicht wieder heimgekehrt sei und auch nicht mehr zu finden gewesen war. Es war also deutlich erwiesen, daß sie volle hundert Jahre im Felsen geschlafen hatte und die Zeit über nicht älter geworden war. Sie lebte nun ihre übrigen Jahre ruhig und sorgenlos aus und wurde von der ganzen Gemeinde anständig verpflegt zum Lohne für die Zauberei, die sie hatte erdulden müssen.

Grimm.

80. Die drei grünen Zweige.

Legende.

Es war einmal ein Einsiedler, der lebte in einem Walde, an dem Fuße eines Berges, und brachte seine Zeit in Gebet und guten Werken zu, und einen jeden Abend trug er noch zur Ehre Gottes ein Paar Eimer Wasser den Berg hinauf. Manches Thier wurde damit getränkt, und manche Pflanze damit erquickt; denn auf den Anhöhen weht beständig ein harter Wind, der die Luft und die Erde austrocknet, und die wilden Vögel, die vor den Menschen scheuen, kreisen dann hoch und suchen mit ihren scharfen Augen nach einem Trunk. Und weil der Einsiedler so fromm war, so ging ein Engel Gottes, seinen Augen sichtbar, mit ihm hinauf, zählte seine Schritte und brachte ihm, wenn die Arbeit vollendet war, sein Essen, sowie

jener Prophet auf Gottes Geheiß von den Raben gespeist wurde. Als der Einsiedler in seiner Frömmigkeit schon zu einem hohen Alter gekommen war, da trug es sich zu, daß er einmal von weitem sah, wie ein armer Sünder zum Galgen geführt wurde, und er zu sich selber sprach: „Jetzt widerfährt diesem sein Recht.“ Abends, als er das Wasser den Berg hinauftrug, erschien der Engel nicht, der ihn sonst begleitete, und brachte ihm auch nicht seine Speise. Da erschrack er, prüfte sein Herz und bedachte, womit er wohl könnte gesündigt haben, weil Gott also zürne; aber er wußte es nicht. Da aß und trank er nicht, warf sich nieder auf die Erde und betete Tag und Nacht. Und als er einmal im Walde so recht bitterlich weinte, hörte er ein Vöglein, das sang so schön und herrlich, da ward er noch betrübter und sprach: „Wie singst du so fröhlich! Dir zürnt der Herr nicht; ach, wenn du mir sagen könntest, womit ich ihn beleidigt habe, damit ich Buße thäte, und mein Herz auch wieder fröhlich würde!“ Da fing das Vöglein an zu sprechen und sagte: „Du hast Unrecht gethan, weil du einen armen Sünder verdammt hast, der zum Galgen geführt wurde, darum zürnt dir der Herr; doch wenn du Buße thun und deine Sünden bereuen willst, so wird dir verziehen.“ Da stand der Engel neben ihm und hatte einen trocknen Ast in der Hand und sprach: „Diesen trocknen Ast sollst du so lange tragen, bis drei grüne Zweige aus ihm hervorsprießen, aber Nachts, wenn du schlafen willst, sollst du ihn unter dein Haupt legen. Dein Brod sollst du dir an den Thüren erbitten, und in demselben Hause nicht länger als eine Nacht verweilen. Das ist die Buße, die dir der Herr auferlegt.“

Da nahm der Einsiedler das Stück Holz und ging in die Welt zurück, die er so lange nicht gesehen hatte. Er aß und trank nichts, als was man ihm an den Thüren reichte, manche Bitte aber ward nicht gehört, und manche Thüre blieb ihm verschlossen, also daß er oft ganze Tage lang keine Krume Brod bekam. Einmal war er von Morgen bis Abend von Thüre zu Thüre gegangen, niemand hatte ihm etwas gegeben, niemand wollte ihn die Nacht beherbergen; da ging er hinaus in einen Wald und fand endlich eine angebaute Höhle, und eine alte Frau saß darin. Da sprach er: „Gute Frau, behaltet mich diese Nacht in Eurem Hause.“ Aber sie antwortete: „Nein, ich darf nicht, wenn ich auch wollte. Ich habe drei Söhne, die sind bös und wild, wenn sie von ihrem Raubzuge heimkommen und finden Euch, so würden sie uns beide umbringen.“ Da sprach der Einsiedler: „Laßt mich nur bleiben, sie werden Euch und mir nichts thun,“ und die Frau war mitleidig und ließ sich bewegen. Da legte sich der Mann unter die Treppe und das Stück Holz unter seinen Kopf. Wie die Alte das sah, fragte sie nach der Ursache; da erzählte er ihr, daß er es zur Buße mit sich herumtrage und Nachts zu seinem Kissen brauche. Er habe den Herrn beleidigt; denn als er einen armen Sünder auf dem Gange nach dem Gericht gesehen,

habe er gesagt, diesem widerfahre sein Recht. Da fing die Frau an zu weinen, und rief: „Ach, wenn der Herr ein einziges Wort also bestraft, wie wird es meinen Söhnen ergehen, wenn sie vor ihm im Gericht erscheinen!“

Um Mitternacht kamen die Räuber heim, lärmten und tobten. Sie zündeten ein Feuer an, und als dies die Höhle erleuchtete, und sie einen Mann unter der Treppe liegen sahen, geriethen sie in Zorn und schrieen ihre Mutter an: „Wer ist der Mann? haben wir's nicht verboten, irgend jemand aufzunehmen?“ Da sprach die Mutter: „Laßt ihn, es ist ein armer Sünder, der seine Schuld büßt.“ Die Räuber fragten: „Was hat er gethan?“ und riefen: „Alter, erzähle uns deine Sünden!“ Der Alte erhob sich und sagte ihnen, wie er mit einem einzigen Worte schon so gesündigt habe, daß Gott ihm zürne, und er für diese Schuld jetzt büße. Den Räubern ward von seiner Erzählung das Herz so gewaltig gerührt, daß sie über ihr bisheriges Leben erschracken, in sich gingen und mit herzlicher Reue ihre Buße begannen. Der Einsiedler, nachdem er die drei Sünder bekehrt hatte, legte sich nieder zum Schlafe unter die Treppe. Am Morgen aber fand man ihn todt, und aus dem trocknen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch empor gewachsen. Also hatte ihn der Herr wieder in Gnaden zu sich aufgenommen.

Grimm.

81. Dädalus und Ikarus.

Dädalus aus Athen war der kunstreichste Mann seiner Zeit, Baumeister, Bildhauer und Arbeiter in Stein. In den verschiedensten Gegenden der Welt wurden Werke seiner Kunst bewundert, und von seinen Bildsäulen sagte man, sie leben, gehen und sehen und seien für kein Bild, sondern für ein beseeltes Geschöpf zu halten. Aber wegen der Ermorduug seines Schülers Talos wurde er vor dem Gerichte angeklagt und schuldig befunden. Er entwich nun und irrte anfangs flüchtig in Attika umher, bis er weiter nach der Insel Kreta floh. Hier fand er bei dem Könige Minos eine Freistätte, ward dessen Freund und als berühmter Künstler hoch angesehen. Er wurde von ihm ausgewählt, um den Minotaurus, einem Ungeheuer von abscheulicher Abkunft, der ein Doppelwesen war, das vom Kopfe bis an den Schultern die Gestalt eines Thieres hatte, im übrigen aber einem Menschen glich, einen Aufenthalt zu schaffen, wo das Ungethüm den Augen der Menschen ganz entrückt würde. Der erfindsame Geist des Dädalus erbaute zu dem Ende das Labyrinth, ein Gebäude voll gewundener Krümmungen, welche Augen und Füße des Betretenden verwirrten. Die unzähligen Gänge schlangen sich in einander, wie der verworrene Lauf des geschlängelten phrygischen Flusses Mäander, der in zweifelndem Gange bald vorwärts, bald zurückfließt und oft seinen eigenen Wellen entgegenkommt. Als der Bau vollendet war, und Dädalus ihn durchmusterte, fand sich der Erfinder

selbst mit Mühe zur Schwelle zurück, ein so trügerisches Irrsal hatte er gegründet. Im Innersten dieses Labyrinthes wurde der Minotaurus gehegt und seine Speise waren sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen, die vermöge alter Zinsbarkeit, alle neun Jahre von Athen dem Könige Kretas zugesandt werden mußten.

Indessen wurde dem Dädalus die lange Verbannung aus der geliebten Heimat doch allmälig zur Last, und es quälte ihn, bei einem tyrannischen und selbst gegen seinen Freund mißtrauischen Könige sein ganzes Leben auf einem vom Meere rings umschlossenen Eilande zubringen zu sollen. Sein erfindender Geist sann auf Rettung. Nachdem er lange gebrütet, rief er endlich ganz freudig aus: „Die Rettung ist gefunden! Mag mich Minos immerhin von Land und Wasser absperren, die Luft bleibt mir doch offen; so viel Minos besitzt, über sie hat er keine Herrschergewalt. Durch die Luft will ich davon gehen!" Gesagt, gethan. Dädalus überwältigte mit seinem Erfindungsgeiste die Natur. Er fing an, Vogelfedern von verschiedener Größe so in Ordnung zu legen, daß er mit der kleinsten begann und zu der kürzeren Feder stets eine längere fügte, so daß man glauben konnte, sie seien von selbst ansteigend gewachsen. Diese Federn verknüpfte er in der Mitte mit Leinfäden, unten mit Wachs. Die so vereinigten bog er mit kaum merklicher Krümmung, so daß sie ganz das Ansehen von Flügeln bekamen. Dädalus hatte einen Knaben, Namens Ikarus. Dieser stand neben ihm und mischte seine kindischen Hände neugierig unter die künstliche Arbeit des Vaters; bald griff er nach dem Gefieder, dessen Flaum von dem Luftzuge bewegt wurde, bald knetete er das gelbe Wachs, dessen der Künstler sich bediente, mit Daumen und Zeigefinger. Der Vater ließ es sorglos geschehen und lächelte zu den unbeholfenen Bemühungen seines Kindes. Nachdem er die letzte Hand an seine Arbeit gelegt hatte, paßte sich Dädalus selbst die Flügel an den Leib, setzte sich mit ihnen ins Gleichgewicht und schwebte leicht wie ein Vogel, empor in die Lüfte. Dann, nachdem er sich wieder zu Boden gesenkt, belehrte er auch seinen jungen Sohn Ikarus, für den ein kleineres Flügelpaar gefertigt und bereit lag. „Flieg immer lieber Sohn, sprach er, auf der Mittelstraße, damit nicht, wenn du den Flug zu sehr nach unten senktest, die Fittige ins Meerwasser streifen und, von Feuchtigkeit beschwert, dich in die Tiefe der Wogen hinabziehen, oder, wenn du dich zu hoch in die Luftregion verstiegest, dein Gefieder den Sonnenstrahlen zu nahe komme und plötzlich Feuer fange. Zwischen Wasser und Sonne fliege dahin, immer nur meinem Pfade durch die Luft folgend! Dann umarmte er den Knaben und gab ihm einen Kuß, der auch sein letzter sein sollte. Jetzt erhoben sich beide mit ihren Flügeln. Der Vater flog voraus, sorgenvoll wie ein Vogel, der seine zarte Brut zum ersten Mal aus dem Neste in die Luft führt. Doch schwang er besonnen und kunstvoll das Gefieder, damit der Sohn ihm nachthun lernte, und blickte von Zeit zu Zeit rückwärts, um zu sehen, wie es diesem gelänge.

Anfangs ging es ganz gut. Bald war ihnen die Insel Samos zur Linken, bald Delos und Paros, die Eilande, vorüber geflogen. Noch mehrere Küsten sahen sie schwinden, als der Knabe Ikarus, durch den glücklichen Flug zuversichtlich gemacht, seinen väterlichen Führer verließ und in verwegenem Uebermuthe mit seinem Flügelpaare einer höheren Zone zusteuerte. Aber die gedrohte Strafe blieb nicht aus. Die Nachbarschaft der Sonne erweichte mit allzu kräftigen Strahlen das Wachs, das die Fittige zusammenhielt, und, ehe es Ikarus nur bemerkte, waren die Flügel aufgelöst und zu beiden Seiten den Schultern entsunken. Noch ruderte der unglückliche Jüngling und schwang seine nackten Arme; aber er bekam keine Luft zu fassen, und plötzlich stürzte er in die Tiefe. Er hatte den Namen seines Vaters als Hilferuf auf den Lippen; doch ehe er ihn aussprechen konnte, hatte ihn die blaue Meeresflut verschlungen. Das alles war so schnell geschehen, daß Dädalus, hinter sich nach seinem Sohne, wie er von Zeit zu Zeit zu thun gewohnt war, blickend, nichts mehr von ihm gewahr wurde. „Ikarus, Ikarus!“ rief er trostlos durch den leeren Luftraum. „Wo, in welchem Bezirke der Luft soll ich dich suchen?“ Endlich sandte er die ängstlich forschenden Blicke nach der Tiefe. Da sah er im Wasser die Federn schwimmen. Nun senkte er seinen Flug und ging, die Flügel abgelegt, ohne Trost am Ufer hin und her, wo bald die Meereswellen den Leichnam seines unglückseligen Kindes ans Gestade spielten. Jetzt war der ermordete Talos gerächt. Der verzweifelnde Vater sorgte für das Begräbniß des Sohnes. Es war eine Insel, wo er sich niedergelassen und wo der Leichnam ans Ufer geschwemmt worden war. Zum ewigen Gedächtniß an das jammervolle Ereigniß erhielt das Eiland den Namen Ikaria. G. Schwab.

82. Heinrich der Löwe.

Zu Braunschweig stehet aus Erz gegossen das Denkmal eines Helden, zu dessen Füßen ein Löwe liegt, auch hängt im Dom daselbst eines Greifen Klaue. Davon lautet folgende Sage.

Vor Zeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff das wilde Meer befuhr, erhob sich ein heftiger Sturm und verschlug den Herzog; lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu finden. Bald fing den Reisenden die Speise an auszugehen, und der Hunger quälte sie schrecklich. In dieser Noth wurde beschlossen, Loose in einen Hut zu werfen, und dessen Loos gezogen ward, der verlor das Leben und mußte der andern Mannschaft mit seinem Fleische zur Nahrung dienen. Willig unterwarfen sich diese Unglücklichen, und ließen sich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten schlachten. So wurden die übrigen eine Zeit lang gefristet; doch schickte es die Vorsehung, daß niemals des Herzogs Loos herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war bloß der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der schreckliche Hunger hielt nicht stille. Da

sprach der Fürst: „Laß uns beide loosen, und auf wen es fällt, von dem speise sich der andere.“ Ueber diese Zumuthung erschrack der treue Knecht, doch so dachte er, es würde ihn selbst betreffen, und ließ es zu; siehe, da fiel das Loos auf seinen edlen liebwerthen Herrn, den jetzt der Diener tödten sollte. Da sprach der Knecht: „Das thue ich nimmermehr; und wenn alles verloren ist, so hab ich noch ein andres ausgesonnen; ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geschehen wird.“ Der Herzog gab seinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochsen, den sie vordem auf dem Schiffe gespeist hatten, wickelte den Herzog darein und nähte sie zusammen; doch hatte er sein Schwert neben ihn mit hineingesteckt. Nicht lange, so kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen, und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in sein Nest. Als der Vogel dieses bewerkstelligt hatte, sann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerschnitt die Nähte des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menschen erblickten, fielen sie gierig und mit Geschrei über ihn her. Der treue Held wehrte sich tapfer und schlug sie sämmtlich zu Tode. Als er sich aus dieser Noth befreit sah, schnitt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit sich nahm, stieg aus dem Nest den hohen Baum hiernieder, und befand sich in einem weiten wilden Wald. In diesem Walde ging der Herzog eine gute Weile fort; da sah er einen fürchterlichen Lindwurm wider einen Löwen streiten, und der Löwe schwebte in großer Noth, zu unterliegen. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Thier gehalten wird, und der Wurm für ein böses, giftiges, so säumte Herzog Heinrich nicht, sondern sprang dem Löwen mit seiner Hilfe bei. Der Lindwurm schrie, daß es durch den Wald erscholl, und wehrte sich lange Zeit; endlich gelang es dem Helden, ihn mit seinem guten Schwerte zu tödten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich zu des Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden, und verließ ihn nimmer mehr von dieser Stunde an. Denn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während welcher das treue Thier ihn mit gefangenem Hirsch und Wild genähret hatte, überlegte, wie er aus dieser Einöde und der Gesellschaft des Löwen wieder unter die Menschen gelangen könnte, baute er sich eine Horde aus zusammengelegtem Holz mit Reis durchflochten, und setzte sie aufs Meer. Als nun der Löwe einmal in den Wald zu jagen gegangen war, bestieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab. Der Löwe aber, welcher zurückkehrte und seinen Herrn nicht mehr fand, kam zum Gestade und erblickte ihn aus weiter Ferne; alsobald sprang er in die Wogen und schwamm so lange, bis er auf dem Floß bei dem Herzog war, zu dessen Füßen er sich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren sie eine Zeit lang auf den Meereswellen; bald überkam sie Hunger und Elend. Der Held betete und wachte, hatte Tag und Nacht keine Ruh; da erschien ihm der böse Teufel und sprach: „Herzog, ich bringe dir Bot-

schaft; du schwebst hier in Pein und Noth auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freude und Wonne; heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen Hochzeit mit deinem Weibe, denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen." Traurig versetzte Heinrich: das möge wahr sein, doch wolle er sich zu Gott lenken, der alles wohl mache. „Du redest noch viel von Gott," sprach der Versucher, „der hilft dir nicht aus diesen Wasserwogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein sein willst." Sie hatten ein lang Gespräche; der Herr wollte sein Gelübde gegen Gott, das ewige Licht, nicht brechen; da schlug ihm der Teufel vor: er wolle ihn ohne Schaden sammt dem Löwen noch diesen Abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten; finde er ihn nach der Zurückkunft schlafend, so sei er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, ging dieses ein, und hoffte auf des Himmels Beistand wider alle Künste des Bösen. Alsbald ergriff ihn der Teufel, führte ihn schnell durch die Lüfte bis vor Braunschweig, legte ihn auf den Giersberg nieder und rief: „Nun, wache Herr! ich kehre bald wieder." Heinrich aber war aufs höchste ermüdet, und der Schlaf setzte ihm mächtig zu. Nun fuhr der Teufel zurück, und wollte den Löwen, wie er verheißen hatte, auch abholen; es währte nicht lange, so kam er mit dem treuen Thiere dahergeflogen. Als nun der Teufel, noch aus der Luft herunter, den Herzog in Müdigkeit versenkt auf dem Giersberge ruhen sah, freute er sich schon im Voraus; allein der Löwe, der seinen Herrn für todt hielt, hob laut zu schreien an, daß Heinrich in demselben Augenblicke erwachte. Der böse Feind sah nun sein Spiel verloren, und bereute es zu spät, das wilde Thier herbeigeholt zu haben; er warf den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Der Löwe kam glücklich auf dem Berg zu seinem Herrn, welcher Gott dankte und sich aufrichtete, um, weil es Abend werden wollte, hinab in die Stadt Braunschweig zu gehen. Nach der Burg war sein Gang, und der Löwe folgte ihm immer nach, großes Getöne scholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürstenhaus treten, da wiesen ihn die Diener zurück. „Was heißt das Getön und Pfeifen?" rief Heinrich aus, „sollte doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt? Und ist ein fremder Herr in diesem Haus?" „Kein fremder," antwortete man ihm, „denn er ist unserer gnädigen Frau verlobt, und bekommt heute das Braunschweiger Land." „So bitte ich," sagte der Herzog, „die Braut um einen Trunk Wein, mein Herz ist mir ganz matt." Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürstin, und hinterbrachte, daß ein fremder Gast, dem ein Löwe mitfolge, um einen Trunk Wein bitten lasse. Die Herzogin verwunderte sich, füllte ihm ein Geschirr mit Wein und sandte es dem Pilgrim. „Wer magst du wohl sein," sprach der Diener, „daß du von diesem edlen Wein zu trinken begehrst, den man allein der Her-

zogin einschenkt?" Der Pilgrim trank, nahm seinen goldenen Ring, und warf ihn in den Becher, und hieß diesen der Braut zurücktragen. Als sie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stand eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu schauen. Sie ward des Herrn inne, der da mit dem Löwen saß; darauf ließ sie ihn in den Saal entbieten und fragen; wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte? „Von keinem hab ich ihn bekommen, sondern ihn selbst genommen, es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring hab ich hingelegt, wo er billig hingehört." Als man der Herzogin diese Antwort hinterbrachte, schaute sie den Fremden an, und fiel vor Freude zur Erden, weil sie ihren geliebten Gemahl erkannte; sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entstand große Freude im ganzen Saal; Herzog Heinrich setzte sich zu seiner Gemahlin an den Tisch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reich; als er im hohen Alter verstarb, legte sich der Löwe auf des Herrn Grab und wich nicht davon, bis er auch verschied. Das Thier liegt auf der Burg begraben, und seiner Treu zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

Grimm.

83. Des Bergmanns Leiche zu Falun.

In der schwedischen Eisengrube zu Falun fand man, als zwischen zwei Schachten ein Durchschlag versucht wurde, einen Leichnam, der, ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, anfangs weich war, sobald man ihn aber an die Luft gebracht, hart wie Stein wurde. Fünfzig Jahre hatte derselbe in einer Tiefe von dreihundert Ellen in einem Vitriolwasser gelegen, und niemand hätte die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, niemand die Zeit, seit welcher er in dem Schachte gelegen, gewußt, da die Bergchroniken sowie die Volkssagen bei der Menge der Unglücksfälle in Ungewißheit waren, hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte treue Liebe bewahrt. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk, die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrachtend, steht, da kommt an Krücken und mit grauem Haar ein altes Mütterchen, mit Thränen über den geliebten Todten, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkend, die Stunde segnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen gegönnt war. Das Volk sah mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, davon das Eine im Tod und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das Andere bei dem Verwelken und Veraltern des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte.

H. Schubert.

84. Schreckliches Ende eines reichen Geizhalses.

Ein reicher Mann, welcher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Paris wohnte, hatte ein Kellergewölbe, in welchem er sein Gold und Silber aufbewahrte. Zu dieser Höhle ließ er sich eine eiserne Thür machen, die mit einer Springfeder versehen war, so daß sie sich von selbst wieder zuschloß, sobald man sie geöffnet hatte. Der Schlosser, welcher dieses Wunderschloß verfertigt hatte, sagte zu dem reichen Kauz: „Die Feder, die ich Euch gemacht habe, ist furchtbar. Wenn Ihr ein einziges Mal versäumtet, sie fest zu schrauben, so würdet Ihr unfehlbar in derselben Schlinge gefangen sein, die Ihr den Dieben legen wollt.“ Der Reiche versicherte, daß er sich schon in Acht nehmen werde; und der Schlosser, dem sein Meisterstück gut bezahlt wurde, versprach das tiefste Stillschweigen über die geheimnißvolle Thür.

So verstrichen mehrere Jahre, während welcher der reiche Kauz tagtäglich in seinen Keller ging, um sich an dem Anblick seiner Schätze nach Herzenslust zu weiden. Von Woche zu Woche vermehrte sich sein Mammon, und mit unbezähmbarer Gier wälzte er sich auf seinen Geldsäcken, die er täglich zählte und von neuem in Ordnung stellte. Eines Tages aber, als er wieder in sein Gewölbe hinabsteigt, um sich an seinem Mammon zu erfreuen, vergißt er, die verhängnißvolle Feder zu befestigen, und kaum hat er die Thür hinter sich angelehnt, so schnappt sie zu, und er ist in seinem Gewölbe gefangen. Da sitzt er nun mit seinem Gelde in der größten Verzweiflung. Er ruft, er schreit, er heult; alles umsonst. Sein Gewölbe wird für ihn sein Grab; er sitzt allein mit dem Hunger und mit seinem Gelde. Wie gern hätte er alles hingegeben für ein Stückchen Brod, für einen Trunk Wasser. Inzwischen suchte man ihn überall; man schrieb eine Belohnung aus für denjenigen, der etwas von ihm wüßte, aber alles blieb ruhig. Nach einigen Wochen kehrte der Schlosser, welcher die Feder gemacht hatte, von einer Reise zurück. Sowie er von dem Verschwinden des reichen Kapitalisten hörte, fiel ihm sogleich die unglückliche Feder ein, und er war vollständig überzeugt, sie sei das Werkzeug seines Todes geworden. Er entdeckte der Gattin des Vermißten den verborgenen Schlupfwinkel; das Gewölbe wurde sogleich erbrochen, und man fand den Besitzer desselben, der seit wenigen Tagen dem Hungertode erlegen war.

85. Freundschaftsdienst einer Gans.

In einer Mühle bei Clonnell in England befanden sich keine anderen geflügelten Hausthiere als eine Gans und eine Henne. Da aber ein Teich in der Nähe war, und des Müllers Frau gern ein paar Enten auf demselben gesehen hätte, so legte sie ihrer Henne einige Enteneier unter, welche denn auch zur rechten Zeit ausgebrütet wurden. Das ging nun anfangs ganz gut; die kleinen Enten wa-

ren der Mutter Henne ganz folgsam, und diese hatte auch keine Ahnung von dem Kummer, den sie an ihren Kindern erleben sollte. Eines Tages jedoch, als die Hofthüre offen geblieben, und das Wetter gar zu einladend war, führte die Henne ihre Stiefkinder ins Freie und trabte ohne Besorgniß dem Teiche zu. So wie die kleinen Enten das Wasser erblickten, gings pfeilschnell hinein, und die ganze kleine Schar schwamm lustig davon. Darüber gerieth nun die Henne in große Noth; ihre Mutterliebe zog sie den Jungen nach, und doch wagte sie es nicht, sich dem Wasser anzuvertrauen. Da kam auf ihr ängstliches Schreien und Rufen ihre Freundin, die Gans, herübergesegelt, die schon seit einer halben Stunde spazieren geschwommen war. Nach einem lärmenden Geschnatter, mit welchem sie nichts anderes sagen wollte, als: „Ueberlaß die nur mir!“ schwamm sie mit den kleinen Enten auf und ab und that so stolz dabei, als ob es ihre eigenen Jungen wären. Als diese nun der Wasserpromenade satt waren, brachte die Gans sie der Henne zurück. Am nächsten Morgen fanden sich die Enten wieder bei dem Teiche ein. Die Gans nahm sie in Empfang, und die Henne gerieth abermals in dieselbe Verlegenheit. Ob nun die Gans die Henne eingeladen oder nicht, so steht doch so viel fest: Die Gans schwamm ans Ufer, die Henne sprang auf ihren Rücken, und dort ruhig sitzend leitete sie ihre Jungen, die jetzt wohlgemuth den Teich auf- und niederstreiften. Und dies geschah nicht etwa ein vereinzeltes Mal; nein, Tag für Tag stieg die Henne wieder an Bord der Gans und war höchst zufrieden mit dem Freundschaftsdienste, welchen diese ihr leistete. Eine Menge Menschen strömten herbei, um das seltsame Schauspiel zu sehen, bis die Enten anfingen sich zu zerstreuen und der vereinten Obhut der beiden ungleichen Freundinnen nicht mehr bedurften.

86. Seltenes Beispiel treuer Elternliebe.

In einem Dorfe im südlichen Deutschland brach einst am späten Abend in einem einzeln gelegenen Hause Feuer aus. Bald war das ganze Dorf versammelt, um der unglücklichen Familie beizustehen, und in kurzer Zeit waren die sämmtlichen Habseligkeiten derselben in Sicherheit gebracht. Trostlos stand man vor dem brennenden Häuschen, bei welchem jeder Gedanke an ein Löschen des Feuers vergeblich war. Da vernahm man plötzlich ein ängstliches Geschrei hoch in der Luft. Alles blickte empor, und erst jetzt gewahrte man, daß in der Nähe der brennenden Hütte ein Baum stand, auf welchem ein Storchennest war. Die Nähe der Glut hatte die äußersten Zweige versengt, und schon zuckten bei einem plötzlich entstehenden Windzuge kleine Flammen empor. Mit kläglichem Gewimmer suchte das Weibchen des Storchenpaares die erst wenig Tage alten Jungen mit seinen Flügeln zu decken, während das Männchen in weiten Kreisen über dem Baume umherschwebte und jammernd um Hilfe rief. In banger Erwartung

stand die versammelte Menge umher und blickte mit beklommenen Herzen empor, als ob es sich um ein Menschenleben handelte. Der kühne Versuch, den einer aus der Menge machte, den Baum zu erklimmen, und das Storchennest zu retten, war vergebens; mit halbversengten Kleidern glitt der Waghalsige am Stamme des Baumes herab. Der Wasserstrahl, welchen die Spritzen emporsandten, rauschte zwischen den brennenden Zweigen hindurch, war aber nicht im Stande, der um sich greifenden Flamme Einhalt zu thun. Immer mehr näherte sich die prasselnde Flamme dem Neste, und immer fester drückte sich das Weibchen auf ihre Jungen. Schon fingen ihre Flügel an zu brennen, aber sie rührte sich nicht. Bald hatte der Rauch ihr klägliches Gewimmer erstickt; von schnell auflodernden Flammen umzingelt, stürzte das ganze Nest herab, und auch das Männchen, welches dem sinkenden Neste zuflog, als ob es dasselbe aufhalten wollte, wurde von der Glut ergriffen und fand seinen Tod in den Flammen. Schweigend und in tiefer Bewegung verließ alles die Brandstätte, und jeder fragte sich: „Wärest du auch im Stande gewesen, freiwillig einen solchen Tod für deine Kinder zu sterben?"

Aus Rudolph's Handbuch.

87. Alexander Menschikoff.

(Geb. 1674.)

Es ist eine bekannte Thatsache, daß nicht selten die größten und bedeutendsten Männer aus den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft hervorgehen. So war es auch mit Alexander Menschikoff, welcher der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Moskau war und nachmals Herzog von Ingermanland, russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall wurde. In seiner Jugend verkaufte er als Bäckerbursche kleine Pasteten in den Straßen von Moskau. Da geschah es, daß er eines Tages in die Küche eines Bojaren kam. Hier zeigte sich eine große Regsamkeit, denn der Kaiser Peter der Große sollte an diesem Tage bei dem vornehmen russischen Herrn zu Mittag speisen. Der Bojar war selbst in der Küche, traf dort einige Anordnungen und sprach mit dem Koch von einer Schüssel, in der sich ein Gericht befand, das der Kaiser besonders gern aß. Kaum hatte der Koch sich umgedreht, um etwas aus dem Nebenzimmer herbeizuholen, so schüttete der Herr selber ein Pulver auf die Schüssel. Der junge Menschikoff sieht dies und merkt sich genau die Schüssel, um sie nachher wieder zu erkennen. Hierauf verläßt er die Küche und geht vor dem Palaste des Bojaren auf und ab, um die Ankunft des Kaisers abzuwarten. Es dauert auch nicht lange, so kommt der Czar angeritten, steigt vom Pferde, übergibt dasselbe einem Bedienten und will eine Terrasse hinaufsteigen, die zu der Eingangspforte des Palastes führt. Da ruft der junge Menschikoff mit großer Lebhaftigkeit seine Pasteten aus und sucht sich dem Kaiser bemerkbar zu machen. Das

muntere Ansehen das Knaben fällt dem Czaren auf; er ruft ihn zu sich heran, stellt einige Fragen an ihn, und da ihm die dreisten Antworten gefallen, so sagt er zu ihm: „Bleibe bei mir, du sollst in meinen Dienst treten."

Der junge Menschikoff verbeugt sich, folgt dem Kaiser, drängt sich, als es zu Tische geht, mit in den Saal und stellt sich hinter den Stuhl des Kaisers. Die Speisen werden aufgetragen, und alles ist fröhlich und guter Dinge. Jetzt erscheint die verdächtige Schüssel, welche gerade vor den Kaiser hingestellt wird. Menschikoff bückt sich und flüstert ihm einige Worte zu. Peter steht auf, und mit lächelnder Miene verläßt er auf einige Augenblicke den Saal unter dem Vorwande, daß jemand ihn sprechen wolle. Der Knabe folgt ihm und erzählt ihm in dem Vorzimmer, was er in der Küche bemerkt hat. Der Kaiser kehrt hierauf zurück und setzt sich eben so heiter wieder nieder, als er aufgestanden war. Der Bojar ersucht nun den Kaiser, es sich gut schmecken zu lassen, und reicht ihm die Schüssel hin. Der Kaiser freut sich über die Aufmerksamkeit und sagt, die Schüssel enthalte eines seiner Lieblingsgerichte. Hierauf langt er zu, thut einige Löffel voll auf seinen Teller und reicht demselben den Bojaren, worauf er den Teller des letzteren nimmt und etwas für sich darauf thut. Jetzt fordert der Kaiser den Wirth auf, den Anfang zu machen. Da wird der Bojar verlegen und stammelt einige Worte der Entschuldigung. Er sagt, er getraue sich nicht zu essen, ehe sein Kaiser nicht gegessen habe; auch wage er es nicht, mit ihm aus der Schüssel zu essen. Da steht der Kaiser auf, befiehlt dem Bojaren, sitzen zu bleiben, und setzt die Schüssel einem Hunde vor, den der junge Menschikoff auf Veranlassung des Kaisers inzwischen hereingelockt hat. Der Hund fällt begierig darüber her, aber kaum hat er den Inhalt verschluckt, so bekommt er ein heftiges Zittern, verfällt in Krämpfe und liegt nach wenigen Minuten todt ausgestreckt da. Der Körper des Hundes wurde geöffnet, die Anwesenheit des Giftes festgestellt, und der Bojar in strengen Gewahrsam gebracht. Am andern Morgen fand man denselben todt auf seinem Bette; Menschikoff aber hatte von jetzt an nicht mehr nöthig, Pasteten zu verkaufen. Der Kaiser nahm ihn mit an seinen Hof, ließ ihn unterrichten, und da er bedeutende Fähigkeiten zeigte, so erhob er ihn nach und nach zu den höchsten Ehrenstellen.

88. Der dankbare Löwe.

Zu den hauptsächlichsten Vergnügungen der alten Römer gehörten die Thierkämpfe. Um einen geräumigen Platz, Arena genannt, erhoben sich, terassenförmig hinter einander emporsteigend, die Bänke für die schaulustige Menge. Sobald dieselbe versammelt war, und das Zeichen zum Beginne des Kampfes gegeben wurde, öffneten sich die unter den Zuschauerbänken befindlichen Thierbehälter, und die wü-

thenden, ausgehungerten Bestien stürzten hervor, um sich gegenseitig zu zerfleischen. Häufig geschah es auch, daß Menschen, besonders Sklaven, die ihrem Herrn entlaufen waren, verurtheilt wurden, mit wilden Thieren zu kämpfen, oder vielmehr von ihnen zerrissen zu werden.

Eines Tages wurde ein armer Sklave in die Arena geführt, und ein wüthender Löwe auf ihn losgelassen. Grauen und Entsetzen ergriff die versammelte Menge, als sie das grimmige Thier hervorstürzen sah, dessen schaueriges Gebrüll sich schon lange vorher hatte hören lassen. Sowie der Löwe seine Beute erblickt, stutzt er, schlägt mit dem Schweif und bückt sich nieder, um sich zum Sprunge auf sein Opfer zu rüsten. Aber plötzlich verändert sich sein Blick, jede Bewegung verräth, daß etwas Seltsames in ihm vorgeht; ruhig und majestätisch schreitet er auf den Sklaven zu, geht freundlich und liebkosend um ihn herum, und da er keinen Blick von ihm erhält, leckt er ihm behutsam Hände und Füße.

Alles ist erstaunt und verwundert, und endlich wagt auch der arme Sklave, der längst schon die Zähne und Klauen des Löwen in seinen zitternden Gliedern zu fühlen meinte, einen furchtsamen Blick auf seinen Feind. Da plötzlich geht ihm ein Licht auf; er fällt dem Löwen um den Hals, ergreift seine Tatze, streichelt sie, und auch der Löwe macht alle möglichen Bewegungen, um seine Freude zu erkennen zu geben.

Das ganze Volk erhebt sich von seinen Bänken. Auf ein grausames Schauspiel gefaßt, erblickt es statt dessen eine der rührendsten Scenen, die man sich denken kann. Alles ist begierig, den Grund des seltsamen Ereignisses zu erfahren, und der Kaiser, der selbst anwesend ist, läßt den Sklaven vor sich führen, um von ihm zu erforschen, wie dieses innige Verhältniß zwischen ihm und dem Löwen entstanden sei.

Mein Herr und Kaiser, sprach der Sklave, es sind etwa zwei Jahre her, da ging ich mit meinem Herrn nach Afrika. Da ich von demselben aber zu grausam behandelt wurde, so faßte ich den Entschluß zu fliehen, es möchte mir gehen, wie es wolle. Ich floh der Wüste zu, um mich den Nachforschungen zu entziehen; aber bald wurde die Hitze so unerträglich, daß ich in einer Felsenhöhle vor den glühenden Sonnenstrahlen Schutz suchen mußte. Kaum hatte ich hier einige Stunden geruht, als ein klägliches Winseln mich weckte. Schnell raffte ich mich auf und erblickte einen Löwen, der sich mühsam heranschleppte. Die eine Vorderpfote war mit Blut bedeckt, und er hielt sie mir gleichsam bittend entgegen, als ob er Hilfe von mir erwarte. Ich hatte bei meinem Herrn so harte Züchtigungen erlitten und wußte, wie weh ein Schmerz thun kann. Da faßte ich mir ein Herz und nahm des Löwen Tatze, in welche er sich einen Dorn eingetreten hatte. Es gelang mir bald, ihn herauszuziehen, und sowie ich die Wunde mit meinem Finger zerdrückte, schien sein Schmerz nachzulassen.

Wahrscheinlich hatte er schon lange gelitten, denn er ließ ruhig seine Tatze in meinen Händen und legte sich nieder, um zu schlafen. So lag ich nun neben dem fürchterlichen Thiere; aber ich war merkwürdig ruhig und hatte weniger Furcht vor ihm als vor meinem Herrn. Als der Löwe erwachte, sah er mich an und gab durch seine Bewegungen zu erkennen, daß ich nichts von ihm zu fürchten hätte. So blieb ich denn bei ihm, und wir wurden die besten Freunde. Des Abends ging er aus, um sich Beute zu erjagen, wovon er mir immer einen guten Antheil brachte. Er war ordentlich unruhig, wenn ich nicht davon essen wollte; aber das rohe Fleisch war mir zuwider, so daß ich es in der Sonne braten ließ, ehe ich davon aß. So lebten wir wohl zwei Jahre zusammen, bis mir endlich der Aufenthalt bei einem wilden Thiere doch lästig wurde. Eines Tages benutzte ich daher die Gelegenheit, als der Löwe auf die Jagd gegangen war, und entfloh. Kaum aber hatte ich mich den bewohnten Gegenden genähert, so bemerkten mich die römischen Soldaten. Ich wurde gefesselt und hiehergeschickt. Wahrscheinlich hat mich mein Löwe gesucht und ist bei dieser Gelegenheit eingefangen worden, und so hat uns die Schicksalsgöttin wieder zusammengeführt.

Hier hielt der Sklave inne, alles war gerührt von dieser Erzählung, und selbst der Kaiser konnte sich der Verwunderung nicht erwehren. Er erklärte den Sklaven sogleich für frei und machte ihm den Löwen zum Geschenke. Bald darauf erblickte man Androklus öfter in den Straßen von Rom, wo er seinen Löwen umherführte, der nur ein Band um den Hals trug und seinem Herrn folgte wie ein Hund. Das edle Thier that niemand etwas zu Leide, und jeder, der die beiden sah, freute sich über den muthigen Sklaven, der den Löwen geheilt, und über das dankbare Thier, welches jenem das Leben gerettet hatte.

89. Das gute Heilmittel.

Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau geheilt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem zehnjährigen Knaben: „Kind, hole mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen!“ Der Knabe lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts, als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf Erden. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm langsam vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, obgleich er nicht wußte, daß er der Kaiser sei, und dachte: ich will's versuchen. „Gnädiger Herr“, sagte er, „wollet Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid

so barmherzig!" „Einen Gulden?" sagte Joseph etwas verwundert. „Noch nie habe ich gebettelt," stammelte der Knabe, und die heißen Thränen stürzten ihm aus den ehrlichen Augen; „aber meine Mutter ist sterbenskrank, und ich wollte einen Arzt suchen." — Joseph erkundigte sich hierauf nach Namen und Wohnung, reichte den Gulden dar, und der Knabe flog wie ein Pfeil davon. Der Kaiser aber eilte unterdessen sogleich nach dem bezeichneten Hause, stieg eine dunkle, schmale Treppe hinauf und. erblickte nun auf elendem Lager eine jammernde Kranke, die sich kaum aufrichten konnte, um ihn zu fragen, ob er etwa der Arzt sei. „Der bin ich!" antwortete Joseph, ließ sich nun die Krankheit und die ganze Geschichte der Witwe, die Sonnenberg hieß, erzählen, und tröstete sie dann mit guter Hoffnung zu Gott, der ja öfters Hilfe sende, wo man es am wenigsten erwarte, die Seinen nicht verlasse, und auch für sie, die kranke Witwe, väterlich sorge. Darnach riß er ein Stückchen Papier aus des Knaben Schreibbuch, weil kein anderes Material vorhanden war, schrieb, wie er sagte, ein Recept, und entfernte sich dann mit den Worten: „Für jetzt leben Sie wohl! Ich hoffe, das, was ich Ihnen verschrieben habe, wird gute Dienste thun!" Wenige Minuten nachher kam der Sohn mit freudiger Hast zurück und rief schon an der Thüre: „Ich bringe einen Arzt! Ich bringe einen Arzt!" Sogleich trat auch der Arzt herein. Die Kranke wußte es sich nicht zu erklären, wie nun mit einem Male zwei Aerzte sie in ihrem elenden Kämmerlein besuchten, bis ihr Sohn den ganzen Vorgang erzählte, und man nun vermuthete, daß der unbekannte Mann, welchen der Knabe um eine Unterstützung angefleht hatte, zufälliger Weise ebenfalls ein Arzt gewesen sei. Der zweite Arzt war nun aber doch neugierig, zu erfahren, wer der andere gewesen sei, und was er verschrieben habe. Er ließ sich das Blättchen zeigen und rief in höchster Ueberraschung: „Solche Recepte können wir übrigen Aerzte Wiens nicht schreiben. Dieser Arzt ist der Kaiser selbst gewesen; fünfzig Dukaten hat er hier vorläufig aus seiner Kasse verschrieben!" — Wer schildert das Erstaunen, die Rührung, die Freude, den Dank der Witwe und des Sohnes! — In kurzem stellte der Arzt sie wieder her, der menschenfreundliche, wohlthätige Joseph aber verordnete ein jährliches Gnadengehalt von hundert und fünfzig Gulden, und ließ den gutgesinnten, hoffnungsvollen Knaben zum wackern Mann erziehen. Nach Niemayer.

90. Der Graf und der Nagelschmied.

Handwerk hat einen goldenen Boden.

In der Nähe eines Schlosses, auf welchem ein reicher Graf wohnte, hatte ein armer Nagelschmied seine kleine Werkstätte, in der er vom frühen Morgen bis zum späten Abend emsig sein Handwerk betrieb. Da aber das Dorf, in welchem er wohnte, der fürstlichen Residenz so nahe lag, so vermochte er bei seiner zahlreichen Familie nicht be-

sonders vorwärts zu kommen. Denn die meisten Leute brachten sich ihren Bedarf an Nägeln aus der Hauptstadt mit, wo sie dieselben billiger und besser bekommen konnten. Der Sohn des Grafen, ein rüstiger junger Mensch, kam bei seinen Spaziergängen öfter an die Hütte des Nagelschmieds und hatte seine Freude an den umhersprühenden Funken; auch ergötzte er sich häufig an den munteren Scherzen und drolligen Einfällen des biederen Handwerksmannes, da er dergleichen im Schlosse seines Vaters nicht zu hören bekam. Eines Tages, als der Schmied wieder bei seiner Arbeit stand, und der Jüngling ihm eine Weile zugesehen hatte, sagte jener: „Wie wär's, gnädiger Herr, wenn Sie es einmal versuchten; ich glaube, Sie könnten auch wohl einen Nagel zu Stande bringen. Schaden kann es Ihnen nicht; und wer weiß, wozu es einmal nützt. Handwerk hat einen goldenen Boden!“ Der junge Graf zeigte sich bereit, einen Versuch zu machen, und obwohl es anfangs etwas langsam und unbeholfen ging, so kam er doch bald damit zu Stande und füllte später manche müßige Stunde mit dieser Beschäftigung aus. Der Schmied aber achtete nicht seines Zeitverlustes und hatte an den Bemühungen des jungen Grafen seine herzliche Freude.

Der junge Graf hatte eben nach dem Tode seines Vaters die reiche Erbschaft angetreten, als ihn schwere Kriegsunruhen auch schon wieder von seinen Gütern vertrieben und ihn nöthigten, schnell und heimlich aus dem Lande zu flüchten. Die geringe Baarschaft, welche er mitgenommen, war bald verzehrt, und als er endlich in einem kleinen Dorfe eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hatte, wußte er nicht mehr, wovon er sein Leben fristen sollte. Da ging er eines Abends trübselig über die Landstraße und überließ sich seinem Kummer. Er gedachte der schönen Zeiten, wo er von dem Schlosse seines Vaters oft zu der traulichen Schmiede hingeschleudert war, als er plötzlich Hammerschläge vernahm und bald darauf das helle Feuer einer nahen Schmiedwerkstatt erblickte. Unwillkürlich zog es ihn, wie in früheren Jahren der Werkstatt zu. „Ihr habt wohl viel zu thun?“ redete er den Meister an. — „Mehr als zu viel!“ war die laute Antwort; „denn ich werde von allen Seiten gedrängt und kann nicht begreifen, was der Krieg mit all den Nägeln thut.“ — „Habt Ihr denn keine Gesellen?“ fragte der Graf weiter. — Man kann ja keinen finden,“ rief der Emsige zwischen sein Gehämmer. „Nun wenn es weiter nichts ist,“ versetzte der Graf, „so will ich Euch helfen; ich verstehe zwar nicht viel, aber ich verlange auch nur den nöthigen Lebensunterhalt zum Lohne, und mein Eifer soll den Mangel an Geschicklichkeit ersetzen.“ Der Meister ließ ihn einen Versuch machen und war hinreichend damit zufrieden. Es währte nicht lange, so war der junge Graf wieder ganz in seiner früheren Uebung und hatte sich so sehr die Gewogenheit des Meisters erworben, daß er von seinem Lohne etwas zurücklegen konnte. Da er sich in seine Lage gefunden hatte, so verlebte er heitere Tage in der redlichen Familie.

Das Glück wollte aber auch, daß ihm nach Ablauf der Kriegsunruhen alle seine Güter zurückerstattet wurden. Da erst offenbarte er dem Meister seinen Stand und Namen und versprach, ihm ein Andenken an die bei ihm verlebte Zeit zu überschicken. Noch mehr aber gedachte er, den wackeren Schmied seiner Heimat zu belohnen, dem er das köstliche Kleinod eines Handwerkes zu verdanken hatte. Er sehnte sich fast nach dessen Wiedersehen. Wie staunte er aber, als er statt der früheren Hütte ein großes Haus mit einem bedeutenden Lager von Eisenwaaren da stehen sah, und daneben eine Schmiede, worin zehn Gesellen nicht bloß mit Nägeln, sondern auch mit verschiedenen anderen Arbeiten beschäftigt waren! Der alte Meister aber stand an der Hausthür und sah eben zu, wie ein Karren mit Eisenwaaren beladen wurde. Der Graf erkannte ihn sogleich, und der Gruß, womit er ihn bewillkommnete, war: „Handwerk hat einen goldenen Boden!"

91. Des Vaters Freude.

Die Morgendämmerung lag auf den Fluren; der blaue Himmel vermischte sich mit dem weißen Schimmer des Tageslichtes; durch die Wiesen des Thales zogen leichte Nebelstreifen; auf den Feldern stieg schon hin und wieder eine Lerche empor. Da stand Alfred auf der Höhe eines Hügels, dessen Scheitel mit Tannen besetzt war. Vor ihm lag sein Dörfchen; die Häuser waren mit mancherlei Bäumchen umpflanzt, und die weißen Wände schimmerten freundlich hervor. An das Dorf stießen Gärten, und hinter den Gärten erhoben sich an den Hügeln hinauf fruchtbedeckte Felder. Ueber das grüne Wiesenthal hinaus eröffnete sich die Aussicht auf ferne blaue Berge.

Alfred stand unter einer hohen Eiche, welche ihre Aeste über die dunkleren Tannen ausbreitete. Seine Blicke schweiften auf der Erde und am Himmel umher. Er sah bald auf das Dörfchen, bald in die weite Ferne, bald auch vor sich auf das Thautröpfchen, das am Grase hing.

Die Luft wurde heller, die Flur klarer, das Morgenroth glühender; die fernen Bergspitzen kränzten sich mit goldenem Scheine; rothe Wölkchen erhoben sich rascher aus der Glut, welche am östlichen Himmel wogte. Dorthin richtete Alfred seine Blicke. Da begann die Morgenglocke zu läuten; allenthalben stiegen Lerchen empor, und jetzt zuckte der erste Sonnenstrahl von den Höhen herüber; Alfred kniete nieder; ein flüchtiger Wind spielte mit seinen Haaren; die milden Sonnenstrahlen umleuchteten seine Stirne; er faltete die Hände und betete leise.

Hinter ihm aber an einer Tanne stand sein Vater. Er war dem Knaben heimlich nachgegangen, um zu sehen, wohin derselbe so früh seinen Weg nähme. Denn Alfred hatte das schon viele Tage so gethan. Als der Vater sein betendes Kind ansah, da kniete auch

er nieder; die Thränen aber, die aus seinen Augen quollen, waren Thränen der Freude. Aus Bone's Lesebuch.

92. Der Blinde.

Des Himmels Fügung.

Ein junger Arzt, welcher einsame Abendspaziergänge liebte, wurde einst in einem dichten Kastanienwalde in der Nähe eines Klosters von der tieferen Dunkelheit der Nacht überrascht. Schon war er im Begriffe umzukehren, als er in einiger Entfernung einen überaus lieblichen Gesang vernahm. Indem er der Richtung der Töne folgte, erblickte er ein Licht, welches durch die dunklen Laubgewölbe schimmerte. Bald sah er sich von einem rührend schönen Anblicke überrascht. Auf der Altarwand einer offenen Kapelle befand sich ein sehr lebhaft gemaltes Madonnenbild, von Engelköpfen umgeben. Unter dem Bilde floß murmelnd ein silberheller Wasserstreif aus einem Löwenkopfe in eine flache Marmorschale. Eine Lampe, welche an Ketten von der gewölbten Decke herabhing, beleuchtete das Innere der alterthümlichen Brunnenkapelle und warf ein Streiflicht auf zwei Gestalten, welche, vor dem Bilde knieend, einen Psalm angestimmt hatten. Es war ein schönes, zartes Mädchen, in dürftiger, aber lieblich reinlicher Tracht, und ein ältlicher blinder Landmann, welcher die lichtlosen Augen zu dem Bilde emporhob. Den Hintergrund dieser Gruppen bildeten die tiefsten Schatten des Kastanienwaldes.

Der junge Arzt war wie bezaubert. Er stand verborgen hinter einem der dicken Baumstämme und konnte sich nicht enthalten, den hellen Gesang des Mädchens und die einfallenden tiefen Grundtöne des Alten bisweilen leise zu begleiten. Erst als der Psalm beendigt war, und das Mädchen mit dem Ausdrucke der reinsten Frömmigkeit und der innigsten kindlichen Liebe ein Gebet gesprochen hatte, worin sie flehte, daß doch durch die Wunderkraft des Himmels ihrem Vater das Licht der Augen wiedergegeben werde, trat der Arzt hervor und grüßte die Vertrauensvollen mit heiligem Gruße. „Seit wie lange seit Ihr blind, guter Vater?“ fragte er darauf mit der ihm eigenen herzlichen Stimme. — „Seit fünf Jahren,“ entgegnete der Alte mit einem schweren Seufzer, „ist für mich die schwärzeste Nacht gewesen!“ — „Wir haben“, setzte das Mädchen hinzu, „schon viele Mittel versucht; aber nichts hat geholfen; hier ist alles menschliche Wissen am Ende; nur von Gott kann Hilfe kommen; darum flehen wir zu ihm durch die Fürbitte der heiligen Mutter.“

Der Arzt hatte indeß aufmerksam beim Schimmer der Lampe in das Auge des Alten gesehen und sehr bald den grauen Staar erkannt, den er zu heilen wußte. Er faßte das Mädchen und den Vater voll Innigkeit bei der Hand und sprach mit freudiger Zuversicht: „Wie der Herr dem frommen Tobias seinen Engel sandte, um dem blinden Greise die Kraft der Augen wiederzugeben, so bin auch ich für Euch

ein Bote des Himmels. Eure Krankheit, guter Vater, ist heilbar. Mit Gottes Hilfe werdet Ihr das Licht der Sonne wieder erblicken!" Der Alte drückte mit beiden Händen die Hand des jungen Mannes an seine Brust, und das Mädchen umfaßte weinend seine Kniee. Dieser aber führte das fromme Paar nach seiner Wohnung und das Werk der Heilung ging glücklich von Statten.

Aus den Novellen Napoleons.

93. Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein, sagte sie, und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen;" und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Colmar nicht, so geh ich nach Straßburg, find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz." Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde, sagte sie, so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Strasse standen partienweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generäle und Obersten standen vor dem Lager beisammen, discurirten mit einander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen bemerkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, daß sie jetzt etwas von ihrem Sohne erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und

ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Muth fast nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirthes die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: „Kennt ihr nicht Einen bei der Armee, oder habt ihr von Einem gehört, so und so?" Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen," und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja so heißt der General." Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein, und ja, so sieht er aus nnd ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;" und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft Eure Bagage von dem Postwagen abladen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Caleschlein anspannen lasse und Euch hinausführen lasse zu Eurem Herrn Sohn in das Lager." Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie," da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen ineinander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirth zurückkam, sagte er, das Geld regne zwar nirgends durch den Kamin herab, aber nicht 200 Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah; und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will." Hebel.

94. Die Posaune des Gerichts.

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Voll-

mondes eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesange, als der Knieende den Dahingestreckten aussuchte, und alles, was er fand zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn an den Strom, der fernher rauschte, hinabtragen, um ihn dort zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der todten Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzzerreißenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: „Denkst du daran?“ Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. Endlich am Strome blieb er stehen und lauschte hin. Alles war still, und nur die Wellen flossen schnell hin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab; der Schweiß rann ihm von der Stirne; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel flog flatternd auf, wenn er so durchs Dickicht drang; aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, um sich die Gegend genauer zu vergegenwärtigen; aber kaum war er drei Schritte gegangen, so war er in der Irre. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an; die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder; vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon.

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkung sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch auf dem Hügel liegt, an dessen Fuße die Landstraße, in Felsen gehauen, sich vorüberzieht, sollte nun des andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen; jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach:

„Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegenschlug. Möge der, der alles kennt und alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seelen der Deinigen senden! Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand

weiß, woher du kamst, wohin du gingst; aber er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinaufsteigen lassen, die unser Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor ihm, der über alle Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen.“ — „Erhebet mit mir eure Hände,“ fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und alle hoben die Hände empor. Dann sprach er wieder: „Wir heben unsere Hände empor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir: Wir sind rein von der That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst, das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehr' um, so lange es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel; denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts...“

Da plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran?“ — Alles schwieg und hielt den Athem an. — Aus der Mitte der Versammlung stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!“ — Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumüthig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe; wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe; wie das Posthorn ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt, wie er sie zum Himmel erhoben, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständniß abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinab bewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.

B. Auerbach.

95. Der Staar.

Wer in Bayern gewesen ist, als Max Joseph das Land regierte, oder wer jetzt noch dahin kommt, der wird von diesem Könige vieles vernehmen, woran er sich freuen kann. Er war aber auch recht die Freude und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn, wie Kinder ihren Vater lieben. Auch war er jedem zugänglich, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn auch wo er mit Thaten nicht helfen konnte, half er mit tröstenden Worten, die von dem Munde eines Königs noch besser zu Herzen gehen, als von einem andern. Früh schon, und ehe er hoffen konnte, etwas zu regieren, außer dem Regimente, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den besten Mann im Lande und gewann die Herzen aller, die ihm nahe kamen.

Was aber gar oft geschieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichthum wächst, das Herz sich zusammenzieht, und wenn der äußere Mensch sich erhebt, der innere niedersinkt, das widerfuhr dem guten Max Joseph nicht; sein Herz blieb, wie es gewesen war, ehe die Krone sein Haupt schmückte, und der Strom menschlicher Gefühle ergoß sich bei ihm noch reicher, als zuvor, unter dem königlichen Purpurmantel. Darum ist er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit sich zu nehmen, und es war die Lust und der Stolz seines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben. Ich habe gesehen, wenn er von einer Reise oder sonst in die Hauptstadt zurückkam, und der offene Wagen langsam durch das Gedränge fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem Könige die Hand zu reichen, und er keine zurückwies, wie hart sie auch war. Gern mischte er sich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk und hörte auf die Reden der Leute und fragte sie aus; denn er wußte, daß er so die Wahrheit besser erführe, als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausstreuen. Oft, wenn er einsam ging und ein bekanntes Gesicht von weitem sah, rief er ihm ein freundliches Wort oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte sich geehrt und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein so guter und liebevoller Hausvater war, seine Kinder immer gern um sich hatte und so häufig an der Seite seiner Gemahlin auf einsamen Spaziergängen in vertraulichem Gespräche gesehen wurde.

Sein Ausgang aus dem Leben war, wie er ihn selbst gewünscht hatte. Nur eine leise Ahnung von Unwohlsein ging vor ihm her; aber niemand war besorgt, so wenig, als er selbst; kein Arzt ward gerufen, kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen Frühzeit aufstand, und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn todt, in derselben Lage, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Bestürzung des Volkes war groß, die Trauer allgemein. Es war die Wehklage verwaister Kinder um einen geliebten Vater — ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahllosen Thränen, die aus vollen Herzen um ihn flossen, war ein Opfer der Dankbarkeit und ein stummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach seinem Tode wurde nebst vielen andern Dingen auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte: viele seltene Thiere mannigfaltiger Art, auch überseeische Loris, Papageien und deutsche Staare. Von den letzteren waren schon alle verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte und von unscheinbarem Aeußern. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübte, wie etwa

ein alter Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgeräthe fortgeschafft wird, unter dem er alt und grau geworden war, stumm umhergeht und sich grämt, daß er das Alles überlebt. Als nun der alte, unscheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei- oder viermal angeboten hatte, und alles schwieg, wurde der Käfig mit dem Staare in eine Ecke bei Seite gesetzt, und man rief andere Dinge aus. Auf einmal schallte es aus der Ecke: „Max Joseph! Vater Max!“ — Alle Köpfe wendeten sich nun nach der Seite hin, woher der Ruf kam. „Wer ist's? wer ruft?“ fragten viele; und da einer, der dem Käfig zunächst stand, sagte: „Es ist der Staar, der weggesetzt worden ist,“ da riefen alle wie aus einem Munde: „Den Staar, den Staar her!“

So kam der unscheinbare Vogel mit einem Male zu Ehren, weil es eben jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er selbst im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Staar selbst aber, da alles um ihn her lebendig wurde, und alle Anwesenden ihn liebkosten und lobten, wurde nun auch ganz munter und rief in einem fort: „Max Joseph! Vater Max!“ nicht, wie man zu sagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, sondern so recht aus vollem Herzen. Da wollte nun jeder den beredt gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überstiegen sich, so daß wohl nie ein Staar so theuer bezahlt worden ist. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben, und trug ihn im Triumphe nach Hause, und die anderen beneideten ihn. — Das war denn auch eine Leichenfeier von eigenthümlicher Art und gewiß keine der schlechtesten.

Jakobs.

96. Schicksale einer Schreibfeder.

Ich saß in dem linken Flügel einer Gans, die sich etwas weit von den übrigen Gänsen entfernt hatte. Nachdenkend, ich weiß aber nicht, über welchen erhabenen Gegenstand, ging sie spazieren, als sich ein naseweiser Bube heranschlich und mich mit noch einer Zwillingsschwester aus unserer behaglichen Lage herausriß. Von der Hand dieses Unmenschen mußten wir die schrecklichsten Qualen leiden. Kaum war er mit uns in seiner Wohnung angelangt, als wir über glühende Kohlen gehalten und darauf mit einem wollenen Lappen so unbarmherzig gerieben wurden, daß die Haut von dem unbefiederten Theile unseres Körpers abging.

Nach mehreren Tagen wurde ich mit meiner Zwillingsschwester und noch dreiundzwanzig anderen unseres Geschlechts in Bande geschlagen, die ungeachtet ihrer angenehmen veilchenblauen Farbe unsere zarten Glieder doch unbarmherzig drückten. Ich wäre gerne entwischt, allein wir waren so eng aneinander gefesselt, daß wir kaum athmen konnten.

Der kleine Mensch, dem wir jetzt angehörten, trug uns zu einer alten Frau, von der er eine Handvoll Münzen, mit königlichen und kaiserlichen Bildnissen geziert, erhielt. Diese legte uns in einen dürftig mit Stroh angefüllten Korb, in dem schon viele Unglücksgefährten in vielfarbigen Fesseln lagen, und trug uns auf ihrem Rücken in eine große Stadt, wo wir an einen Kaufmann verhandelt wurden. Zu meiner großen Freude kaufte uns noch an demselben Tage ein Diener, der uns in ein prächtiges Zimmer trug und uns einem großen, schönen Manne überreichte, welcher von den vielen Leuten, die ihn stets umgaben, Excellenz genannt wurde. Er lösete nnsere Bande, und ich konnte nach zehn Tagen zum ersten Male wieder frei Athem holen. Ich rechnete es mir als eine große Auszeichnung an, daß mich der Herr, der, wie ich späterhin erfuhr, Kriegsminister war, aus den übrigen Federn herauswählte und mich wegen meines schönen schwarzen Gefieders lobte. Er versetzte mir mit seinem Federmesser mehrere Schnitte, die mir freilich etwas wehe thaten, doch zu meiner Brauchbarkeit unumgänglich nöthig waren. Ich hatte bei seiner Excellenz gute Tage, obwohl meine Seele ausgerissen war, und ich sehr oft ein schwarzes bitteres Getränk zu genießen bekam. Vom Morgen bis zum Abend hatte ich jetzt zu thun und oft mußte ich sogar in der Nacht arbeiten. Ich bekam sehr wichtige Dinge zu schreiben, unter anderm wurde auch mit mir der Pariser Friede unterzeichnet. So wohl ich mich auch jetzt befand, so sah ich doch zu meiner Betrübniß, daß mein Fleisch täglich abnahm; daher war es mir in dieser Hinsicht erwünscht, daß mich der Minister, als er eines Tages aus dem Fenster sah, hinter das Ohr steckte und mich herunterfallen ließ.

Ich lag noch nicht lange auf der Straße, als ein kleines Mädchen mich aufhob, das, nach seinem Korbe zu schließen, in die Schule gehen wollte. Und ich hatte mich nicht geirrt; denn kaum war sie einige Straßen hindurch gegangen, als sie mich in ein großes Haus brachte, eine Thüre öffnete, über welcher „dritte Classe" stand, und mit einer höflichen Verbeugung den Lehrer begrüßte, der auf einem grau angestrichenen Katheder saß. Der Lehrer diktirte mehrere recht niedliche Gedichte, unter denen mir eine Ode „An den Frieden" besonders wohlgefiel. Die Gedichte unterhielten mich sehr, da das kleine Mädchen mich zum Schreiben derselben gebrauchte; doch bemerkte ich dabei mehrere Schreibfehler, die ich, so sehr sich meine Natur dagegen sträubte, dennoch machen mußte. Besonders ärgerte es mich, daß mich meine jetzige Besitzerin, als ich nicht mehr nach ihrem Wunsche schrieb, unter den Tisch warf.

Zum Glücke war es gerade Sonnabend, wo, was ich von den andern Federn erfuhr, die sich auch unter dem Tische befanden, ausgefegt wurde; dies allein schützte mich vor einer fast unvermeidlichen Quetschung. Am Nachmittage wurde das Zimmer wirklich gereinigt und das Kehricht auf die Straße geworfen. Mich nahm ein Dienstmädchen auf, welches mich in seinen Koffer verschloß und am Abende

mit mir auf ein Stück Conzeptpapier einen Brief in einem sehr schleppenden Stile schrieb. Ich sehnte mich sehr nach Befreiung aus dieser abscheulichen Lage; allein jede Aussicht dazu war mir abgeschnitten, indem ich nur selten gebraucht und immer wieder in den Koffer geschlossen wurde. Endlich gelang es mir, zu entkommen. Eines Abends, als das Mädchen wieder einen Brief schrieb, wurde es plötzlich gerufen, ließ mich beim Aufstehen fallen, und ein kleiner Hund zerrte mich bis zur Treppe, die ich hinunterfiel. Bald darauf kam eine alte, reiche und zugleich geizige Dame in das Haus; sie hatte die Gewohnheit, alles, was sie von einiger Bedeutung fand, aufzunehmen, und da ich doch eine große Rolle unter den Kleinigkeiten spielte, so nahm sie mich auf und gab mir in ihrem Hause hinter dem Spiegel einen Platz. In den zwei Monaten, die ich nun bei ihr verlebt, habe ich noch keinen Strich geschrieben; ich hielt es daher fürs Beste, um nicht ganz aus der Uebung zu kommen, mein Leben zu beschreiben, womit ich jetzt fertig bin. Nun muß ich geduldig warten, bis die alte Dame stirbt und ihren Erben Schätze, mir aber die Freiheit hinterläßt.

J. Chr. A. Heyse.

97. Wie die Steine noch heutzutage auf Wanderschaft gehen.

Es war ein friedestiller Sommerabend, als ich am kiesigen Ufer, dem Flüßchen entlang, heimwärts ging. Die Sonne war auch schon untergegangen, und das Abendroth leuchtete durch die Baumkronen, daß die Blätter wie mit rothem Golde übergossen schienen. Ringsum wundersames Schweigen; nur das Wasser rauschte laut, daß es oben im Walde widerhallte; es hatte eine mühsame Straße zu wandern. Zahllose Steine von allen Größen, bis zu vielen Zentnern schwere Blöcke unterbrachen und beengten seinen Lauf und nöthigten es, bald hier, bald dort, mit seinen Wellen lustig über sie wegzuspringen, oder zwischen ihnen sich hineinzudrängen. Die Steine auf dem Grunde des Flüßchens und an seinem Ufer waren alle glatt gerieben und mannigfach gestaltet: walzenförmig, scheibenartig, kugelrund; einige trugen abgerundete Kanten, andere Vertiefungen, fast wie Löcher, unter und zwischen den Steinen lag grauer Sand, hier und da wie von Goldsplitterchen flimmernd. „Wie mag's doch wohl gekommen sein, daß die Steine da, die doch nicht Leben und nicht Wachsthum haben, in so verschiedenen Gestalten herumliegen?" so dachte ich und setzte mich auf einen alten Weidenstumpf. Da war mir's auf einmal, als finge ein kugelrunder Stein, der gar nicht weit von meinen Füßen lag, ganz leise zu erzählen an:

„Vor langer, langer Zeit wohnte ich hoch oben im Gebirge, ich und tausend Kameraden, die hier noch herumliegen oder schon weiter hinaus ins ebene Land gewandert sind. Dort im Gebirge bildeten wir zusammen die äußere Schichte einer Felsenwand. Legföhren, Alpenrosen, Steinbrech und andere Pflanzen wuchsen auf uns, und da dies

ein gar so lieblich prächtiger Schmuck war, und deswegen auch manches Vöglein herbeikam und lustig in die frische Bergluft hinausschmetterte, machten wir uns nicht viel daraus, daß die Pflanzen ihre Wurzeln immer tiefer in die Risse und Spalten unsers Gesteines gruben und allmälig die Klüfte erweiterten. Allein mit den Wurzeln drang auch Wasser ein; das nagte und bohrte gewaltig in uns hinab; und erst gar, als es sich im Winter in Eis zu verwandeln anfing, da wollte es sich mit dem engen Raume nicht mehr begnügen und dehnte sich so unwiderstehlich gewaltig aus, daß die Risse immer weiter auseinander klafften. „Wir fallen! wir fallen!" riefen wir dem Wasser zu. „Ich halte euch!" gab dieses uns zur Antwort. Und wirklich, es hielt uns; mit seinem Eise kittete es uns so fest zusammen, daß wir alle Furcht verloren; ja wir wurden stolz auf den Keil, der uns auseinandergerissen; denn das Eis funkelte im Sonnenstrahl wie lichtes Silber.

Allein da kam der Frühling, und unser Silber zerrann in Wassertropfen. So ging es viele Jahre fort, und die Risse und Spalten in unserm Gestein wurden zu weiten Klüften.

Einst, als das Eis wieder aufthaute, hatten wir mit ihm den letzten Halt verloren, und mit lautem Krachen donnerten wir ins Thal hinab. Da lagen wir nun unten, zerbröckelt und zerfallen, lauter eckige Gesellen. Die Füße des Wanderers, der über uns hinweg zu steigen hatte, konnten von unsern schneidigen Kanten und Spitzen erzählen.

„Nun haben wir doch einmal Ruhe vor dem Wasser!" meinten wir. Aber nein, da suchte es uns erst recht auf, und jeder kleine Tropfen nagte an uns und zwackte uns wenigstens ein Stäubchen ab.

Wieder einmal, im Frühlinge war es, da tobte von allen Felsenwänden geschmolzenes Schneewasser in Wildbächen herab, ergriff uns, stieß uns in den Fluß hinab, und der riß uns mit seinen wilden Wellen auf dem Boden seines Bettes fort. Das war eine holperige Reise! Wir Steine rollten und rumpelten übereinander, als ging es um die Wette; und wenn gar einmal einer seiner Ecken wegen nicht recht weiter konnte und stecken blieb, da stiegen und schoben sich die andern über ihn hinweg; manches Eck wurde da abgestoßen und manche rauhe Fläche glatt gerieben, und was wir uns gegenseitig abgewetzt hatten, trieb als Flußsand lustig weiter.

Das Wasser, auf dessen Grund wir fortrollten, war bald klar, bald trüb, je nachdem es durch seine Stoßkraft die Bestandtheile der Uferwände auflockerte und schwebend als Schlamm mit forttrug.

Nun ging die Wanderschaft durch eine enge, finstere Schlucht, in deren Felsboden der wilde Gebirgsfluß sein Bett sich eingeschnitten hatte und abwechselnd in kleinen Wasserfällen niederbrauste. Da gings uns Steinen hart; mancher zerbröckelte in lauter kleine Stückchen,

oder wurde ganz zu Sand zerrieben. Mich schleuderte eine gewaltige Welle in eines der trichterförmigen Löcher, die das Wasser an den felsigen Uferwänden ausgewaschen hatte, und auf dessen Boden feiner Sand lag. „Da bist du nun in Sicherheit, liegst weich gebettet und hast Ruhe," meinte ich. Allein schon beim nächsten Hochwasser tanzte eine Welle toller als die andere zu mir herein und trieb mich in dem Felsenloche wie einen Kreisel herum. Der Sand mußte auch mittanzen, und in dem Trichter rieben wir wie der Stößel in einem Mörser herum.

Es war ein abscheulicher Aufenthalt das; immer tanzen und die Felsen ausreiben und sich abreiben lassen! Ich hatte wacker gearbeitet, und der Sand hatte nach Kräften mitgethan — der Felsentrichter war durch unsern Tanz weiter und tiefer geworden; hätte das länger so fortgedauert, so wäre ich sicherlich in lauter Sand zergangen, wie mancher meiner Vorfahren, der in diesem Trichter sich zerreiben mußte, und von dem nichts übrig geblieben war, als das Häuflein Sand, auf dem ich mich bei meiner Ankunft gelagert hatte. Glücklicherweise erfaßte mich einmal eine ganz besonders starke Welle so gewaltig, daß ich aus meinem Gefängnisse in den Fluß hinab geschleudert wurde.

Nun mußte ich mich neuerdings aufs Reisen verlegen; aber die Bildung, die ich erhalten hatte, — ich suchte unter den Rollsteinen meines Gleichen! — machte mir jetzt mein Weiterkommen leichter. So bin ich endlich bis da herausgekommen und warte nun, bis das Hochwasser mich wieder erfaßt und mich abermals weiter wandern heißt. – Einst, als wir Steine noch oben im Gebirge als Felsenwand wohnten und ein Vöglein um ein Mährchen baten, da sang es uns vor, daß mit der Zeit alle die großen Berge vom Wasser in das Thal hinabgetragen und in einem fernen, tiefen, tiefen Wasser, das man Meer nennt, begraben werden." —

Da verstummte der Stein. Gedankenvoll ging ich weiter und dachte: „Das Vögelein hat wahr gesprochen; all' diese Gebirge werden einst ausgeglichen sein und als geebnete Länder daliegen. Tiefe Furchen sieht man schon jetzt in die härtesten Felsen geschnitten; ja ganze Thäler sind von Luft- und Wasserströmen ausgeschwemmt. Luft und Wasser haben leise diese Massen allmälig verschwinden lassen. Ganz gemach werden überall kleine, kaum sichtbare Theilchen von den Felsen hinweggenommen. Hier und da, wenn man durch die Berge wandelt, hört man einen Stein herabschlagen; es klingt wie der Schall einer Axt. Das ist einer von jenen zahllosen Hammerschlägen, unter deren Gepoche die Berge zusammensinken. Aber der menschliche Geist ringt vergebens, die Zahl der Jahre zu ermessen, in denen die riesigen Berge von den zahllosen Miriaden Heeren Wassertröpfchen in zahlloseren Felsenstäubchen hinunter getragen werden in das unergründliche, weite Meer.

Aus Solereders Lesebuch.

98. Geschichte eines Fingerhutes.

Wenn der *stählerne Fingerhut* seine Geschichte erzählen könnte, würde er also sprechen:

Vor nicht langer Zeit lag ich tief, tief in der Erde in einem langen, dunkeln *Gefängnisse*. Ein ganzes Heer von Fingerhüten, die jetzt wohl in alle Welt zerstreut sein mögen, waren meine Kameraden. Aber keiner konnte zu dem andern kommen, jeder mußte für sich bleiben. Wir waren damals noch unansehnliches **Eisengestein** und lagen regungslos zwischen den meilenlangen Felswänden unseres Gefängnisses wie hineingegossen da. Wären wir nicht ans Tageslicht gekommen, wir wären immer starres Gestein geblieben. Lange, ach gewiß viele tausend Jahre, mochten wir so dagelegen haben, als wir einstens ein Pochen an der dicken Wand unsers Kerkers vernahmen. Es war so taktmäßig, wie das Picken der Wanduhr hier in der Stube. Gern hätte ich erfahren, was das sei, denn obwohl ich damals noch kein Fingerhut mit vielen Augen war, so war ich doch schon etwas neugierig. Zu Zeiten hörte das Picken und Pochen auf, aber dann erdröhnte ein gewaltger Donner, daß wir alle zitternd zusammen schracken, die Gefängnißmauern mit. Das Klopfen kam mit jedem Tage näher, und eines Tages vernahm ich es ganz dicht vor meinen Ohren. Ehe *ich's mich versah*, erdröhnte jener fürchterliche Donner wieder, und zusammenbrach ein Stück von der Wand unserers Kerkers. Frei von den Ketten, flog ein Theil von uns, in einzelne Steine zerstückelt, heraus, ich mit, aber vom Schreck wurde der eine hierhin, der andere dorthin geworfen. Mir war Hören und Sehen vergangen. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich Männer vor mir stehen, die hielten Lampen in der Hand und waren in Leinwand von schwarzer Farbe gekleidet. Auf dem Kopfe trugen sie einen grauen Filzhut ohne Krempen, und einige von ihnen hatten spitze Eisenstäbe und Hämmer. Der Schein ihrer Lichter machte es so hell, daß ich mich nun auch umsehen konnte, wo ich denn eigentlich war. Ich lag noch immer unter der Erde, aber in einem großen, hohlen Felsenraume, worin ein Haus gewiß Platz gehabt hätte. Meines Gleichen lagen noch viele auf dem Boden des Felsengewölbes. Nicht lange, so stellten sich die schwarzen Männer längs der Felswand auf, das spitze Eisen in der einen Hand, den Hammer in der andern. Das Klopfen ging von neuem los, indem sie nach dem Takte mit dem Hammer auf das Eisen schlugen und dadurch Löcher in die Felswand bohrten. Als diese tief genug waren, füllten sie dieselben mit Pulver an, verschwanden plötzlich und versteckten sich in Felsengänge. Einige Augenblicke war es todtenstill, doch bald blitzte das Pulver auf, und rasch folgte der Donner hinterdrein. Eine Menge Gefangener prasselten wieder aus ihrem Gefängnisse heraus.

Das ging Tag für Tag so fort. Eines Tages lud uns ein Mann in einen Karren und fuhr uns in einem unterirdischen Felsengange entlang, der so schmal und so niedrig war, daß sich der Mann etwas bücken mußte. Dieser Gang führte nach einem andern Gange, der höher und breiter war als der erste. Hier floß Wasser hell und klar, und auf dem Wasser stand ein Kahn, der uns aufnahm. Der Mann setzte sich mit seiner Lampe auf uns, und wir fuhren so in dem dunkeln Gange lange Zeit fort. Du hast neulich hier am Nähtische deiner Gespielin auch von einer Wasserfahrt erzählt, aber bei meiner Fahrt wäre es dir gewiß etwas unheimlich geworden; denn da drunten blühet kein Vergißmeinnicht an dem Wasser, da singt keine Schwalbe, da schwimmt kein Fischlein munter auf und ab. Dumpf rauschte das Wasser unter dem Kahne, und stieß er an die Felsenwände, so dröhnte es hohl wie in einem Grabe. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir fuhren. Endlich hielt der Kahn an. Ein großer Eimer kam an einem Seile wie in einem Brunnen herunter; in diesen wurde ich mit mehreren meiner Gefährten geladen, und der Eimer dann in die Höhe gewunden. Unser Kahn muß recht tief unter der Erde gestanden haben, denn es währte lang, ehe wir ans Tageslicht kamen. Bei unserer Auffahrt geleitete uns anfangs der Schein des Lichtes im Kahn, aber bald ging es ganz im Dunkeln weiter. Ich wünschte mir im Stillen ein „Glück auf!“, wie ich's oft von den Männern gehört hatte, wenn sie zu Tage fahren wollten. Allmälig fing es an zu dämmern, und mit jedem Schritte höher wurde es heller und heller, bis uns das Sonnenlicht ganz beschien.

Diese Fahrt machte meinem unterirdischen Leben ein Ende. Ich wurde nun mit meinen Reisegefährten unter freiem Himmel auf einen hohen Eisensteinhaufen gelegt, und weiß noch recht gut, wie ich mich freute, wenn ich am Tage die Sonne erblickte, und des Nachts die vielen Sterne funkeln sah. Aber auf Freuden folgt Leiden. Nach einiger Zeit brachte man uns auf breite, dünne Lagen von Reisholz, welche angezündet wurden. Mein Freund, der Schwefel, der bis dahin nicht von mir gelassen, ja von den ältesten Zeiten her in Freud und Leid mir seine Freundschaft stets bewahrt hatte, konnte die Hitze nicht vertragen und mußte sich von mir trennen. Er ging als Dampf in die Höhe, und ich habe nichts wieder von ihm gehört. Ich hielt standhaft auf dem Scheiterhaufen aus, wurde aber zuletzt ganz mürbe geröstet. Doch das war noch gering gegen das, was mir nun widerfuhr, Man brachte uns nämlich in eine Pochmühle, in welcher schwere, mit Eisen beschlagene Stampfen waren, die so unbarmherzig auf uns herumtraten, daß wir ganz zerstückelt wurden. Aus dieser Martermühle fuhr uns ein Mann nach einem Ofen, der wie ein hoher runder Thurm dastand. In viereckigen Kasten wurden wir nach seiner obern Oeffnung gewunden. Gelbe und blaue Feuerflammen sprüheten hier Tag und Nacht ohne Unterlaß aus der zirkelrunden Oeffnung und leuchteten, hoch in die

Höhe schlagend, weit in die dunkle Nacht hinein. Schon manche Ladung aus der Pochmühle mußte in den Höllenschlund des Ungeheuers gewandert sein, denn er war bis oben angefüllt. Auch wir wurden ohne Umstände hineingeworfen, nachdem man vorher einen Kasten voll Kohlen hineingeschüttet hatte. Die Hitze war so gräßlich, daß wir zerschmolzen und flüssig wie Wasser wurden. Ein starker Wind brauste nämlich unaufhörlich durch zwei Oeffnungen in den Ofen hinein und hetzte das Feuer der Kohlen, womit der Ofen außer uns Steinen noch angefüllt war, ohne Unterlaß auf uns los. Der Ofen wäre wohl selbst zerschmolzen, wäre er von Eisen und nicht von feuerfestem Sandstein gewesen. Mancher unreine Anhang von unserm früheren Aufenthalte aus der Unterwelt her trennte sich hier als Schlacke von uns, und wir wurden hier gereinigte und geläuterte Wesen, so daß ich's den Leuten Dank weiß, die mich in diesen Feuerofen brachten. Als wir ihn von oben bis unten durchwandert hatten, wurde er geöffnet, und schnell wie Wasser lief ich hinaus, feuerroth von Hitze, meine Kameraden hinterdrein; vor der Thüre des Ofens erstarrten wir in Rinnen, die man in Sand eingedrückt hatte, und so wurden wir zu einer Eisenstange. Als solche haben wir noch ins Feuer verschiedener Hammerhütten wandern müssen, zerschmolzen aber nicht wieder; denn hatte uns das Feuer glühend roth gebraten, so holte uns ein Mann mit einer gewaltig langen Zange wieder aus dem Feuer heraus, legte uns auf einen Amboß und ließ im Takte einen Hammer auf uns niederfallen, der so centnerschwer war, daß ihn die Zapfen der Welle eines rauschenden Wasserrades heben mußten. Dabei hielt uns der Mann immer mit der Zange fest, und obschon wir uns dehnten und streckten, hielt er doch bald die eine, bald die andere unserer vier Seiten unter die gewaltigen Hammerschläge, daß die Funken sprühten. Endlich war noch eine qualvolle Probe zu bestehen. Obgleich wir so vielfach geschlagen waren, so mußten wir doch noch zwischen wagrecht übereinander liegende Walzen hindurchwandern, die so gewaltig drückten, daß eine dünne Platte aus uns wurde. Diese zerschnitt man in schmale, kurze Streifen und machte aus denselben eine Menge Cylinder, so groß, daß sie das obere Glied eines Fingers decken konnten. Auch ich ward zu einem solchen Cylinder geformt, und freute mich nicht wenig über meine Gestalt, die nun doch nach etwas aussah, und ich glaubte fest, am Ziele meiner Bestimmung zu sein. Aber da hatte ich mich getäuscht, denn mir wurde noch eine gewölbte Decke aufgelöthet, und wie du siehst, ist sowohl das Auflöthen der Decke, als das Zusammenlöthen des Cylinders so geschickt gemacht, daß es aussieht, als wäre ich aus einem Stücke gearbeitet. Ein mit eisernen Spitzen besetztes Rad stach mir zuletzt noch meine Augen ein, und so war ich denn endlich nach vielen Leiden ein nützlicher Fingerhut geworden.

99. Der Hirtenknabe.

Abbas der Große, König von Persien, hatte sich einst auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Herde Schafe weidete; der Knabe saß unter einem Baume und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockten den König näher hinzu; das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes der Natur, das ohne Unterricht bei seiner Herde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er beschloß daher, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzet, in kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere Farben annimmt, so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber, gab ihm den Namen Ali Beg und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Was Ali am meisten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Und doch entging er bei allen diesen Tugenden den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahen. Sie legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schah Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schah Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, die es bedauert, daß gute Fürsten wie andere Menschen sterben. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz. So einen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diese Anklage wahr zu machen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schah Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenke bekommen hatte. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des großen Abbas eingetragen war, und so fiel Schah Sefi's Verdacht auf den Schatzmeister. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und malten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebaut,“ sagten sie, „und andere öffent-

liche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Wo könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, herhaben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestähle?" Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund geworden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen." Ali Beg erschrack nicht, denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es sein würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr," sprach er, „mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sklaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst."

Diese Bitte war dem Könige um so willkommener; er sagte sie ihm zu und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Richtigkeit, und Ali Beg überführte ihn, daß Schah Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerkt hatte. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmaßungen betrogen sieht. Er ersann einen Vorwand und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten; zu seiner Verwunderung aber war auch hier alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr als nothdürftigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre. Ali Beg schien erschrocken; sein Gesicht erröthete; er erholte sich aber wieder und sprach; „Herr! in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange es nicht zu sehen."

Dieses ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thüre zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da, vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt, das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesenden erstaunten, und Schah Sefi schämte sich zum dritten Mal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Herde hütete, waren diese Armseligkeiten all mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. — Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher, als im Ueberfluß deines Hofes war."

Ali schwieg; und alle Umstehenden waren bis zu Thränen erweicht. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verleumdung waren mit Scham geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edlen nie wieder erholen. Ali lebte lange und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß es immer der edle, uneigennützige Ali.

Liebeskind.

100. Rettung durch Klugheit.

In Schirvan, einer persischen Provinz, herrschte vor langen Jahren ein tiefer Friede, und die glücklichen Bewohner derselben genossen in Ruhe all' der Güter, welche ein weiser Fürst seinen Unterthanen leicht zu verschaffen weiß. Ibrahim, so hieß der Herrscher, war aber auch nur auf das Glück seiner Unterthanen bedacht; er überwachte sorgfältig die Handlungen seiner Minister und verstand es, Ackerbau, Gewerbe und Künste zu beleben, so daß der Wohlstand des Landes ein allgemeiner war. Eben so allgemein war denn auch die Liebe und Verehrung, welche das Volk gegen seinen Fürsten hegte.

Indessen sollte dieser Zustand nicht lange dauern. Mitten in dem tiefsten Frieden traf plötzlich die Nachricht ein, daß Tamerlan, welcher bereits der Schrecken von ganz Asien geworden war, der Provinz Schirvan sich nahe, um dieselbe seinen Eroberungen hinzuzufügen. Sogleich berief Ibrahim, welcher mehr um sein Volk, als um sich selbst besorgt war, seine Minister zusammen. Osman, der Kriegsminister, stimmte für den Krieg, indem er behauptete, daß er sich auf die Treue und die Tapferkeit seiner Soldaten verlassen könne. Usbek, der Schatzmeister, äußerte dagegen sein Bedenken, ob man mit einer so kleinen Macht einem großen, kriegsgewohnten Heere entgegenziehen könnte und rieth deshalb zur Flucht, da eine Bitte um Frieden doch wohl vergeblich sein würde. Ebenso waren die Meinungen der übrigen Minister getheilt. Einige behaupteten, daß man dem Tamerlan nur Muth und Unerschrockenheit entgegensetzen müsse, andere hielten

jeden Widerstand für nutzlos und meinten, man solle in dieser Noth retten, was an Schätzen irgend zu retten sei, und sein Heil in der Flucht suchen.

Als Ibrahim die verschiedenen Ansichten seiner Minister angehört, lobte er ihren Eifer und ihre Treue. „Ihr seid bereit, sagte er, Blut und Leben für mich zu lassen, ein Beweis, wie sehr ihr mich liebt. Aber auch ich liebe euch, deshalb will ich nicht, daß so kostbares Blut um mich vergossen werde. Was ferner die Flucht betrifft, zu der die anderen rathen, so könnte diese mich allerdings retten; aber mit welcher Heftigkeit würde dann die Wuth Tamerlans über mein unglückliches Volk hereinbrechen! Dank sei dem Himmel, daß er mir einen besseren Rath eingegeben hat, mit dem ich uns alle zu retten hoffe. In kurzem sollt ihr erfahren, was ich zu thun gesonnen bin; bis dahin aber bittet, daß der Himmel uns gnädig sei und das Vorhaben eures Königs segne."

Mit diesen Worten entließ Ibrahim seine Minister und zog sich in die Schatzkammer seines Palastes zurück. Hier wählte er reiche und prachtvolle Geschenke jeder Art aus, mit denen er dem Tamerlan entgegengehen wollte, um Rettung für sein geliebtes Volk zu erflehen. Es war an Tamerlans Hofe feststehender Gebrauch, daß, wenn ihm Geschenke dargebracht wurden, es immer neun von derselben Art sein mußten. Hiernach hatte sich Ibrahim gerichtet; er zog also dem stolzen Eroberer entgegen und schenkte ihm neun prächtige, reich aufgezäumte Pferde, neun gezäumte Leoparden, neun seidene Zelte mit reicher Goldstickerei, eben soviele indische Teppiche, goldene Vasen und eine Menge anderer prachtvoll gearbeiteter Gegenstände, wie Tamerlan in anderen Theilen Asiens sie noch nicht mochte gesehen haben. Zuletzt schenkte er ihm auch eine Anzahl Sklaven, aber deren waren nur acht. — „Wo ist der neunte Sklave?" rief stolz der tartarische König. „Er liegt zu deinen Füßen, erwiderte Ibrahim, indem er sich selbst vor ihm niederwarf; du sollst keinen ergebeneren und treueren Sklaven haben als mich; aber schone mein Volk, dessen Fleiß alle diese kostbaren Gaben bereitet hat. Siehe, ich bin dein, thue mit mir, wie es dir gefällt." — Gerührt von dieser unerwarteten Wendung, stieg Tamerlan von seinem Throne, und indem er Ibrahim freundlich aufrichtete, sagte er: „Nicht mein Sklave, der erste unter meinen vertrautesten Freunden sollst du sein, du sollst von mir wie ein Vater, wie ein Bruder gehalten werden. Kehre zurück zu deinem Volke und fahre fort, es glücklich zu machen, wie du es bisher gethan hast. Wenn mein Geschick mich nicht zu großen und kühnen Thaten riefe, so wüßte ich nichts Schöneres, als in einem kleinen Reiche zu leben und dir ähnlich zu sein!"

Mit stiller Bewunderung entließ Tamerlan den neuen Freund, und mit lautem Jubel empfing seinen ihm wiedergebenen Fürsten das beglückte Volk.

Frei nach dem Italienischen: Ibraim.

101. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich II. von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrod auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar; und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?" — Der König wußte warum; denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift, sagte er zu ihm, daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?" — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?" — Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schlößlein abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?" — Der Müller erwiderte: „Gnädiger Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr meine Mühle abkaufen könnt; sie ist mir nicht feil." — Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte; aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin, sagte er, so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren erben."

Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viele Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxiren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser darf aber schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

Hebel.

102. Wie schön leucht' uns der Morgenstern.

Es war während des siebenjährigen Krieges; die Oesterreicher standen bei einem Dorfe auf den Anhöhen, die Preußen hatten sich ihnen gegenüber in den Schluchten postirt. Es war eine schaurige Nacht; ein scharfer Wind ging über die Stoppelfelder, und ein blutiger Schlachttag stand bevor. Auch den beherztesten Soldaten ergriff ein Gefühl der Bangigkeit, wenn er an seine Lieben daheim und an den kommenden Morgen dachte; denn der Sieg war zweifelhaft, gewiß aber, daß der Tod eine reichliche Ernte halten werde.

Auf einem der wichtigsten und gefährlichsten Posten des Lagers stand ein alter bärtiger Krieger. Schon oft hatte er mit einem Häuflein erprobter Husaren an mancher gefährlichen Stelle Wache gehalten, aber noch nie war ihm zu Muthe gewesen wie diesmal. Schon dämmerte der verhängnißvolle Tag, und bald begannen auch die Kugeln der Feinde den Posten unsicher zu machen. Mit ernstem, düsterem Blick schaute der alte Kriegsmann zum Himmel empor und siehe! da blickte hell und klar der Morgenstern vom östlichen Horizont zu ihm herüber.

„Wie schön leucht' uns der Morgenstern", sagte er tief ergriffen zu sich selbst, und eine seltsame Wehmuth ergriff sein Herz. Denn er gedachte der glücklichen Kinderjahre, wo er oft vom Orgelchor herab mit lauter heller Stimme diesen Choral gesungen. Wie vieles hatte seit jener Zeit sich geändert; wie lange schon hatte er keine Kirche mehr besucht, kein Gebet mehr zu Gott emporgesendet; wie manches hatte er gethan, was ihm jetzt, wo er dem nahen Tode ins Auge blickte, schwer auf dem Herzen lastete. Unwillkürlich stieg er vom Pferde, kniete nieder, blickte zu dem hellen Morgenstern wie zu dem Vaterauge Gottes empor und gelobte sich, sowie er abgelöst würde, in der Kirche des nahen Dorfes seine Morgenandacht zu verrichten.

Sowie er aufstand, kam die Ablösungs-Patrouille, und frohen Muthes trabte er dem Dorfe zu. Thüren und Läden waren noch fest verschlossen, obwohl zu erwarten stand, daß niemand sich ruhig dem Schlummer werde überlassen haben. Da klopfte es plötzlich an die Thüre des Organisten, und eine kräftige Stimme befahl zu öffnen. „Seid unbesorgt," rief er der heraustretenden Frau des Kantors entgegen, es soll Euch nichts geschehen; wo ist Euer Mann? Ruft ihn heraus; er soll die Kirchenschlüssel mitbringen."

Zitternd gehorchte der Kantor, nahm seinen Sohn mit und wartete der Dinge, die da kommen würden. Das Kirchensilber war zwar in Sicherheit gebracht, aber er fürchtete für die mit goldenen Tressen besetzte Altardecke. Sobald die Kirchenthür geöffnet war, stieg der Husar ab, band sein Pferd an den Schließhaken und drängte sich hinein. Rasch schritt er an den Altar vorüber, und so schnell sein Alter es erlaubte, ging er die Chortreppe hinauf. Hier setzte er sich auf eine Bank, schöpfte Athem und sagte: „Nun Kantor! geb'

er mir ein Gesangbuch, mach' er die Orgel auf und spiel er mir: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern!“ Der Kantor stutzte. — „Flink, Flink!“ versetzte der alte Husar, ich habe keine Zeit zu verlieren, spiel er nur, aber so recht fein und kräftig, er versteht mich schon.“

Der Kantor begann mit einigen vollen Akkorden, und so wie er mit der Melodie einsetzte, entblößte der alte Krieger sein Haupt und fing mit seiner vollen und kräftigen Baßstimme an zu singen. Bald stimmten auch der Kantor und sein Sohn mit ein. Dem alten Husaren aber, der andächtig die Hände gefaltet hatte, rollten die hellen Thränen in seinen Bart hernieder. Als das Lied beendigt war, schüttelte er dem Kantor die Hand und sagte: „So! hab' er Dank, mein lieber Meister, wo ist der Gotteskasten?“ Der Knabe des Organisten brachte die Armenbüchse, in welche der alte Kriegsmann ein Achtgroschenstück warf. Den Rest, sprach er, theilen wir beide, und drückte dem Kantor ein anderes Geldstück in die Hand. Dieser wollte zwar nichts nehmen, allein der Husar drang in ihm und sagte: „Ihr müßt mir dafür etwas versprechen. Seht! ich stehe ganz allein in der Welt, und wer weiß, wie bald mein letztes Stündlein schlägt. Sollte ich heute noch fallen, so versprecht mir, meine Gebeine auf Eurem Kirchhofe zu begraben.“ Der Kantor versprach's, und der Krieger ritt leichten Herzens und freudigen Muthes von dannen.

Noch ehe die Sonne unterging, waren die Oesterreicher geschlagen, aber auch unter den Preußen waren viele Todte und Verwundete. Beim blutigen Schimmer des Abendrothes suchten einige Leute auf dem Schlachtfelde unter den Leichen, und bald entdeckten sie ein wohlbekanntes Gesicht. Mit zerschmettertem Arm lag unserer wackerer Kriegsmann unter seinem Pferde, eine Kugel war ihm in die Brust gedrungen. Noch einmal öffnete er sein brechendes Auge, reichte dem biedern Kantor die Hand, mit einem Blick auf das scheidende Abendroth ging er zur ewigen Ruhe ein. Ein schwarzes Kreuz mit der Inschrift: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ bezeichnet noch heut die Stelle, wo die Gebeine des alten Kriegers ruhen.

103. Der geheilte Kranke.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten; besonders aber haben sie bisweilen Krankheiten auszustehen, von denen der arme Mann nichts weiß. Denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder sah zum Fenster hinaus, ob nicht irgend etwas Auffallendes auf der Straße vorginge. Kam aber der Mittag heran, dann aß er doch wie ein Drescher, ohne zu bedenken, daß solche Leute

sich wieder ausarbeiten, was sie verzehrt haben. Auch den ganzen Nachmittag aß und trank er, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, aber ohne allen Hunger, aus lauter langer Weile bis an den Abend, so daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte, und das Abendessen anfing. War dieses endlich vorbei, dann legte er sich zu Bette und war so müde, als ob er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz gespalten hätte. Durch diese Lebensweise bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Mehlsack. Essen und Trinken wollte ihm nicht mehr schmecken, und es war selten eine Nacht, in der er ordentlich schlafen konnte. So war er lange Zeit, wie dies manchmal geht, nicht recht gesund, und nicht recht krank; wenn man ihn aber selber hörte, so hatte er dreihundertfünfundsechzig Krankheiten, nämlich jeden Tag eine andere. Alle Aerzte in Amsterdam mußten ihm rathen, und mit keinem war er zufrieden. Er verschluckte ganze Eimer voll Kräutertränke, ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen so groß wie Enteneier, so daß man ihn zuletzt nicht anders als die zweibeinige Apotheke nannte. Aber alle Arzneien halfen nicht; denn er that nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund; und wofür ist er der Doktor, wenn er mich nicht will gesund machen für mein Geld? Es wird doch wohl noch andere Aerzte geben.“ Endlich hörte er von einem Doktor, der hundert Stunden von ihm ab wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken schon gesund würden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Wege, wo er sich nur blicken lasse. Zu dem faßte der reiche Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen ganzen Zustand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung. „Du, warte nur,“ sprach er zu sich selbst, „dich will ich bald kurirt haben.“ Hierauf setzte er sich hin und schrieb ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Zustand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Leibe, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's Erste dürft Ihr nicht fahren, oder auf dem Rößlein reiten, sondern Ihr müßt auf Schusters Rappen kommen; sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's Andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und des Nachts ein Ei, und am Morgen eine Fleischsuppe mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt; und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, wohl aber der Schreiner. Dies ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im nächsten Frühjahr den Kukuk nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt.“ Als der reiche Patient so mit sich reden hörte,

ließ er sich sogleich am andern Morgen die Stiefel wichsen und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte.

Den ersten Tag ging es so langsam, daß eine Schnecke hätte sein Vorreiter sein können; wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten, und noch mehr am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel seit langer Zeit nicht so lieblich gesungen hätten, wie heut. Der Thau schien ihm so frisch, und die Mohnblumen im Korn so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, so daß ihm auf einmal ganz seltsam zu Muthe war. Und alle Morgen, wenn er aus der Herberge fortging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin. Als er aber am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen zeitig aufstand, war ihm so wohl, daß er zu sich selbst sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit gesund werden können, als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brausete oder eine Anwandlung von Schwindel da wäre; aber alles ist wirklich in bester Ordnung." Als er zum Doktor kam, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte: Nun erzählt mir doch einmal von Grund aus, was Euch eigentlich fehlt, damit wir die Sache auch gleich richtig angreifen. „Mein bester Herr Doktor," versetzte der reiche Mann, „mir fehlt — Gott sei Dank! — nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen." Da antwortete der Arzt: „Das hat Euch ein guter Geist eingegeben, daß Ihr meinem Rathe gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestorben; aber bedenkt ja, Ihr habt noch Eier im Leibe. Darum müßt Ihr zu Fuß wieder nach Hause reisen und daheim fleißig Holz sägen; es braucht's ja niemand zu sehen. Auch dürft Ihr nie mehr essen, als Euch der Hunger antreibt; sonst schlüpfen die Eier aus, und Ihr werdet wieder der alte kranke Mann." So sprach der Doktor und lächelte dazu. Der reiche Mann aber sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, ich verstehe Euch wohl." Darauf ging er zu Fuße wieder heim und befolgte treulich den Rath des Arztes, und hat 87 Jahre, 4 Monate und 10 Tage gelebt, so gesund wie ein Fisch im Wasser. Dem Doktor aber hat er alle Neujahr 25 blanke Thaler zum Gruße geschickt.

Nach Hebel.

104. Die Entdeckung von Amerika.

Die Schiffahrt der Alten war bei der Unkenntniß des Compasses fast nur eine Küstenfahrt und beschränkte sich meistens auf das mittelländische und schwarze Meer. Von Ländern jenseits des Oceans hatte man kaum eine Ahnung. Zwar hatten die Normannen gegen Ende des 10. Jahrhunderts von Island aus Grönland entdeckt und scheinen die Ostküste von Nordamerika beschifft zu haben. Aber mit dem Verfall ihrer Schiffahrt im 14. Jahrhundert verlor sich auch die sagenhafte Kunde hiervon. Dagegen war seit den Kreuzzügen der Handel

mit dem reichen Indien wieder in neuen Aufschwung gekommen. Die kostbarsten Erzeugnisse desselben, als Gewürze, Seide, Baumwolle, Edelsteine u. s. w. gelangten vorzüglich auf dem persischen und arabischen Meerbusen nach Syrien und Aegypten, von wo sie durch die blühenden Handelsstädte am Mittelmeere, Venedig, Genua, Pisa und andere, abgeholt und nach dem ganzen Abendlande verführt wurden. Dies erregte schon längst die Sehnsucht, einen kürzeren Seeweg nach Indien zu finden. Von Portugal aus hatte man besonders durch die beharrlichen Bemühungen des Prinzen Heinrich des Seefahrers nach und nach die ganze Westküste Afrika's entdeckt. Bartholomäus Diaz erreichte 1486 das Vorgebirg der guten Hoffnung und Vasco de Gama 1498 zur See endlich Ostindien. Aber noch größeres Verdienst und glänzenderen Ruhm hatte sich bereits der Genuese Christoph Columbus erworben. Dieser hochherzige Mann, ausgezeichnet durch Kenntnisse und Erfahrungen, durch unerschütterlichen Muth und Ausdauer, kam zu der festen Ueberzeugung, daß man, da die Erde rund sei, bei einer steten westlichen Fahrt Indien endlich erreichen müsse. Er bot daher zuerst seiner Vaterstadt Genua, dann Portugal und England seine Dienste zu solch einem kühnen Versuch an, erntete aber nur Hohn und Spott. Endlich gelang es ihm, durch Vermittlung eines Priors, von der Krone Spanien 3 schlechte Schiffe mit 96 Mann ausgerüstet zu erhalten. Mit diesen schiffte er am 3. August 1492 von Palos in Spanien ab. Schon 9 Wochen dauerte die Fahrt; hoffnungslos empörte sich die Mannschaft und nöthigte bereits dem unverzagten Columbus das Versprechen zur Rückkehr ab, als man am 11. Oktober Land erblickte. Es war Guanahani, eine der Bahama-Inseln, zum Dank San Salvador genannt. Darauf schiffte er nach Cuba und Hayti, und von da nach Europa zurück; immer noch in der Meinung, einen Theil Indiens gefunden zu haben; daher erhielten die gutmüthigen, aber noch wilden Bewohner jener Inseln den Namen Indianer, und die Inseln wurden Westindien genannt. Auf seiner zweiten Fahrt 1493 entdeckte Columbus die kleinen Antillen, auf der dritten 1498 das Festland um die Mündung des Orinoko. Aber Neid und Verleumdung war gegen den großen Mann bereits rege geworden. Ein ihm nachgesendeter spanischer Statthalter ließ ihn verhaften und schickte ihn gefesselt nach Spanien zurück. Hier gerechtfertigt machte er 1502 die vierte Fahrt in die neue Welt, untersuchte die Küsten, um eine Durchfahrt nach Indien zu finden. Nach vielen Mühen und Gefahren ging er 1504 wieder nach Spanien. Hier starb er im Jahre 1506. Verkannt und mit Undank belohnt, ließ er sich seine Ketten mit in's Grab legen.

Jetzt noch haftet eine Ungerechtigkeit an dem Andenken dieses hochverdienten Mannes, indem die von ihm entdeckte neue Welt nicht nach ihm den Namen führt, sondern Amerika heißt nach Amerigo Vespucci, einem Florentiner, der einige Jahre nach Columbus dahin kam und zuerst eine nähere Beschreibung derselben bekannt machte. Be-

gierde, neue Entdeckungen zu machen, Lust zu Abenteuern, Habsucht und Noth, führten bald viele Tausende aus Europa nach Amerika. Die meisten seefahrenden Nationen Europa's gründeten dort Kolonien für Handel, Ackerbau und Bergbau. Im Süden herrschten die Spanier und Portugiesen, im Norden die Engländer und Franzosen vor. Die Ureinwohner wurden von den habsüchtigen Europäern meist grausam behandelt, oft ganz ausgerottet, oder in das Innere zurückgedrängt. Um die Noth der schwachen Indianer, welche die harte Arbeit, zu der man sie anhielt, nicht ertragen konnten, zu mildern, schlug der edle Spanier Las Casas vor, die stärkeren Neger aus Afrika nach Amerika zu verpflanzen, nicht ahnend, daß er so zu dem schändlichen Menschenhandel Anlaß gab. Doch ist der Blick auf die Folgen, welche die Entdeckung Amerika's für das Ganze hat, tröstend und erhebend und läßt das Einzelne, wiewohl nicht ohne schmerzliches Gefühl der Erinnerung, vergessen. Nicht nur ist Amerika selbst in der Gesittung und jeglicher Entwicklung seitdem rasch fortgeschritten, auch Europa hat unendlich gewonnen. Der Welthandel änderte sich und ward weit ausgedehnt; durch die vielen neuen, zum Theil höchst wohlthätigen Produkte, besonders aber durch die Menge Goldes und Silbers, welches die neue Welt lieferte, änderte sich die ganze Lebensweise und der Wohlstand der Europäer; die Bildung nahm insbesondere unter der niederen Klasse des Volkes zu, die seitdem durch die Kartoffeln gegen die drückendsten Nahrungssorgen gesichert ist; nicht nur einzelne Wissenschaften, wie Natur- und Erdkunde, schritten voran, sondern es wurde überhaupt dem menschlichen Geist ein unendlicher Schauplatz neuer Thätigkeit eröffnet, auf dem er seine Kräfte üben und allseitig vervollkommnen kann.

Beck.

105. Das Ei des Columbus.

Bei einem Feste, welches der Cardinal Mendoza dem Admiral Columbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung, welche er den größten Sieg nannte, den jemals der Geist eines einzigen Mannes erfochten habe. Die anwesenden Herren vom Hofe nahmen es übel auf, daß einem Ausländer, noch dazu einem Manne, der nicht einmal von vornehmer Herkunft sei, so große Auszeichnung erwiesen würde. „Mich dünkt, hob einer der königlichen Kammerherren an, der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden, der Ocean stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde den Weg verfehlt haben. „Mit vornehmen Gelächter gab die Gesellschaft dieser Aeußerung seinen Beifall zu erkennen und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns gekonnt!" „Ich bin weit entfernt, entgegnete Columbus, mir etwas als Ruhm anzumaßen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben darf; indessen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht ausführbar

erscheinen, oft nur darauf an, daß sie ein anderer uns vormacht. Dürft' ich, sagte Columbus zu jenem Kammerherrn gewendet, Ew. Excellenz wohl ersuchen, dies Ei — er hatte sich von einem Diener ein Hühnerei bringen lassen — so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?" Die Excellenz versuchte von der einen, wie von der anderen Seite vergeblich, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus, es gelang ihm eben so wenig; nun drängten sich die anderen dazu, ein jeder wollte den Preis gewinnen; allein weder mit Eifer, noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich! riefen die Hildalgo's, ihr verlangt Unausführbares!" — „Und doch, sagte Columbus, werden diese Herren sogleich sagen, das kann ein jeder von uns auch!" Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlage auf den Tisch, so daß es auf der eingedrückten Schale fest stand. — „Ja! das kann ein jeder von uns!" riefen die Hidalgo's. Seitdem hört man oft sagen, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein jeder sich klug dünkt: „Das Ei des Columbus!"

Fr. Förster.

106. Die Nächstenliebe.

Der Prinz Wilhelm von Oranien, später König von Holland, begab sich eines Tages nach Scheveningen, um in Gesellschaft des Herzogs von Mecklenburg=Strelitz die Fischerboote auslaufen zu sehen. Als eines der Fahrzeuge die Segel aufzog, glitt ein junger Bursche, der sich hierbei besonders thätig erwies, plötzlich aus und stürzte über Bord. Der Prinz, der dicht am Ufer stand, bemerkte es und sprang ihm sogleich in die Wogen nach, um ihn, wo möglich, zu retten; doch alle Anstrengungen waren vergeblich, und Wilhelm selbst lief Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden. Als er endlich mit vieler Mühe das Ufer gewonnen hatte, fragte ihn jemand aus seinem Gefolge, wie er sein kostbares Leben für einen gemeinen Burschen aufs Spiel habe setzen können. Der Prinz sah den unberufenen Frager ernst an und sprach: „Gilt ihnen der gemeine Mann nichts? Hat er nicht mit mir denselben Vater im Himmel? Als der Unglückliche in die Tiefe versank, da erblickte ich in ihm nur den hilflosen Bruder."

Aus dem Lesebuch von Rietz.

107. Kindliche Dankbarkeit.

In einer großen Residenzstadt lebte einst ein vornehmer Herr. Er war von niedriger Herkunft, von armen, aber ehrlichen Eltern; durch seine Gelehrsamkeit jedoch und durch seine andern Tugenden schwang er sich hinauf, und wurde vom Könige zu einem seiner ersten Staatsbeamten erhoben. So angesehen aber auch jetzt sein Stand war, so schämte er sich doch weder der Armuth seiner Eltern, noch seiner geringern Verwandten, sondern ging immer liebevoll mit diesen

um. — Einst hatte er ein Gastmahl angestellt und eine große Gesellschaft vornehmer Leute dazu geladen. Da sie nun an der Tafel saßen, meldet ihm ein Diener, daß ein alter Mann im Vorzimmer wäre und ihn zu sprechen verlangte. Gleich eilte er von der Tafel weg ins Vorzimmer, und siehe, der alte Mann, der ihn hier erwartete, war sein Vater. Er bezeugte demselben seine Freude, ihn so unverhofft zu sehen, und umarmte ihn aufs zärtlichste, nahm ihn bei der Hand und führte ihn ins Speisezimmer. Hier wies er ihm die erste Stelle bei der Tafel an, bat die Vornehmen deswegen um Verzeihung und sagte: „Dies ist mein Vater, vergönnen Sie ihm die Ehre hier zu sitzen; er ist ein alter, rechtschaffener Mann, dem ich alles verdanke, und der diesen Platz nicht um meinetwillen, sondern seiner Tugend wegen verdient.“ Feddersen.

108. Der dankbare Wilde.

Ein alter, rechtschaffener, katholischer Geistlicher, der sich aus eigenem Berufe nach Ostindien unter die Wilden begeben hatte, um sie besser und glücklicher zu machen, besuchte nach seiner Rückkehr einst eine Frau von angesehenem Stande und sah deren Kinder auf dem Hofe spielen. „Die guten Kleinen!“ sagte er, „sie haben einander so lieb; die ganze Welt haben sie noch so lieb; es ist nichts von Haß und Groll in ihrem Herzen. Wenn das doch immer so fortdauern könnte! Wenigstens sollte man sie dazu anhalten, keinen Menschen wegen seiner Herkunft oder seines Glaubens zu verachten. Ueberall gibt es gute Menschen; das hab' ich unter meinen Wilden gelernt.“

„Einst gegen Abend,“ fuhr er fort, „kehrte ich mit meinen Hausgenossen von einem Spaziergange zurück; da hörten wir an der Oeffnung eines Waldes einen kläglichen Ton, gingen ihm nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. „Ach,“ sagte er endlich, „heute morgens, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf und hoffte, nach meiner Heimat zu kommen, nun hab' ich mich verirrt, es wird dunkel, ich bin müde und muß hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde meinem Leben ein Ende machen! Mein armes Weib! Meine armen Kinder!“ — Uns jammerte seiner. Ich bat ihn, mitzugehen. „Aber du kennst mich ja nicht!“ sagte er. — „Ich brauche dich nicht zu kennen; komm nur mit.“ So führten wir ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so daß wir nur eine dünne, leinene Wand zwischen uns hatten. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstünde. Ich erschrack und horchte. Wie sehr aber that mein Schrecken ihm Unrecht! Ich werde es nie vergessen. Er kniete nieder und betete ohngefähr mit folgenden Worten: „O

Gott, ich danke dir, daß auf meinem Wege die Sonne geschienen hat! Ich danke dir, daß mich keine Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat, daß mir meine Feinde nicht begegnet sind; ich danke dir, daß dieser gute Fremde gekommen ist und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott! Wenn dieser gute Fremde, oder seine Freunde, oder seine Nachkommen reisen, so gib ihnen auch die Sonne auf dem Wege, so bewahre sie vor Schlangen und wilden Thieren und vor ihren Feinden; und wenn sich einer verirrt und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn in seine Hütte aufnimmt!"

Feddersen.

109. Die beiden Freunde.

Ein reicher Kaufmann hatte einen einzigen Sohn, den er zärtlich liebte. Er ließ ihn mit vieler Sorgfalt erziehen und wandte alles an, was sein Herz bessern und seinen Verstand bilden konnte. Als der Knabe die Jünglingsjahre erreicht hatte, rief ihn sein Vater vor sich und sprach: „Mein Sohn, ich habe dir alles lernen lassen, was ein Mann von deinem Stande und Beruf wissen muß. Vor allen Dingen aber brauchst du jene Klugheit, die uns die mancherlei Eigenschaften und Neigungen der Menschen kennen lehrt. Darum wünsche ich, daß du einige Jahre in fremde Länder reisen möchtest. Reisen geben Erfahrungen; denn je mehr man Menschen gesehen hat, desto besser weiß man mit ihnen zu leben. Die Welt ist ein großes Buch, aus dem ein aufmerksamer Leser viel nützlichen Unterricht schöpfen kann; sie ist ein Spiegel, der uns die Menschen in ihrer wahren Gestalt zeigt. Schaue fleißig in diesen Spiegel, mein Sohn, und lerne insbesondere jene Klugheit, mit der sich ein Weiser das größte Glück des Lebens erwirbt: ich meine einen Freund. Findest du nur einen einzigen im Laufe deines Lebens, so besitzest du das schönste und beständigste aller Güter, das nur der Tod von dir nehmen kann. Reichthum und Glück sind tausend widrigen Zufällen unterworfen; diesen Schatz aber raubt uns keine menschliche Gewalt. Suche also auf deinen Reisen solch ein Kleinod zu finden und bedenke dich nicht, das Köstlichste, was du hast, im Nothfall für diesen Gewinn aufzuopfern.

Der Jüngling nahm von seinem Vater Abschied und reiste. Er ging in ein benachbartes Land, hielt sich da einige Zeit auf, und kam wieder zurück, ehe sein Vater dachte, daß er dort bekannt geworden sei. Der Vater wunderte sich über seine schnelle Rückkehr und sprach zu ihm: „Wie kommst du so bald wieder, mein Sohn?" „Vater," antwortete der Jüngling, „du hast mir befohlen, nur so lange in der Fremde zu verweilen, bis ich einen Freund gefunden, und ich habe deren fünfzig gefunden, die Muster von wahren Freunden sind."

„Mein Sohn," antwortete der Kaufmann, „sei nicht so freigebig mit diesem heiligen Namen. Hast du das Sprichwort vergessen, das ich dir bei deinem Abschiede empfahl: „Rühme dich deines Freundes nicht eher, als bis du ihn geprüft hast?" Freunde, lieber Sohn, sind selten; die meisten, welche sich so nennen, wissen nicht, was das Wort bedeutet. Sie gleichen einem Morgennebel im Sommer, den der erste warme Sonnenstrahl verzehrt. Sie behandeln den Leichtgläubigen, der ihren glatten Worten traut, wie ein halb Trunkener seine Weinflasche: er hält sie fest, so lange sie mit süßem Safte gefüllt ist, und wirft sie auf den Boden, so bald er sie geleert hat. Ich besorge, mein Sohn, deine Freunde werden diesem Trunkenen gleichen."

„Dein Mißtrauen, mein Vater, ist ungerecht," sprach der Jüngling; „ich weiß gewiß, diese tugendhaften Leute, die ich meine Freunde nenne, würden mich, wenn ich arm und unglücklich zu ihnen käme, eben so sehr lieben, wie jetzt." — „Ach," sagte der Alte, „ich habe siebenzig Jahre gelebt, habe Glück und Unglück erfahren und viele Menschen gesehen und geprüft; aber in dieser langen Reihe von Jahren habe ich mir nur einen einzigen Freund erwerben können: und du willst in dem Alter des Leichtsinns binnen wenig Monden fünfzig gefunden haben? Komm, mein Sohn, und lerne von mir, wie man die Menschen prüfen muß."

Der Kaufmann schlachtete einen Bock, steckte ihn in einen Sack und befleckte mit dem Blute die Kleider seines Sohnes. Da es Nacht wurde, legte er den Sack mit dem Bocke dem Jünglinge auf dem Rücken, unterrichtete ihn, wie er sich verhalten müsse, und so ging er fort. Sie kamen an die Wohnung des nächsten von den fünfzig Freunden, und der Jüngling klopfte an. Sein Freund that ihm geschwind auf und fragte nach der Ursache seines so späten Besuches. Der Jüngling antwortete: „Im Unglück kennt man seine Freunde. Ich habe dir oft von der Feindschaft erzählt, die, von langen Zeiten her, die Familie eines vornehmen Höflings mit der meinigen entzweite. Eben begegneten wir uns an einem abgelegenen Orte der Stadt, wir geriethen an einander, und ich hatte das Unglück, ihn zu tödten. Aus Furcht, der Mord möchte aufkommen, nahm ich seinen Leichnam auf und steckte ihn in diesen Sack. Ich bitte dich, verbirg ihn so lange in deinem Hause, bis ich einen heimlichen Ort finde, wo ich ihn vergraben kann."

„Mein Haus ist sehr klein," gab ihm der Freund mit einer verdrießlichen Miene zur Antwort; „es kann kaum die Lebendigen fassen, die es bewohnen; wo sollte ich denn deinen Todten verbergen? Zudem weiß jedermann, wie feindselig du mit dem Getödteten gelebt hast. Man wird muthmassen, daß du der Thäter seiest; man wird Nachsuchungen anstellen, und da unsere Freundschaft bekannt ist, so wird man bei meinem Hause den Anfang machen. Es würde dir

nichts helfen, mich in dein Unglück mit zu verwickeln. Der einzige Dienst, den ich dir erweisen kann, ist, das Geheimniß zu verschweigen."

Der Jüngling bat und flehte, ihm in seiner Noth zu helfen; aber vergeblich. Sein guter Freund wurde immer kälter, und seine Antworten immer kürzer, so daß er endlich mit dem gefährlichen Sacke weiter gehen mußte. Er kam zu dem zweiten Freunde, der ihn eben so abwies; und so ging er der Reihe nach zu allen Fünfzigen; aber der letzte empfing ihn wie der erste und schloß seine Thüre nach einer Menge Entschuldigungen wieder zu.

„Hast du nun gelernt," sagte der Kaufmann zu seinem Sohne, „wie wenig man auf den äußerlichen Schein der Menschen rechnen dürfe? Wo ist die eifrige Freundschaft dieser Leute, denen du so prächtige Lobreden gehalten hast? Sobald sie dein Unglück erfuhren, war ihre Liebe erstorben. Sie sind übertünchte Wände, Wolken ohne Regen, Bäume, die keine Frucht tragen. Nun will ich dir den Unterschied zwischen deinen fünfzigen und meinem einzigen Freunde zeigen." — Indem sie so sprachen, kamen sie an die Thüre des Mannes, den er seinem Sohne als ein Muster eines wahren Freundes geschildert hatte. Er klopfte an, und als der Mann ihn kannte, fragte er mit einer zärtlichen Besorgniß, warum er noch spät zu ihm komme. Der Kaufmann erzählte ihm das erdichtete Unglück seines Sohnes und bat ihn, den Todten bei sich zu verbergen.

„O mit Freuden!" rief der Mann aus, „mein Haus ist groß genug, tausend Todte zu beherbergen. Keine Furcht vor möglicher Gefahr soll mich abhalten, zu deiner und deines Sohnes Rettung alles, was ich kann, beizutragen. Ich werde dich und deinen Sohn auf mein Landgut führen, wo ihr vor allen Nachforschungen des Gerichtes verborgen und sicher leben sollet."

Der Kaufmann dankte seinem Freunde für seine großmüthige Liebe und sagte zu ihm: „Ich habe diese Erzählung bloß erdichtet, um meinem leichtgläubigen Sohne zu zeigen, wie man falsche Freunde von wahren unterscheidet."

v. Herder.

110. Der Kommandant und die badischen Jäger zu Hersfeld.

Napoleon I. ließ im Kriege 1806 auch das Churfürstenthum Hessen besetzen. Da gab es von Seiten der Einwohner, die treu an ihrem Fürsten hingen, mancherlei Unordnungen und Widersetzlichkeiten, und namentlich brachen zu Hersfeld im Anfang des Jahres 1807 Unruhen gegen die Franzosen aus, wobei ein französischer Offizier getödtet wurde. Napoleon stand mit seiner Armee in Preußen und Polen den Preußen und Russen gegenüber. Durch mehrere solcher Vorfälle in seinem Rücken wurde er beunruhigt und wollte darum ein schreckendes Beispiel geben. Er befahl also, daß Hersfeld rein ausgeplündert, an vier Ecken angezündet und niedergebrannt würde.

Dieses Hersfeld ist eine Stadt von etwa 5000 Einwohnern. Sie hat viele Fabriken, schöne Gebäude und wohlhabende Bürger, und ein Menschenherz kann empfinden, wie den reichen und armen Leuten, den Vätern und Müttern bei diesem Befehle zu Muthe war; denn in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz, und die kleinen in den Winkeln sich ebenso gleich, wie die Leichen armer und reicher Leute auf dem Kirchhof. Mit Mühe ward auf Fürbitte die Strafe dahin gemildert, daß an den vier Ecken der Stadt das letzte Haus angezündet wurde; auch ward das Löschen durch die Soldaten nicht gehindert, so daß nur wenige Häuser abbrannten. Die Plünderung aber war nicht erlassen worden, sondern dem mit einem badischen Jägerkorps gerade in Hersfeld in Besatzung liegenden Oberstlieutenant Lingg aufgetragen. Das war noch hart genug, und die unglücklichen Einwohner waren, als sie diesen letzten Bescheid vernahmen, so erschrocken und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selbst ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Zeit zu benützen, und ihre besten Habseligkeiten noch schnell auf die Seite zu schaffen. Endlich wirbelte die Trommel, und die fürchterliche Stunde der allgemeinen Plünderung war erschienen. Die badischen Jäger eilten durch das Getümmel der Fliehenden und Verzweifelten auf ihren Sammelplatz. Als sie in Reih' und Glied standen, trat Lingg vor ihre Mitte, stellte ihnen in kräftigen Worten das Schicksal der Einwohner vor, unter denen so viele an dem Mord unschuldig seien, und schilderte, wie eine solche Plünderung, wo die Zügellosigkeit freien Lauf habe, nicht ohne Greuelthaten vorübergehe. Darauf sprach er: „Jäger, die Erlaubniß zu plündern fängt jetzt an. Wer Lust dazu hat, der trete vor!"

Kein Mann rührte sich, auch nicht einer. Ein zweiter Aufruf von Lingg erfolgte; allein die Soldaten standen wie Mauern in ihren Reihen; keiner wollte sich an der Habe ihres deutschen Mitbruders vergreifen. Als die Bürger erfuhren, was geschehen war, kannte ihre Freude und Dankbarkeit keine Grenzen; sie schickten sogleich Abgeordnete an ihren Retter, ließen ihm für seine Liebe und Milde herzlich danken und boten ihm zugleich ein großes Geschenk an. — Der Kommandant lehnte dasselbe ab, weil er nur gethan habe, was Christenpflicht sei. — Er starb in Mannheim im Jahre 1842 als Generallieutenant Lingg von Linggenfeld. Des edlen Kommandanten und seiner braven Jäger gedenken noch jetzt viele in dankbarer Liebe.

Nach Hebel.

111. Der Bredil.

Der Wanderer, der von den Malnitzer Tauern herabkommt und von Tarvis aus seinen Weg nach der nördlichen Handelsstadt des adriatischen Meeres fortsetzen will, kann sich rechtshin wenden über Ponteba und Udine, oder linksein über den Bredil, und dann an

den Felsenufern des Isonzo hinab bis in die weite Ebene, welche sich um das wunderfreundliche Görz herum ausbreitet. Der Erzähler wählte einmal den letzteren Weg, und nach Gewohnheit des Landes wurden nun die Pferde an seinem Wagen ausgespannt, und zwei bedächtige Ochsen an ihre Stelle gethan. Sie nahmen sich an dem leichten Fahrzeug sonderbar aus und schienen, aus der Ferne betrachtet, an der Seite des himmelhohen Bredils nicht förderlicher hinanzuschleichen als eine Schnecke mit ihrem Hause an einem regennassen Felsstücke. Das ging dem Erzähler zu langsam, und er wandelte der schönen Straße nach zu Fuß voraus.

Der Bredil ist ein herrlicher und zugleich höchst lieblicher Berg in den Reihen der karnischen Alpen. Ein kleiner, tiefblauer See macht den Teppich zu den Füßen des sitzenden Fürsten. Ein sanftgrünes Gewand von Matten und Zwergtannen ist über seine Schultern und um seine Lenden geworfen. Einer der letzten deutschen Kaiser hat ihn in seiner schönen Straße mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, und sein weißes Haupt trägt er dem Himmel näher als der Erde. Ueber die Felsen, an welche er sich lehnt, tropft, rinnt und stürzt Wasser in reicher Fülle und sammelt sich in dem Bett des Isonzo, der, ein junger Gemsbock, in mächtigen Sprüngen dem tiefen Thale zueilt. Der Erzähler ließ ihn springen und kam, immer der Straße folgend, an die hohen Ruinen, welche in der Umgegend unter dem Namen: „die Klause“ bekannt sind.

In den Sonnenstrahlen, welche über die Ruinen der Klause auf das linke Felsenufer des Isonzo herüberfielen, saß, als der Erzähler an diese Stätte kam, ein alter Mann aus Villach, der seinen zwei Frachtwagen vorausgegangen war, als sie am Wirthshause auf der Scheideck des Berges anhielten, um die Rosse ein halbes Stündlein verschnaufen zu lassen. Der Erzähler hatte auch gerade nichts Besseres zu thun, als zu warten und setzte sich zu dem alten Manne. Die Kärnthner aber sind meistens gar freundliche, umgängliche und redselige Leute, und so theilte auch dieser alte Fuhrmann fast ungebeten über die ausgebrannte Klause am jenseitigen Ufer des Isonzo Folgendes aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung mit.

„Ich war einmal,“ erzählte der Greis, „in den schlimmen Kriegsläuften der neunziger Jahre mit meinem Fuhrwerk von Triest bis nach Flitsch da unten gekommen. Da kamen die Franzosen in großer Eile das Thal herauf, spannten meine sechs Gäule an ihre Pulverkarren und zwangen mich, meinen Wagen stehen zu lassen und ihnen zu folgen. Nicht weit von der Klause ließ ihr General Halt machen und die Oesterreicher darin auffordern, sich zu ergeben. Aber diese antworteten zuerst dem Trompeter mit nein, und dann den Leuten, die hinter ihm nachkamen, aus ihren guten Kanonen. Die Franzosen fielen beim ersten Angriff unter den Kartätschen wie Kartenmänner. Beim zweiten Angriff gelangten sie, einen Obersten voran, in die bedeckte, finstere Brücke, die über den Isonzo bis unmittelbar an das

Thor der Klause lag. Aber unsere Landsleute hatten die Hauptbalken derselben zuvor halb durchhauen, was die Franzosen in der Eilfertigkeit des Sturmschrittes und in dem dunkeln Gange nicht bemerken konnten. Die Brücke brach plötzlich mit großem Krachen zusammen, und Hunderte stürzten mit ihren Trümmern in den Abgrund. Ungefähr zwei Drittel von dem feindlichen Bataillon kamen in eiliger Flucht den Berg wieder herab. Die übrigen führte der Isonzo aus seinem Schlunde heraus und ließ da, wo er wieder breit und seicht fließt, die Leichname auf dem Kies liegen, wie eine Katze die Mäuse hinlegt, die sie erwürgt hat. Unter diesen war auch der Oberst.

Wir Kärnthner Fuhrleute lachten in die Faust, aber der französische General stampfte mit dem Fuß und fluchte und lugte mit seinem Fernrohr umher, parlirte auch dazwischen mit seinem Adjutanten. Dieser wandte sich endlich zu uns deutschen Fuhrleuten und sagte in unserer Sprache: „Leute, wer unter euch einen Weg weiß, auf dem man den Oesterreichern droben in den Rücken kommen kann, und uns diesen Weg zeigt, der bekommt diesen Beutel mit hundert Dukaten.“ Wir wußten wohl einen, aber wir schüttelten mit dem Kopf. Nur einen unter uns blendete der gelbe Mammon, daß er den Verräther machte und ging. Mit dem Judas voran, setzte sich der Rest des französischen Bataillons, das seine gefallenen Brüder rächen wollte, ein Mann hinter dem andern, in Marsch.

Indessen arbeiteten die Oesterreicher in ihrer Klause, die von dem französischen Feldgeschütz doch auch Löcher bekommen haben mochte, munter, wie Ameisen, über deren Haus ein Holzhacker gestolpert ist. Aber ihre Freude dauerte nicht lange. Hinter ihnen, hoch auf der Felsenwand, erschienen bald ihre Feinde zum dritten Male. Zuerst rollten große Felsentrümmer herab, dann folgten ganze brennende Blöcke nach. Zuletzt that es in der Klause einen dumpfen Knall, und plötzlich war darin alles todtenstill, wie in einem Nest von Waldbienen, die man mit Schwefel erstickt hat. Es mußte das Feuer in den Pulvervorrath der kleinen Besatzung gedrungen sein.

Die Franzosen hielten es gar nicht der Mühe werth, sich in der ausgebrannten, leeren und schwarzen Klause umzusehen. Sie marschirten vorüber, der Schanze zu, die nur eine halbe Stunde oberhalb der Klause lag. Die Oesterreicher darin wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Sie antworteten aber mit ihren Kanonen so, daß der französische General, nachdem er sich zu weit gewagt hatte, sich mit seinen Leuten wieder um die Ecke des Berges zurückziehen mußte. Aber es half nichts. Dem Judas Ischarioth wurde auch die linke Hand mit Gold gefüllt. Diesen Wegweiser voran, standen bald etliche Hundert Franzosen im Rücken der Schanze und schossen von oben herab aus allen Läufen hinein, wie die Bergschützen von oben in ein Adlernest hineinschießen, wenn sie es nicht einnehmen können, sondern nur zerstören wollen.

Ich stand, — jetzt möchte ich es auch nicht mehr thun, — nicht sehr weit von der Schanze auf einem Felsen und konnte mitten hinein sehen. Der Hauptmann darin ließ seine Kanonen drehen und die Läufe hoch richten. Aber sie schadeten den Feinden nichts mehr, und seine Scharfschützen hatten ihre letzten Patronen bald verschossen. Dies bemerkten die Franzosen und kamen in hellen Haufen heran. Der österreichische Hauptmann nahm einem gefallenen Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und stellte sich damit an einen Wagen mit Munition. Bald aber sank er, von einer Kugel getroffen, zwischen die Räder, und die Lunte fiel aus seiner Hand in den offenen Kasten des Pulverkarren. Indes erstiegen die Franzosen den Wall und fingen an, die wenigen Vertheidiger, die keinen Pardon nahmen, niederzustoßen. — Da thut es auf einmal einen furchtbaren Schlag. Ein dicker Dampf bedeckt die ganze Schanze, und als er sich den Berg langsam hinaufgezogen hatte, ist sie wie ausgekehrt. Die Lunte, die aus der Hand des wackern Hauptmannes zwischen die Patronen gefallen war, hatte nicht eher gezündet, als bis die Granaten mit einem Deutschen zehn Franzosen und noch mehr niederschmettern konnten.

Als wir eine halbe Stunde darauf an der eroberten Schanze vorüberzogen, war es darin schwarz, wie in der Schmelzhütte von Bleiberg, und so leer, wie vorhin, als Sie, mein Herr, daran vorbei gegangen sind. Nur die Läufe der Kanonen blieben liegen; die verbrannten Leichname hatte es bis auf die Straße herübergeworfen."

Nun, und der Judas? der Verräther? fragte der Erzähler den Fuhrmann, welcher aufstand und damit zu erkennen gab, daß seine Geschichte von der Klause und von der Schanze aus sei.

„Der, antwortete der Gefragte, ist mit den Franzosen weiter gezogen, man weiß nicht, wohin. In dem Kärnthner Lande hat er sich nicht mehr blicken lassen. Es wird bei ihm, wie bei Kain geheißen haben: Die Stimme von deiner Brüder Blut schreit zu mir von der Erde. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden."

Stöber.

112. Einige Erzählungen von Schlangen.

1. Ein Pächter in einer nordamerikanischen Kolonie trat einst beim Mähen einer Wiese auf eine Klapperschlange, die sich sogleich gegen ihn aufbäumte und in einen seiner Stiefel biß. Zum Glück hieb er sie mit der Sense durch, da sie ihren Anfall wiederholen wollte. Einige Zeit nachher, als sich der Mann zu Bette gelegt hatte, empfand er heftige Herzensangst, schwoll entsetzlich auf und starb fünf Stunden nachher, ohne daß man ihm zu Hilfe kommen konnte. Der Tod des Mannes hatte nicht den mindesten Argwohn erweckt, und sein Sohn bediente sich einige Tage nachher seiner Stiefel. Bald darauf bekam er eben diese Zufälle und starb noch vor Anbruch des Tages. Ein Nachbar kaufte nachher diese Stiefel, und es erfolgte gleiche traurige

Wirkung. Zum Glück wurde bei diesem Vorfalle der beste Arzt der Kolonie herbeigerufen. Sobald dieser kam, erschrack er über alle die besonderen Vorfälle, die ihm erzählt wurden, entdeckte glücklich die Ursache und gab die besten Mittel zur Wiederherstellung. Da man die fatalen Stiefel sorgfältig untersuchte, so zeigte sich's, daß die Giftzähne der Schlange darin stecken geblieben waren, und daß das kleine Bläschen, welches das Gift enthält, noch daran saß. Vater und Sohn hatten sich beim Anziehen derselben unmerklich an den Beinen geritzt, und das war die Ursache ihres Todes geworden.

Zum Glück sind diese Schlangen leicht auszurotten, weil sie sehr träge sind und selbst die Kinder sich nicht scheuen, sie mit Steinen und Prügeln todt zu machen.

Ihre größten Feinde sind die Schweine, denen ihr Biß, vielleicht wegen ihres dicken Fettes, gar nichts schadet.

2. Es ist bekannt, daß die Liebe der Thiere zu ihren Jungen oft macht, daß sie ihren eigenen Tod nicht scheuen, um nur die Ihrigen zu retten. So hat man auch in Nordamerika beobachtet, daß mehrere kleine Vögelchen während der Brütezeit sehr oft die Beute der Schlangen werden. Nähert sich z. B. die Schlange dem Neste eines Baltimore-Vogels, eines carolinischen Fliegenfängers, eines Zaunkönigs oder eines Rebhuhns, welche alle ihre Nester nahe an der Erde haben, so bietet die erschrockene Mutter alles auf, um ihren Jungen das Leben zu retten. Sie hüpft auf die Schlange zu, springt von ihr zurück und sucht durch dieses Annähern und Entfernen ihren Feind mit sich selbst zu beschäftigen; ja sie greift ihn zuweilen selbst, ihrer Schwächlichkeit ungeachtet, mit Angstgeschrei und Verzweiflung an. Die Schlange sucht sich indessen der Jungen im Neste zu bemächtigen; hierdurch steigt die Bangigkeit der Mutter immer höher; und ihr ängstliches Hin- und Herspringen, ihr trauriges Wimmern und ihr convulsivisches Bewegen dauert fort; ja, sie wird zuweilen wirklich das Opfer ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Herr Rittenhouse in Nord-Amerika hörte einst den Gesang des rothgeflügelten Pirols; er vermuthete sogleich, daß eine Schlange dem Vogel das Angstgeschrei abzwinge. Er warf einen Stein nach der Stelle, und der Vogel flog zwar davon, kehrte aber sogleich wieder zum Orte zurück. Beim nähern Hinzutreten fand Herr Rittenhouse das Vögelchen auf dem Rücken der Schlange sitzend, das voll Wuth auf ihren Kopf loshackte, während diese ihre Jungen ruhig verschlang. Kaum hatte Rittenhouse die Schlange getödtet, so flog das Vögelchen auf immer davon.

3. St. John, ein nordamerikanischer Landmann, saß einst ganz allein in seiner Laube vor dem Hause, das mit einem Wassergraben umgeben war. Er hörte ein außerordentliches Geräusch und stieg auf einen Baum, um bequemer sich umsehen zu können. Da sah er, daß eine schwarze, sechs Fuß lange Riesenschlange, eine beinahe ebenso große Wasserschlange, auf einer Fläche, wo erst kürzlich Hanf abge-

schnitten war, verfolgte. Es währte nicht lange, so hatte sie diese erreicht, und in einem Augenblick waren sie auch zusammengeflochten. Mit den Schwänzen stemmten sie sich an die Erde, und vorn bissen sie sich mit der äußersten Wuth. Ein sonderbares Schauspiel, diese beiden wüthend kämpfenden Schlangen! Die platten Köpfe und die funkelnden Augen waren rechte Bilder des Zorns. Nach einigen Minuten aber machte sich die Wasserschlange von ihrem Feinde los und flüchtete nach dem großen Graben. Die Riesenschlange, halb aufgerichtet, halb kriechend, verfolgte sie lebhaft, bis sich die Wasserschlange genöthigt sah, eben dieselbe Stellung anzunehmen und sich zur Wehr zu setzen. Was für listige Wendungen sie aber da machten, um sich einander einen tödtlichen Streich zu versetzen, läßt sich nicht beschreiben. Doch suchte die Wasserschlange sich immer mehr ihrem Elemente zu nähern. Sobald die schwarze das merkte, schlang sie sich mit dem Schwanze um einen dicken Stamm, der ihr zur Stütze diente, und nun wickelte sie sich der andern um den Hals, so daß sie nicht entfliehen konnte. In tausenderlei Biegungen wandten sie sich in wenigen Augenblicken um einander herum; in dem Augenblick, da sie am heftigsten kämpften, wurden ihre Hälse außerordentlich dünn, das übrige des Körpers blies sich aber in schnell folgenden, wellenförmigen Bewegungen auf. Die Wasserschlange preßte dadurch den Körper ihres Feindes so, daß ihm die Augen fast ganz aus dem Kopfe quollen, und schon schien der Streit entschieden, als auf einmal die schwarze wieder die Oberhand bekam. Beide stürzten nun ins Wasser.

Allein dies neue Element benahm ihrer Erbitterung nichts; sie wälzten sich bald auf dem Grunde des Wassers herum und ragten dann wieder über die Oberfläche hervor, zusammengeflochten wie beim ersten Angriff. Indessen hielt die schwarze Riesenschlange beständig ihren Kopf über den Kopf der andern und erstickte sie glücklich. Sobald sie das merkte, verließ sie dieselbe ganz plötzlich, ging in das Feld zurück und verschwand.

4. Während der Reisernte auf der Küste Malabar in Ostindien ging ein kleines Kind, das seine Eltern, welche aufs Feld gegangen waren, allein zu Hause gelassen hatten, vor die Hausthür, um sich wenige Schritte davon unter den Schatten einiger Bäume auf ein paar Palmblätter zu legen. Es war ihm heiß; es war müde und schlief ein. Die Eltern, welche am Abende hungrig von ihrer Arbeit zurückkehrten, sahen ihr Kind ruhig schlafen; sie wollten nun das Abendbrod bereiten und es dann erst wecken. Bald darauf hörten sie halb erstickte Töne von ihrem Kinde, glaubten aber, es seien Aeußerungen einer kleinen Unpäßlichkeit, welche das Kind am Morgen gehabt hatte. Da es aber nicht aufhörte zu jammern, so sprang der Vater hinaus und sah zu seinem Schrecken, daß eine große Schlange es schon halb verschluckt hatte. Wie der Vater und die Mutter, die auch sogleich herbeikam, erschracken, läßt sich denken! Sie waren in der größten Verlegenheit ihr Kind zu retten; hätten sie die

Schlange erzürnt, so würde sie das arme Würmchen nur noch mehr zerfleischt haben. Der Vater besann sich schnell, holte einen Säbel und theilte die Schlange glücklich auf den ersten Hieb in zwei Stücke. Da sie aber nicht in demselben Augenblick starb, so kniff sie noch einmal ihre Zähne in den zarten Körper, — das arme Kind starb wenige Minuten darauf unter den jämmerlichsten Schmerzen.

K. Ritter.

113. Karl der Große.

1. Karl war von Person voll und stark; er hatte einen hohen, hervorragenden Wuchs, der jedoch das rechte Maß nicht überschritt; denn seine Leibesgröße betrug, wie man weiß, sieben seiner Fußlängen. Sein Scheitel war rund, seine Augen groß und lebhaft, die Nase etwas mehr als mittelmäßig, das Haupthaar schön, und sein Angesicht fröhlich und heiter. Daher zeigte seine Gestalt, er mochte stehen oder sitzen, immer Ansehen und Würde, und obschon sein Hals etwas gedrückt und kurz, dagegen sein Leib ziemlich vorstehend war, so wurde dies doch gänzlich verdeckt durch das Ebenmaß seiner übrigen Glieder. Sein Gang war fest und die ganze Haltung des Körpers männlich; seine Stimme war hell, so daß sie der Gestalt des Körpers nicht ganz entsprach. Er genoß fortwährend eine kräftige Gesundheit, außer daß er in den letzten vier Jahren von Fiebern befallen wurde und gegen Ende sogar mit einem Fuße etwas hinkte. Aber auch da that er mehr nach seinem eigenen Sinne, als nach dem Rathe der Aerzte; denn diese waren ihm beinahe verhaßt, weil sie ihm in den Speisen die Vorschrift machten, sich des Gebratenen, woran er gewohnt war, ganz zu enthalten und an Gesottenes zu gewöhnen.

2. Uebrigens war Karl im Essen sehr mäßig und noch mäßiger im Trinken; denn die Trunkenheit verabscheute er an jedem Menschen; um so mehr an sich und den Seinigen. Das Essen konnte er weniger entbehren, so daß er oft darüber klagte, wie schädlich seinem Körper das Fasten sei. Gastmale und Schmausereien hielt er äußerst selten und nur bei besonderen und hohen Festlichkeiten; dann aber konnte ihm die Anzahl der Gäste nicht leicht zu groß werden. Seine tägliche Malzeit bestand regelmäßig nur in vier Schüsseln, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten; denn dieser war seine Lieblingsspeise. Während des Essens ließ er sich gewöhnlich etwas Unterhaltendes vortragen. Meistens wurden die Geschichten und Thaten der Alten gelesen; ein besonderes Wohlgefallen hatte er auch an den Schriften des heiligen Augustinus und namentlich an dessen Werke über das Reich Gottes. Von Wein und allen andern Getränken nahm er über Tisch selten mehr als dreimal. Im Sommer genoß er nach dem Mittagsessen etwas Obst und nahm dabei nur einen einzigen Trunk Wein; dann legte er, wie bei Nacht,

Kleider und Schuhe ab und ruhte zwei bis drei Stunden. In der Nacht aber schlief er so, daß er den Schlaf vier= oder fünfmal nicht allein durch Aufwachen, sondern auch durch völliges Aufstehen unterbrach. Während des Ankleidens ließ er nicht nur Freunde und nahe Bekannte zu sich, sondern beschied auch, wenn der Kammerherr eine Rechtssache berichtete, die ohne des Königs Ausspruch nicht abgemacht werden konnte, die streitenden Parteien selbst zu sich herein und fällte, als wenn er auf dem Richterstuhle säße, nach erkannter Sache sogleich das Urtheil. Und nicht das allein, auch alles, was für den Tag zu verhandeln und was diesem oder jenem Beamten aufzutragen war, ordnete er zu dieser Zeit an.

3. Während der Erholungsstunden übte er sich fast täglich im Reiten und Jagen; denn das war ihm von der Landessitte angeboren, da keine Nation auf Erden es in dieser Kunst den Franken gleich that. Auch hatte er ein besonderes Gefallen an Bewegung in natürlich warmen Wassern und übte sich fleißig im Schwimmen; er war darin so geschickt, daß ihm nicht leicht einer gleich kam. Deswegen baute er auch in Aachen einen Palast und wohnte daselbst während der letzten Jahre bis an sein Ende. Nicht allein seine Söhne, sondern auch Vornehme und Freunde, ja, bisweilen einen ganzen Schwarm seiner Bedienten und Begleiter lud er zum Bade ein, so daß manchmal hundert und mehr Menschen zugleich badeten.

4. In der Kleidung blieb er bei der einheimischen, das ist fränkischen Tracht. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Beinkleider, darüber einen kurzen Rock mit einem seidenen Gurt; außerdem Strümpfe und Schuhe. Im Winter versorgte er die Schultern und die Brust noch mit einem Wamms von Pelz. Immer war er mit einem Degen umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch einen Degen mit Edelsteinen besetzt; dies geschah jedoch nur bei besonderen Festlichkeiten oder bei der Ankunft fremder Gesandten. Ausländische Kleider, wenn sie auch noch so schön waren, verschmähte er und wollte sie durchaus nicht anlegen; nur zu Rom erschien er einmal auf Bitten des Papstes Adrian, und später wieder auf dringendes Zureden von dessen Nachfolger Leo, in Römischer Tracht mit einem langen Gewande. Bei hohen Festen jedoch war sein Anzug stets kostbar; dann trug er ein aus Gold gewebtes Gewand, auf dem Oberkleide eine goldene Schnalle, und auf dem Haupte eine Krone von Gold und Edelsteinen; selbst die Schuhe waren alsdann mit Edelsteinen besetzt. An den übrigen Tagen aber war seine Kleidung von der gewöhnlichen Tracht des gemeinen Mannes nur gar wenig verschieden.

5. In seinen Reden verband Karl mit der Fülle der Gedanken einen großen Reichthum an Worten und eine hohe Gewandtheit in der Sprache; alles, was er wollte, vermochte er auf das klarste und bestimmteste auszudrücken. Die Muttersprache allein genügte ihm nicht; er gab sich auch Mühe, fremde Sprachen zu erlernen, und unter die-

sen machte er sich die lateinische Sprache in so hohem Grade zu eigen, daß er sich ihrer in seinen Reden mit derselben Leichtigkeit bediente, wie der Landessprache; die griechische jedoch konnte er besser verstehen, als sprechen. Im Ganzen war er so kundig in den Sprachen, daß er darin einen Lehrmeister hätte abgeben können. Die freien Künste schätzte er mit besonderer Vorliebe und betrieb sie mit großem Eifer; die Lehrer derselben überhäufte er mit Ehren. In der Grammatik hatte er Peter von Pisa, einen alten ehrwürdigen Diakon, zum Lehrer gehabt; in den übrigen Wissenschaften den Engländer Albin, mit dem Zunamen Alcuin, einen in jeder Hinsicht hochgelehrten Mann. Bei ihm hatte er auf Rhetorik (Lehre von der Beredsamkeit, Redekunst) und Dialektik (Vernunft-, Denklehre) und besonders auf Astronomie (Stern-, Himmelskunde) viel Zeit und Mühe verwendet. Auch lernte er die Rechenkunst und erforschte mit geschickter Beobachtung und mit einer Art von Neugier den Lauf der Gestirne. In seinem hohen Alter versuchte er noch das Schreiben zu lernen und pflegte zu diesem Zwecke Täfelchen und Blätter bei sich im Bette unter dem Kopfkissen zu haben, um in jeder freien Zeit die Hand in der Nachbildung der Buchstaben zu üben; aber diese zu spät angefangene Mühe hatte wenig Fortgang. Ferner ließ er alte Lieder, worin die Thaten und Kriege früherer Könige besungen waren, aufschreiben und lernte sie auswendig. Selbst eine Grammatik der deutschen Sprache veranstaltete er. Den Monaten, die bis dahin bei den Franken lateinische oder fremde Namen gehabt hatten, gab er deutsche Benennungen; den Januar nannte er Wintermonat, den Februar Hornung, den März Lenzmonat, den April Ostermonat, den Mai Wonnemonat, den Juni Brachmonat, den Juli Heumonat, den August Erntemonat, den September Herbstmonat, den Oktober Weinmonat, den November Windmonat und den Dezember den heiligen Monat. Auch unterschied er zwölf Winde, da bis dahin nur vier Namen derselben bekannt gewesen waren; er nannte sie Ost, Ostsüd, Südost, Süd, Südwest, Westsüd, West, Westnord, Nordwest, Nord, Nordost und Ostnord.

6. Die christliche Religion, worin er von Kindheit an unterrichtet worden war, ehrte er tief im Herzen und hielt sie mit der innigsten Andacht und der strengsten Gewissenhaftigkeit. Die Kirche besuchte er des Morgens und Nachmittags, oft auch, wenn es seine Gesundheit zuließ, in den nächtlichen Stunden; er sorgte, daß dabei alles mit dem ehrerbietigsten Anstande gehalten wurde, und ermahnte selbst die Kirchner bei jeder Gelegenheit, daß sie ja nichts Ungeziemendes im Hause Gottes dulden sollten. Von heiligen Gefäßen aus Gold und Silber, sowie von priesterlichen Kleidungen schaffte er eine solche Menge an, daß bei dem Meßamte selbst die Thürhüter ihre eigene Kirchenkleidung hatten. Den Gesang und die Weise des Vorbetens hat er fleißig verbessert; denn er war darin sehr erfahren, obgleich er selbst nie öffentlich vorlas und nur leise für sich oder in Gesellschaft mit anderen sang. In Unterstützung der Armen und in

Ausspendung von Almosen war er unermüdlich und übte sie mit frommer Demuth. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf seine eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen auch über das Meer nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago, kurz überall hin, wo er von nothleidenden Christen hörte. Hauptsächlich in dieser Absicht suchte und unterhielt er die Freundschaft mit jenen entfernten Königen, damit die Christen, die in deren Reichen lebten, eine Erleichterung ihrer Noth und eine mildere Behandlung fänden. Seine Geschenke an Geistlichkeit und Kirchen sind nicht zu zählen. Kraft seines Testamentes wurden Zweidrittheile seines gesammten Schatzes, seines Hausrathes und seiner Kostbarkeiten gleichmäßig an die Kirchen in den einundzwanzig Metropolitanstädten seines Reiches vertheilt. Besonders groß waren seine Schenkungen an die Kirche des Apostels Petrus zu Rom; denn diese ehrte er vor allen andern. In Aachen ließ er selbst einen schönen, prachtvollen Tempel aufführen und versah ihn mit den kostbarsten Gold- und Silbergeräthen.

7. So viel nun mag genug sein von den Eigenschaften, welche Karl an Geist und Körper besaß. Seine Gesinnung und sein Gemüth bewahrte er bis zur letzten Stunde; seine Gesundheit aber wurde während der vier letzten Lebensjahre durch häufige Fieber getrübt. Dennoch enthielt er sich auch da nur selten von seinen gewöhnlichen Leibesübungen. Im Monat Januar des Jahres 814 wurde er zu Aachen von einem heftigen Fieber befallen und legte sich zu Bette. Er wollte sich wie gewöhnlich durch Fasten zu heilen versuchen; aber zu dem Fieber gesellte sich ein gefährliches Seitenweh, und schon am siebenten Tage seines Krankenlagers starb er, nach Empfang des heiligen Abendmals, um die dritte Morgenstunde. Noch an demselben Tage wurde sein Leichnam feierlich gewaschen, gesalbt, geschmückt und unter den lautesten Wehklagen des Volkes in die Kirche getragen, die er selbst erbaut hatte. Dort setzte man ihn zur Gruft, und zwar aufrecht auf einem goldenen Stuhle, im vollen kaiserlichen Ornate, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knieen, einem Stück des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und mit der goldenen Pilgertasche um die Hüfte; dann füllte man die Gruft mit Weihrauch, Spezereien und vielen Schätzen, verschloß und versiegelte sie und setzte über den vergoldeten Bogen des Einganges sein Bildniß mit der Inschrift: In dieser Gruft ruht der Leichnam Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das fränkische Reich herrlich vergrößert und siebenundvierzig Jahre hindurch glücklich regiert hat; er starb als ein siebenzigjähriger Greis im Jahre des Herrn 814 den 28. Jänner.

Bone nach Eginhard.

114. Kaiser Heinrich und die Hunnen.

Im Jahr 927 zog Kaiser Heinrich gegen die Wenden an der Havel, welche Haveler hießen, und hatte viel Streit mit ihnen, ehe

man sie zu beständigem Glauben bringen konnte. Es war in einem harten Winter, daß er vor die Burg zu Brandenburg zog und auf das Eis baute und die Burg gewann; dadurch behielt er das ganze Land unter sich.

Als während dieses Krieges der König von Ungarn nach dem Zins und Tribut sandte, ging Kaiser Heinrich mit den Seinen zu Rathe, wie er es mit den Ungarn wegen dieses Zinses machen solle. Da wurden die Räthe mit dem Kaiser einig, daß sie dem wehren wollten. Und der Kaiser sandte dem König von Ungarn einen Hund, dem er hatte Ohren und Schwanz abschneiden und das Haar scheren lassen, und entbot ihm dazu: wenn er Eigenleute haben wolle, so möge er sich daraus welche machen, und wolle er mehr Zins haben, so solle er kommen und ihn holen und mit dem Schwerte gewinnen.

Als die Ungarn hörten, daß der Kaiser ihnen zum Spott einen Hund gesandt, wurden sie alle grimmig, und machten sich bereit mit aller Kraft und Macht, die sie zusammen kriegen konnten, von Wenden, Dänen und Böhmen. Man findet geschrieben, daß ihrer hunderttausend Reisige waren. Sie zogen mit Gewalt durch Bayern und Franken, und kamen in das Land Thüringen, und belegten Jecheburg mit fünfzigtausend Mann, die andern fünfzigtausend zogen nach Sachsen. Da sammelte auch der Kaiser sein Volk, etwa zwölftausend Mann. Man findet geschrieben, daß von diesen noch achttausend abfielen durch Furcht vor dem vielen Volk der Ungarn, so daß der Kaiser nicht mehr als viertausend wohl Gewaffnete hatte. Die Ungarn waren auch in Angst; sie lagerten an der Myssau, auf der Stätte, da jetzt Scheining liegt. Denn der Kaiser tröstete sein Volk, und hatte das Vertrauen, den Streit zu gewinnen; die Herren und Fürsten aber sprachen: „Herr Kaiser, das wird euch nicht erscheinen.“ Da antwortete der Kaiser: „Es wird scheinen, so Gott will.“ Also ward die kleine Stadt, die daselbst nach dem Streite gebauet ward, Scheining geheißen, wie ich in etlichen Chroniken finde.

Der Kaiser vertraute Gott und tröstete sein Volk und sagte: „Liebe Leute, wir wollen männlich fechten für unser Land, denn Gott ist bei unserer Sache, weil sie Heiden und wir Christen sind; Gott wird uns wohl helfen. Da waren die Sachsen, die er nahe bei sich hatte, fröhlich, der andere Theil war noch betrübt. Da tröstete sie Gott. In der Nacht war ein großer Regen und am Morgen ein dicker Nebel, die Sachsen hatten Nachts in den Scheuern geruht, die Ungarn aber waren naß geworden. So zog Kaiser Heinrich in dem Nebel auf die Ungarn, und die Sachsen riefen ihr Feldgeschrei, daß die Ungarn sich entsetzten und meinten, die ganze Welt falle über sie ein, und begannen zu fliehen vor Schreck, und darüber wurden ihrer so viele erschlagen, bis daß die Sachsen vom Schlagen müde wurden.

Das Gerücht kam über das ganze Land, daß die Ungarn wären flüchtig geworden. Da kamen dem Kaiser alle zu Hilfe, die in dem

Lande und zunächst da waren, und jagten die Ungarn und Wenden bis heim in ihr Land. Der Ungarn und Wenden wurden zwanzigtausend erschlagen und neunhundert gefangen; der Sachsen wurden nicht viel erschlagen. Jedermann möchte sich verwundern, daß der Wenden und Ungarn so viel gewesen; aber wer nur einmal wüßte, wie groß Ungarland und Wendenland damals war, dem thäte es kein Wunder. Das ganze Land von der Elbe an, in der Breite und in der Länge, bis an die Heidenschaft in Littauen und bis jenseits Ungarn, alles hieß Wenden. Das geht aus ihrer Sprache hervor, denn sie weichen darin nicht sehr von einander ab.

Die Ungarn und Wenden flohen, und kamen nach dem Zins nicht mehr wieder, so lange Kaiser Heinrich lebte.

Aus Wackernagels Lesebuch.

115. Kaiser Otto's I. Krönung.

Die Deutschen fühlten sich dem sächsischen Stamme dankbar verpflichtet, da Heinrich I. das Reich nach innen und außen gekräftiget hatte; daher gedachten sie auch, die Krönung seines Sohnes Otto besonders feierlich zu begehen. Bei derselben erschienen die Großen und Edlen aller Stämme deutscher Nation. In Aachen, wo der große Frankenkönig Karl so oft und gerne weilte, in den Hallen des ehrwürdigen Domes, den er selbst erbaute, sollte Otto zum Führer und Haupt des deutschen Volkes geweihet werden. Die weiten Räume der Pfalz*) waren kaum hinreichend, die hohen Gäste zu fassen. In ihrer Mitte erschien Otto, ein Mann von königlicher Haltung, Ernst in den Mienen, Muth in den Blicken, Kraft in den nervigen Armen, Würde in seinem ganzen Wesen. Lautlose Stille empfing ihn; aber die bedeutsamen Blicke, die einer dem andern zuwarf, zeigten, mit welchem Wohlgefallen die versammelten Fürsten ihren jugendfrischen Kaiser betrachteten. Nun stieg er die Stufen des Thrones hinan, und — wie ein plötzlich erwachter Donner — brach der Jubelruf los: „Es lebe König Otto! Heil dem Sohne des großen Heinrich!“ Die Großen nahten nach der Reihe ihrer Würde und schwuren in seine Hand, treu zu halten am Könige und Vaterland.

Eine zahllose Volksmenge harrte auf den Straßen und im Dome auf den feierlichen Zug, und die Geistlichkeit, angethan mit prächtigen Gewändern, hatte sich an der Pforte des Gotteshauses versammelt, den König zu empfangen. Als dieser unter dem Jubelruf des Volkes erschien, trat der Erzbischof von Mainz, Hildebert, hervor und faßte des Königs rechte Hand und führte ihn in die Mitte der Kirche, wo er von dem ganzen versammelten Volke gesehen

*) Pfalz = Schloß, Palast, auch Rathhaus; ehemals insbesondere die Paläste der deutschen Kaiser.

werden konnte. Dann sprach er: „Hier steht der von Gott erkorne, vom König Heinrich bezeichnete und von den Fürsten anerkannte König der Deutschen. Wenn das Volk diese Wahl billiget, so erhebe es zum Zeichen dessen die Rechte auf zum Himmel!“ Jubelnd streckten alle die Hand empor, der betäubende Zuruf: „Heil unserm König Otto! Heil seinem Geschlecht!“ erfüllte die Tempelhallen, und draußen vor den Thüren widerhallte dieser Ruf von den Tausenden, die die Mauern umjauchzten. Chöre fielen ein und sangen Psalmen, Pauken und Trompeten schmetterten dazwischen, und die Geistlichen sanken am Altare nieder, um des Himmels Segen auf den neuen Herrscher herabzuflehen.

Als der erste Sturm der Begeisterung vorüber war, führte der Erzbischof den König vor den Altar, wo die Reichskleinodien lagen. Er umgürtete ihn mit dem Reichsschwert — legte ihm den Königsmantel an — gab ihm das Scepter in die Hand, salbte ihn mit geweihtem Oele und setzte ihm mit Hilfe der Erzbischöfe von Köln und Trier die Krone auf das Haupt. Nachdem dieses geschehen war, führten ihn alle drei auf einen Thron, der zwischen zwei Marmorsäulen aufgerichtet war, hielten ein feierliches Hochamt und ließen den Lobgesang anstimmen.

Da saß der vierundzwanzigjährige König; das blühende Gesicht und die hohe Stirne von blonden Locken umwallt. Er gedachte an die Thaten des unter ihm in der Gruft ruhenden Kaisers Karl und gelobte im Herzen, jenes großen Vorfahren würdig zu regieren. Aller Blicke waren auf den sinnenden König gerichtet, bis er sich endlich erhob und die Kirche verließ. Unter erneutem Beifallsruf bewegte sich der Zug in die königliche Pfalz, wo das Krönungsmal begann. Die deutschen Herzoge hatten die Bewirthung übernommen, und rechneten es sich zur Ehre, ihm persönlich zu dienen und bei der Tafel aufzuwarten. Der Herzog Eberhard von Franken trug die Speisen auf, er war Truchseß; Hermann, Herzog in Schwaben, schenkte den Wein ein und verrichtete das Amt eines Mundschenken; Arnulf, Herzog von Bayern, sorgte für das Hoflager und das Heer, er verrichtete die Geschäfte eines Marschalls; der Herzog Giselbert von Lothringen sorgte für die königlichen Zimmer, er war Kämmerer. So entstanden die sogenannten Erzämter am kaiserlichen Hofe, welche bei der Krönung ein Vorrecht der Wahlfürsten (Kurfürsten) blieben, die sie aber nachher nicht mehr in eigener Person, sondern durch ihre Gesandten verrichteten. Die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier nahmen von jetzt an das Krönungsrecht in Anspruch. —

Lustig klangen die Gläser voll edlen Weines beim Lebehoch auf den König, das Reich und seine Fürsten; Trompeten schmetterten dazwischen, und von draußen herein schallte der Jubelruf des begeisterten Volkes.

Otto hatte an diesem festlichen Tage wohl kaum geahnet, welche Sorgen und Mühseligkeiten ihm diese Krone bringen würde. Seine ganze Regierung war ein Gewebe von Kriegen; er bekämpfte die Söhne des bayerischen Herzogs Arnulf, welche seine Oberhoheit nicht anerkennen wollten und entsetzte sie der Herzogswürde, die er seinem eigenen Bruder Heinrich übertrug; er züchtigte die Dänen, die seine Markgrafschaft Schleswig heimsuchten; er unterwarf sich Böhmen; er schlug die Ungarn auf dem Lechfelde, daß ihnen auf immer die Lust verging, nach Deutschland zu streifen; er hatte viele Kämpfe mit den Italienern, die seine Herrschaft lange nicht anerkennen wollten; sein eigener Bruder Heinrich und sein Sohn Ludolf hatten sich gegen ihn empört; aber alle diese Kämpfe und Trübsale dienten nur zur Verherrlichung seines Namens. Die Geschichte nennt ihn den Großen, und Magdeburg, seine vielgetreue Stadt, bewahrt seine Gebeine und hat ihm auf dem Markte ein Denkmal errichtet.

116. Kaiser Ludwig der Bayer. — Die Schlacht bei Ampfing (1322.)

Durch den Sieg bei Gammelsdorf gegen Herzog Friedrich den Schönen von Oesterreich, so wie durch Biedersinn und Edelmuth hatte sich Ludwig der Bayer ein solches Ansehen erworben, daß ihn die Mehrzahl der Kurfürsten zum deutschen Kaiser wählte. Höchst ungern nahm Ludwig die Wahl an; nachdem er aber in Aachen gekrönt war, wollte er auch Krone und Reich männlich beschützen und vertheidigen. Bei der Kaiserwahl hatte Friedrich der Schöne von Oesterreich zwei Stimmen erhalten; trotzdem setzte auch er sich in Bonn die Kaiserkrone auf und fing an, den rechtmäßigen Herrn von Deutschland zu bekriegen. Acht Jahre dauerte der verderbliche Kampf; da wollte Friedrich mit einem Schlage Bayerns erhabenen Fürsten sammt seinem getreuen Volke niederschmettern. Mit 30,000 Kerntruppen, darunter 2200 schwer geharnischte Ritter, zog er nach Bayern herauf und stellte sich auf dem grünen Plane von Ampfing in Schlachtordnung. Zudem erwartete Friedrich seinen Bruder Leopold, der mit einem wohl gerüsteten Heer aus Schwaben in Anzug war. Nicht so gut stand es mit den Streitkräften Ludwigs des Bayern. Nur mit einer kleinen Schar, aber mit unerschütterlichem Gottvertrauen eilte er dem Feinde entgegen. Die treuen Städte München, Moosburg und Landshut schickten ihre streitbare Mannschaft, unter welcher sich namentlich die Bäckergesellen Münchens durch Heldenmuth auszeichneten. Auf dem Zuge schlossen sich noch viele Landleute an, mit dem Vorsatze, für ihren Ludwig und das Vaterland zu siegen oder zu sterben. Da kamen auch der vielgetreue Burggraf Friedrich von Nürnberg, der tapfere Böhmenkönig Johann und der jugend-

liche Herzog Heinrich von Landshut mit ihren Hilfstruppen und vereinigten sich mit Ludwigs Streitmacht.

Am 28. September 1322 standen sich beide Heere gegenüber, und schon mit frühem Morgen begannen mit großem Ungestüm die Oesterreicher die Schlacht. Mit Sturmesgewalt stürzten die Ungarn auf die Böhmen und brachten diese zum Wanken. Dem Könige Johann fiel das Pferd unter dem Leibe, und 500 seiner Kriegsknechte mußten sich als Gefangene ergeben. Bald wurde in der ganzen Schlachtlinie mit rasender Erbitterung gekämpft. Gegen Mittag gelang es dem greisen, aber kriegserfahrenen Feldhauptmann Schweppermann aus Nürnberg, dem von Kaiser Ludwig das Commando über das bayerische Heer anvertraut war, durch eine kühne Schwenkung den Oesterreichern eine solche Stellung zu geben, daß sie Sonne, Wind und Staub ins Gesicht bekamen. Endlich brach auch der Burggraf von Nürnberg mit seinen Reitern aus dem Hinterhalte hervor. Um den Feind zu täuschen, führte er ein österreichisches Banner. Mit einem Freudengeschrei wurde er von Friedrich des Schönen Heer als der sehnlichst erwartete Herzog Leopold begrüßt. Wie groß war aber die Bestürzung, als die vermeintlichen Freunde wüthend auf die Oesterreicher einhieben. Schrecken und Verwirrung verbreiteten sich unter dem Feinde; zudem machten sich die 500 Böhmen wieder los, um die Schmach ihrer Gefangenschaft zu tilgen.

Friedrich der Schöne kämpfte wie ein Verzweifelnder, aber umsonst. Viele seiner Leute flohen, sehr viele blieben auf dem Schlachtfelde, und er selbst wurde nebst 1400 Adeligen gefangen genommen. Mit großer Niedergeschlagenheit trat er vor den Kaiser. Doch der edle Ludwig kannte keinen Uebermuth, sondern bot ihm freundlich die Hand mit den Worten: „Herr Vetter, ich bin erfreut, euch zu sehen!"

Die Sieger zogen jubelnd heim, der besiegte Gegner Friedrich aber wurde in das Schloß Trausnitz in sicheren Gewahrsam gebracht. Dort lebte er beinahe drei Jahre in tiefster Trauer. Eines Tages erschien Ludwig vor ihm, reichte ihm die Hand zur Versöhnung und schenkte ihm die Freiheit gegen das Versprechen, daß er der Königskrone entsagen und seinem Bruder Leopold, der noch immer den Kampf gegen Ludwig nicht aufgeben wollte, zur Ruhe bringen wolle.

Friedrich versprach es bei Ritterehre und ritt heim. Aber es war ihm unmöglich, Leopold und überhaupt die Feinde Ludwigs zum Frieden zu bewegen. Und was that nun der edle Fürst? — Er setzte sich zu Pferd, ritt gegen München und ward wieder Ludwigs Gefangener. Dieser aber wollte sich an Edelmuth nicht übertreffen lassen, nannte ihn seinen Freund, theilte mit ihm Bett und Tisch und legte in seiner (Ludwigs) Abwesenheit den Schutz des Landes und seiner Familie in des treuen Freundes Hand.

Nachdem Ludwig alle seine Feinde besiegt hatte, wurde er am 16. Januar 1328 in Rom zum Kaiser gekrönt. Er starb 1347 auf

einer Jagd bei Fürstenfeld und wurde in der Frauenkirche beigesetzt. — Friedrich war schon 1338 gestorben.

117. Karl der Kühne.

Die Schlachten bei Granson und Murten.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, beherrschte außer der Grafschaft und dem Herzogthume Burgund die schönen und reichen Länder, welche an den Ausflüssen des Rheines und der Schelde liegen. Sein stolzer, unruhiger Sinn stand jedoch nach weit größeren Dingen, und weil es ihm nicht gelang, die Königswürde zu erwerben, so gedachte er zunächst an Vergrößerung seiner Herrschaft. Er kehrte die Waffen gegen den Herzog Renatus von Lothringen und eroberte dessen Hauptstadt Nancy. Jetzt fehlten nur noch die Gauen der freien Schweizer; dann wäre sein Reich von den Quellen des Rheines bis zu dessen Mündung mächtig hinabgelaufen. Auch diese sollten erobert werden.

Furchtbar wogten im Januar 1476 die burgundischen Massen gegen die Schweiz. Der Herzog, voll stolzen Uebermuthes und des günstigen Erfolges sicher, führte die glänzenden Scharen; sein Marsch war mehr einem Triumphe, als einem Kriegszuge gleich. Dringend mahnte Bern die bedrohten Eidgenossen. Da erhob sich von Straßburg bis Innsbruck und bis in die Thäler des Gotthard das ganze Land. Am Fuße der Höhe von Granson lagerten die Burgunder, mehr denn fünfzigtausend Mann; ihr Feldherr auf einem Hügel in morgenländischer Pracht, um ihn herum sein Volk, das Frankreich gedemüthigt und Lothringen erobert hatte. Sogleich gebot er Sturm; aber erst im zweiten Angriffe und nach dreistündiger Gegenwehr fiel die Stadt. Ihre Besatzung, achthundert Mann stark, schlug sich auf die Burg. Tag und Nacht wurde diese beschossen. Mangel brach ein; vergebens harrete sie auf Entsatz; die Eidgenossen hatten ihre Kräfte noch nicht gesammelt. Diesen Zeitpunkt benutzte ein Verräther aus dem burgundischen Heere; unter Zusicherung günstiger Aufnahme wußte er die arglosen Männer zur Uebergabe zu bereden. Karl aber achtete der schändlich Getäuschten nicht. Schrecken sollte vor ihm hergehen und alles im Schlage unterwerfen. Darum ließ er die Unglücklichen aufknüpfen oder ertränken. Doch mit seiner Ehre ging auch sein Glück unter. Die Rache zögerte nicht.

Unerschrocken rückten die Verbündeten heran, einem dreimal stärkeren Feinde muthig trotzend. Ihr Marsch ging gegen Vauxmarcus, eine hohe Burg, welche die Straße von Granson nach Neufchatel beherrschte. Der Besitzer hatte sie zaghaft dem gefürchteten Herzoge übergeben. Dieser voll thörichter Zuversicht, verließ nach dem Wunsche der Eidgenossen sein wohlbefestigtes Lager. Vergebens warnten ihn die Hauptleute. Durch enge, beschneite Straßen stiegen langsam am dritten März in der Morgenfrühe die Verbündeten empor.

Sogleich zerwarfen sie die burgundischen Vortruppen, nicht ahnend, daß der Herzog selbst schon aufgebrochen war. Erst auf der Höhe erblickten sie den ganzen Feind. Da sanken sie, nach der Väter Sitte, mit ausgebreiteten Armen zum Gebete nieder. Unkundig dieser Andacht erhob der Feind ein höhnisches Gelächter, indem er wähnte, sie wollten um Barmherzigkeit flehen. Aber rasch erhoben sie sich und drangen mit verdoppelter Gewalt vor. Bald war die Schlacht allgemein. Lange blieb sie zweifelhaft; aber um die dritte Mittagsstunde hellte plötzlich der Himmel sich auf, und neue Verbündete bedeckten den Berg. Tod verkündeten aus ihrer Mitte der Schall des Uri-Stiers und das Luzerner Landhorn. Da erfaßte unbesiegbarer Schrecken die Burgunder. Kaum tausend Mann fielen. In schleuniger Flucht zerstoben die Reihen. Umsonst stellte sich der Herzog mit den Reisigen dem andringenden Schwalle entgegen. Auch er wurde mit fortgerissen. In trostlosem Grimme fiel sein letzter Blick auf das zerstreute Heer und die untergegangene Herrlichkeit. Das ganze Lager mit allem seinem Reichthume fiel in die Hände der Sieger. Nach alter Gewohnheit verweilten sie drei Tage auf der Wahlstatt, gleich als forderten sie den Feind auf, ihnen dieselbe noch streitig zu machen. Dann kehrten sie zurück in ihre Städte und Gaue.

Aber nicht vorsichtiger, sondern nur ergrimmter machte den Herzog diese Niederlage bei Granson. Aufs neue strengte er alles an, um den Krieg fortzusetzen. Das Volk murrete laut über die unerträglichen Aushebungen und Auflagen; aber das konnte den Eigensinn des Fürsten nicht besiegen. Noch in demselben Jahre waren die neuen Truppen gesammelt. Auf einer flachen Höhe oberhalb Lausanne zog das ganze Heer an ihm vorüber, scheinbar zwar gewaltiger als je, aber im Stillen ohne die alte Zuversicht. Der Herzog selbst war blaß und entstellt und vermochte nicht die Scham und die Wuth in seinem Innern zu verbergen. Wahrsager und wälsche Schmeichler umgaben ihn; treuer Rath war ihm verhaßt.

Er beschloß, über Murten auf Bern und Freiburg zu ziehen. Aber schon hatte sich bei seiner Annäherung Ritter Hadrian von Bubenberg, ein viel versuchter und geprüfter Krieger, mit sechshundert Mann in das feste M u r t e n geworfen. Den Seinigen in Bern schrieb er: „So lange eine Ader in uns lebt, gibt keiner nach.“ Umsonst brachen vom burgundischen Geschütze Mauern und Thürme; stärker als diese, warf die Brust des Anführers und seiner Mannen den Sturm zurück. Der Herzog kam in Verzweiflung. Er wagte nicht, seinem Heere den schreckenden Anblick des letzten rasenden Kampfes unbesiegbarer Helden zu geben.

Indessen strömten Tag und Nacht die Verbündeten nach Bern; von Oesterreich achthundert Helme und zweitausend zu Fuße. Auch der vertriebene Herzog Renatus von Lothringen hatte sich den Armen seiner Mutter entrissen, um die furchtbare Schlacht mitzukämpfen. Am zweiundzwanzigsten des Brachmonats 1476 trafen unfern von Mur-

ten die Heere auf einander. Noch ehe die Schlacht anfing, erhielten viele, und unter diesen auch der Herzog von Lothringen, nach Sitte die Ritterschaft. Lange blieb der Himmel trübe umzogen und goß starken Regen herab. Als aber die Schweizer zum Gebete niederfielen, drang die Sonne herrlich durch das Gewölk hervor. Da rief Hans von Hallwyll, der die Vorhut befehligte, hochbegeistert: „Gott will uns leuchten! Auf!" — und hinein ging es in die zagenden Reihen der Burgunder. Nicht lange schwankte der Sieg. Karl wandte sich, und dreitausend Pferde mit ihm. Jenseits der Wahlstatt zerstoben sie. Mit kaum dreißig Mann langte der Herzog, Tag und Nacht reitend, am Genfer See an. Ueber fünfzehntausend bedeckten die Wahlstatt; Tausende verschlang der See. Als furchtbares Denkmal dieser Schlacht erhob sich das Beinhaus von Murten; die Schweizer setzten über den Eingang desselben in lateinischer Sprache folgende Inschrift:

Das Kriegsheer des tapfern Herzogs Karl von Burgund, Murten belagernd, von den Schweizern geschlagen, ließ dieses Denkmal zurück.

Die neuere Zeit hat es zerstört, um nicht an die Strafe des eigenen Frevels gemahnt zu werden. Karl aber, der einst so unbändige Krieger, wurde in den ersten Tagen des folgenden Jahres nach der Schlacht bei Nancy in einem halb zugefrornen Sumpfe todt gefunden. Er war verwundet, entkleidet, beraubt, und hatte sein Schwert noch in der Hand. Nach Heinrich Schreiber.

118. Friedrich Barbarossa, deutscher Kaiser.

Friedrich war mittlerer Größe und wohlgebaut; seine Haare blond, kurz abgeschnitten, und nur auf der Stirne gekräuselt; seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Bart röthlich, weshalb ihn die Italiener Barbarossa nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen, einen heiteren, aber durchdringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübung nach, keinem an Heiterkeit bei Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend sein; doch verstand er Lateinisch und las gern und fleißig die Römischen Schriftsteller. Ungeachtet großen Feldherrntalents sah er im Kriege doch nur ein Mittel für den höheren Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen; doch verlor er weder in der Freude noch im Schmerze jemals Würde und Haltung. Selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Gern hörte er Rath; die Entschei-

dung aber kam stets von ihm selbst. Andacht an heiliger Stätte und Ehrfurcht gegen Geistliche waren Eigenschaften des Zeitalters und nicht minder die seinigen. Rücksichtslos die Gesetze zu vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt zu gehorchen, für die erste des Unterthans. Ueberall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur das unternahm, was nach seiner Ueberzeugung dem Rechte und dem Gesetze gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit jener Begeisterung hinblickte, die selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Insbesondere hat er Karl den Großen zum Muster genommen; er sagte, ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirche, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber selbst in späteren Jahren, wo er dem würdigen, ihm verwandten Geschichtsschreiber Otto von Freisingen Nachrichten über seine vielen Thaten mittheilte, fügte er, von eitler Selbstliebe kleiner Seelen weit entfernt, fast wehmüthig hinzu: „Im Vergleiche mit dem, was jene herrlichen Männer der Vorzeit leisteten, sind dies vielmehr Schatten als Thaten.“ Friedr. v. Raumer.

119. Gustav Wasa, der Befreier der Schweden.

Gustav Wasa, ein edler Schwede, stammte aus der alten Königs-Familie und war der Sohn des Reichsraths Erich Wasa von Gripsholm, dem er im Jahr 1490 geboren wurde. Er war kaum zum Manne herangewachsen, als Christian II., König von Dänemark und Norwegen, den Versuch machte, sich Schweden, das nach dem Tode seines Königs von einem Statthalter beherrscht wurde, zu unterwerfen. Die Schweden widersetzten sich aber, und es kam zu einem hartnäckigen Kampfe. Christian wurde geschlagen und bat um Frieden. Die Schweden nahmen sein Gesuch an und forderten ihn, der gerade mit seiner Flotte vor ihrer Hauptstadt lag, auf, in die Stadt zur Unterhandlung zu kommen; und damit er sich nicht etwa vor Hinterlist fürchte, schickten sie ihm sechs Adelige, unter ihnen auch Gustav Wasa, als Geiseln. Christian aber kam nicht nach Stockholm, sondern segelte mit den Geiseln nach Dänemark. Hier wurden sie hart behandelt; Christian sah sie nicht als Geisel, sondern als Gefangene an, und Gustav Wasa kam nicht eher aus dem Kerker, bis ein dänischer Edelmann, Namens Bauer, 6000 Thaler Bürgschaft für ihn leistete.

Eine Zeitlang lebte nun Gustav Wasa auf Bauer's Schlosse. Als er aber hier vernahm, daß Christian, anstatt sich mit den Schweden zu vergleichen, ein großes Heer rüstete und im Begriffe wäre, sich Schweden zu unterjochen, so hatte er länger keine Ruhe, fern von seinem Vaterlande zu bleiben; er wollte zurück, wollte mit den Waffen in der Hand für die Freiheit seines Volkes sterben. Nur des Freundes Bürgschaft hielt ihn noch ab, zu entfliehen; Bauer hatte ja aber nur Geld versprochen, und es war leicht, ihm die 6000 Thaler zu

ersetzen. Gustav Wasa ließ sich daher durch dies Bedenken nicht länger in seinem Vorsatze irre machen. Er entfloh in Bauernkleidung und erreichte glücklich die Stadt Flensburg, wo er deutsche Viehhändler antraf, die in Jütland Ochsen gekauft hatten. Er trat als Knecht in ihre Dienste und kam in ihrer Gesellschaft nach Lübeck. Hier entdeckte er sich ohne Bedenken dem Stadtrath und fand bei ihm Schutz und Unterstützung. Die Natur hatte ihm eine einnehmende Gestalt, ein edles Ansehen, einen schönen, freundlichen Blick und eine seltene Ueberredungsgabe verliehen. Er benutzte diese Eigenschaften zur Ausführung seines Planes und bewog den Rath, ihm Geld und Truppen zu versprechen, wenn die Umstände eine solche Unterstützung nöthig machten. Nach einem Aufenthalte von sieben Monaten ließ er sich auf einem Kaufmannsschiffe von Lübeck nach Schweden übersetzen und suchte zuerst den Commandanten der Festung Calmar zu gewinnen. Dieser nahm aber seinen Antrag so frostig auf, daß Gustav es für rathsam hielt, aufs schnellste in Bauernkleidung landeinwärts zu entfliehen. Er ging nach der Provinz Südermannland, wo eine seiner Schwestern an einen Reichsrath verheiratet war. Sie erschrack mit ihrem Manne vor seinem Vorhaben, das er ihnen entdeckte, so sehr, daß sie ihn mit Thränen bat, sich aus ihrem Hause zu entfernen und sie nicht unglücklich zu machen. Ihre Bitte wurde erfüllt, und Gustav verbarg sich zu Refsnäs, einem Rittergute seiner Familie.

Während er hier verborgen lebte, brach Christian in Schweden ein und schlug das schwedische Heer. Die Schweden durch die Noth gedrängt, baten um Frieden und unterwarfen sich dem dänischen Könige; dieser versprach ihnen, sich auf keine Weise wegen ihrer hartnäckigen Widersetzlichkeit zu rächen, zog in Stockholm ein und ließ sich feierlich krönen und den Eid der Treue leisten. Die Schweden waren, seinen Worten trauend, über die Folgen ihres hartnäckigen Kampfes ganz beruhigt und gaben sich dem Genusse der Festlichkeiten, mit denen die Krönung gefeiert wurde, sorglos hin; aber Christians rachsüchtiges Herz dürstete nach Blut, und dieser Blutdurst mußte befriedigt werden. Er versammelte unter einem täuschenden Vorwande die vornehmsten Schweden in einem Saale seines Palastes und verkündete hier allen, von denen er glaubte, daß sie ihm feind wären, den Tod. Es traten sogleich Soldaten herein, die sie in Haft nahmen und bewachten. Keiner von den Verurtheilten sah seine Familie wieder. In größter Eile wurden auf allen Märkten der Stadt Galgen und Schaffote errichtet, auf denen die edelsten Schweden ihr Leben verbluten sollten. Der 8. November 1520 war zu ihrer Hinrichtung festgesetzt. Ein Trompeter verkündete vorher durch die ganze Stadt, daß bei Todesstrafe niemand seine Wohnung verlassen sollte. Zugleich wurden sämmtliche Stadtthore geschlossen, Geschütz aufgeführt und Wachen ausgestellt. Alles war in banger, dumpfer Erwartung. Endlich schlug die Glocke zwölf. Die Thore des Palastes öffneten sich, und die Gefangenen traten ihren letzten Weg an. Die höchsten Reichsbeamten, Reichsräthe,

Bischöfe, Ritter, Bürgermeister und Räthe der Stadt, alle in ihrem vollen Ornate, zogen paarweise, von Henkern geführt, dem großen Platze zu: in allem 94 Personen. Das Volk stürzte ungeachtet des Verbotes aus den Häusern und ließ sich durch keine Wachen, keine Schergen abhalten. Ein dänischer Rath sprach den Gefangenen öffentlich das Todesurtheil und führte in seiner Rede als Grund an, daß sie dem König nach dem Leben getrachtet hätten. Ein Bischof, der sich unter den Verurtheilten befand, schalt ihn laut einen Lügner; andere munterten das Volk auf, sich zu ermuthigen und von dem Tyrannen zu befreien. Allein alle Arme waren von Furcht und Schrecken gelähmt; der Pöbel murrte und handelte nicht. Zuerst mußten 16 Bischöfe und weltliche Herrn, dann 16 Mitglieder des Stadtrathes, dann die angesehensten Bürger das Blutgerüst besteigen. Man hörte rings umher unter den Zuschauern lautes Schluchzen und Wehklagen; die aber zu laut schrieen, wurden von den Henkersknechten gepeitscht, oder von den Soldaten niedergeschlagen. Das Blut floß in Strömen über den Platz in die Straßen; der König aber sah ruhig aus dem Fenster des Rathhauses der Mordscene zu, uneingedenk, daß für alle Sünder der Himmel Strafen hat, die sie oft schon in diesem Leben ereilen.

Am folgenden Tage wurden die Greuel fortgesetzt; Christian befahl, die Leichname der Hingerichteten zu mustern und Geistliche, Adelige, Bürgerliche in besondere Haufen zu legen; so ließ er sie zwei Tage lang den Geiern und Hunden zum Raube. Die Galgen aber wurden mit den unschuldigen Dienern der Hingerichteten behängt. Ein Theil von ihnen wurde in ihren Reisekleidern, sowie sie in der Stadt ankamen, zum Tode geführt. Viele hatten sich versteckt, aber auch sie entgingen dem Verderben nicht. Denn der König ließ allen noch Lebenden Vergebung verkünden; als sie aber zum Vorschein kamen, wurden sie ergriffen und hingerichtet. Sogar die Reisenden waren auf der Landstraße nicht sicher; sie wurden von den Pferden gerissen und an dem nächsten Galgen aufgeknüpft. Der Witwe des verstorbenen Statthalters von Schweden ließ der König die Wahl, ob sie ersäuft, verbrannt oder lebendig begraben werden wollte; sie verbat sich alles und wurde aus besondrer Gnade zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Ihre alte Mutter aber nähte man in einen Sack und warf sie ins Wasser. — Nicht menschlicher verfuhr man in den Provinzen. Christian reiste selbst im Lande umher, um neue Opfer seiner Grausamkeit aufzuspüren und ließ in allen Städten Galgen errichten. Sogar Kinder mußten unter Martern sterben, damit sie nicht den Tod ihrer gemordeten Väter rächen möchten. Gegen 600 Personen ließ der Tyrann hinrichten, ehe er nach Dänemark zurückkehrte; und nach seiner Abreise setzten die Statthalter seine Gewaltthätigkeiten und sein Mordsystem fort. Die Edelleute waren wie gejagtes Wild beständig auf der Flucht.

Dies alles vernahm Gustav Wasa in seinem verborgenen Aufenthalt mit Schaudern, und sein Schmerz war um so größer, da auch sein Vater und mehrere Verwandte bei dem schrecklichen Blutbade zu Stockholm umgekommen waren. Aber er gab sich seinen schmerzlichen Gefühlen nicht hin, sondern ließ sich durch sie nur in dem Entschlusse bestärken, Schweden frei zu machen von den Fesseln des Tyrannen. In dieser Absicht ging er, verfolgt von den umherstreifenden Soldaten Christians, nach der Provinz Dalekarlien. Der König hatte seinen Aufenthalt in Südermannland erfahren und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt; jedem, der ihn aufnehmen würde, war mit Todesstrafe gedroht; allenthalben, wo Erichson sich zeigte, fand er daher verschlossene Thüren, und mehr als einmal kam er in Gefahr, ergriffen zu werden. Gleichwohl erreichte er glücklich die Thäler von Dalekarlien, die von einem rohen, derben, freiheitsliebenden Volke bewohnt werden, das durch seine einfachen Sitten viele Aehnlichkeit mit den Schweizer Bauern hat. Eh' er aber ihre Dörfer erreichte, ging ihm sein einziger Diener mit seinem ganzen Gepäcke durch.

So sah er sich denn, ohne Geld und ohne Freunde, gezwungen, sich als Knecht bei einem Bauern zu verdingen und mit dem andern Gesinde Korn zu dreschen. Bald aber erregte er Verdacht durch seine Sprache und seine Sitten; eine Magd bemerkte auch an ihm ein feines Hemd, wie Bauernknechte es nie zu tragen pflegen. Der Herr des Gutes, dem Nachricht davon gegeben wurde, ließ ihn vor sich kommen und erkannte in ihm einen alten Universitätsfreund. Gustav fand jetzt kein Bedenken mehr, sich ihm zu entdecken und ihn zur Theilnahme an der Ausführung seines großen Unternehmens aufzufordern. Allein der Mann erschrack und rieth ihm, sich so schnell wie möglich tiefer in das Gebirg zu flüchten. Es war schon spät im Jahre. Gustav wagte sich über einen gefrornen See; das Eis brach unter seinen Füßen, und er kam in Gefahr zu ertrinken, erreichte aber doch noch glücklich genug einen andern Edelhof. Er kannte den Besitzer, der ihn ganz freundlich empfing und mit Theilnahme anhörte, aber den Schalk im Herzen hatte. Als der Falsche ihn zur Genüge ausgeforscht hatte, nahm er sich vor, den hohen Preis zu verdienen, der auf seines Gastfreundes Kopf gesetzt war. Darum stieg er unter einem Vorwande zu Pferd und gab dem nächsten dänischen Statthalter Nachricht von seinem Besuche. Es wurden ihm sogleich 20 Mann dänische Soldaten mitgegeben, um den unerwarteten Gast aufzuheben; allein ehe sie anlangten, war Gustav schon über alle Berge. Die Gattin des Edelmanns, die von den bösen Absichten ihres Gemahls wußte, hatte Mitleid mit dem jungen Fremdling und ließ ihn durch ihren eigenen Knecht auf einem Schlitten nach dem Dorf Isala zu dem dortigen Pfarrer, einem sehr rechtlichen Manne, bringen, der sich des Flüchtlings wohlwollend annahm, ihn die ersten 8 Tage in seine Kirche versteckte und dann bei einem Bauern als Knecht unterbrachte.

Allein seitdem man gewiß wußte, daß Gustav sich in diesen Gegenden aufhalte, durchstreiften dänische Soldaten das Land nach allen Richtungen. So kam denn auch ein Trupp von ihnen in des Bauern Haus, als eben der, dem es galt, in der Stube am Ofen saß und sich wärmte. Jetzt wär' er verloren gewesen, wenn die verständige Hausfrau ihn nicht auf die Seite geschafft hätte. Während die Soldaten nämlich mit ihrem Manne sprachen, kam sie schimpfend und scheltend herein und jagte den unnützen Knecht, der den ganzen Tag, statt zu arbeiten, auf der faulen Haut läge, mit einem tüchtigen Schlage, den sie ihm gab, zur Thüre hinaus. Gustav entfernte sich sogleich, und die Späher zogen wieder ab.

Sein Wirth versteckte ihn nun in einen Wagen Stroh, mit dem er nach Rätwick fuhr, um ihn weiter zu fördern. Unterwegs begegnete ihm aber ein dänisches Streif-Commando. Einer der Soldaten, der dem Bauern nicht recht zu trauen schien, stach mit dem Bajonnet in das Stroh und brachte dem armen Gustav eine bedeutende Wunde am Schenkel bei; doch merkte der Soldat nichts und ging mit den andern seines Weges. Der Bauer aber, welcher sah, daß durch das hervorquellende Blut eine rothe Spur im Schnee entstand, welche Verdacht erregen konnte, machte einem seiner Pferde einen Schnitt ins Bein, damit man glauben möchte, es käme das Blut von ihm.

So entging Gustav Wasa wieder glücklich seinen Verfolgern. Er gesellte sich nun am Sonntage beim Ausgang aus der Kirche zu den Bauern, die noch nicht wußten, was in der Hauptstadt vorgegangen war, schilderte ihnen die Wuth und Grausamkeit des Königs mit den gräßlichsten Farben und ermahnte sie mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit, das Joch des dänischen Tyrannen abzuschütteln, so lang es noch Zeit wäre. Seine Rede machte großen Eindruck; die Bauern meinten, wenn die andern anfingen, so würden auch sie nicht zurückbleiben. Dies war unserm Gustav genug. Er ging nach Mora, dem volkreichsten Kirchspiele dieser Thäler, unterstützt von einem schwedischen Soldaten, der einst unter ihm gedient hatte und ihm die größten Beweise von Liebe und Erkenntlichkeit gab. Gustav hielt zu Mora von einem Hügel herab eine feurige Rede an die Bauern. Es waren eben die Weihnachtsfeiertage, wo sie sehr zahlreich aus der Kirche kamen und Zeit hatten, sich unter einander zu besprechen. Alle Köpfe wurden begeistert, alle Fäuste ballten sich. In eben diesem Augenblick erschienen mit großem Geschrei 100 Mann Dänen, um den Redner aufzuheben. Ihre Grobheit verdroß aber die Bauern; sie nahmen sich ihres Gastfreundes an, zogen die Sturmglocke und waren nahe daran, die Dänen todtzuschlagen; sie zwangen sie wenigstens wieder abzuziehen und den Fremdling in Ruhe zu lassen.

Gustav entfernte sich jetzt gegen die westlichen Thäler hin. Kaum war er aber fort, so erschien ein anderer schwedischer Edelmann im Dorfe, der die Grausamkeiten des Königs mit übertriebenen Worten und erdichteten Zusätzen schilderte. Er erzählte von Christians Blut-

reisen und versicherte, der Tyrann würde nächstens nach Dalekarlien kommen und Galgen errichten lassen; es solle eine neue große Schatzung ausgeschrieben und allen Bauern, damit sie sich nicht widersetzen könnten, ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Alles gerieth über diese Nachricht in Schrecken und Wuth. Man bereute jetzt, daß man den verständigen Fremdling habe ziehen lassen, und jagte ihm auf Schlittschuhen nach, um ihn wo möglich wieder einzuholen. Indessen kam noch ein anderer entflohener Edelmann, der alles, was der erste gesagt hatte, bestätigte und das Wüthen des Tyrannen nicht fürchterlich genug schildern konnte; er setzte vollends den ganzen Ort in Bewegung. Jetzt brachte man Gustav im Triumphe zurück. Sogleich sammelten sich einige hundert Bauern um ihn herum. Der nächste Burgvogt wurde angegriffen, getödtet, sein Schloß geplündert. Nach ihm kam die Reihe an den Steuereinnehmer.

Die reiche Beute, die man machte, lockte eine Menge Landleute aus der Gegend herbei, und bald hatte Gustav einen Haufen von mehr als 3000 Mann unter seinen Befehlen, die vom Raube lebten und Schrecken um sich her verbreiteten. Schon hätte es jetzt eines ganzen Heeres bedurft, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben; allein die dänische Regierung konnte ihnen keine Truppen in hinlänglicher Anzahl entgegenstellen. So behielt Gustav Zeit genug, die unerfahrnen Leute im Kriegsdienste zu üben, sie in geschlossenen Gliedern fechten zu lehren, Waffen für sie schmieden zu lassen, kurz, aus seinen Bauern Soldaten zu machen und seinen Anhang immer mehr zu vergrößern. — Schon im Mai 1521 sah er sich im Stande, dem König von Dänemark förmlich den Krieg zu erklären. Eine Menge schwedischer Offiziere ging zu ihm über; die Stadt Upsala wurde erobert und Stockholm mit 15,000 Mann belagert. Hier fand Gustav aber eine hartnäckige Gegenwehr. Christian drohte ihm, seine Mutter und seine zwei Schwestern, die er in Händen hatte, hinrichten zu lassen, wenn die Belagerung nicht aufgehoben würde, und er erfüllte diese Drohung mit der ihm eigenen Grausamkeit.

Jetzt war es Zeit, den versprochenen Beistand der Lübecker in Anspruch zu nehmen. Gustav erhielt von ihnen 10 ausgerüstete Schiffe und 900 Mann Landtruppen. Noch ersprießlichere Dienste leistete aber den Schweden ein Aufruhr, der in Kopenhagen ausgebrochen war und zur Folge hatte, daß Christian des dänischen Thrones entsetzt wurde und aus seinem Land entfloh. Als die dänische Besatzung in Stockholm dies hörte, ergab sie sich und erhielt freien Abzug.

Schweden war nun von seinen Feinden befreit. Wer sollte statt des vertriebenen Dänenkönigs zum Reichsoberhaupt in Schweden ernannt werden? Ein Reichstag erklärte einmüthig, niemand sei würdiger, die vaterländische Krone zu tragen, als der Retter des Vaterlandes; alle Stimmen forderten Gustav Wasa zum König, und Abgeordnete eilten, ihm seine Wahl zu verkünden. Allein der hochherzige Mann wollte nicht das Ansehen haben, als habe er mehr für sich,

als für seine Mitbürger den kühnen Kampf gekämpft, er schlug die Krone aus. Das ganze Volk war durch seine Weigerung in die schmerzlichste Bestürzung versetzt. Man ließ mit Bitten nicht nach; die vornehmsten Volksvertreter sanken vor ihm auf die Kniee und baten ihn unter Thränen, die Hand nicht von dem tiefgesunknen Vaterland abzuziehen. Länger konnte er nicht widerstehen; in seinen eigenen Augen glänzten Thränen; er gab seine Zustimmung, und sogleich bemächtigte sich ein lauter Freudentaumel der Versammlung. Sie drängte sich herzu, ihm den Eid der Treue zu leisten, er aber schwur, das Land mit Gerechtigkeit nach schwedischen Gesetzen zu regieren (1523). Ihm zu Liebe wurde neun Jahre darauf die Nachfolge in der Regierung auch seinen Kindern zugesichert, und Schweden, das bis dahin ein Wahlreich gewesen war, in eine erbliche Monarchie verwandelt.

Gustav wußte Schweden seinen Freunden achtungswerth, seinen Feinden furchtbar zu machen. Er gab bessere Gesetze, suchte die Sitten des Volks zu mildern, ermunterte den Gewerbfleiß, die Gelehrsamkeit, den Handel, die Schiffahrt und erhob Schweden zu einer beträchtlichen Land- und Seemacht. Nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung starb er 1560 in einem Alter von 70 Jahren.

Jerrer.

120. Die Schlacht bei Sempach und Arnold Winkelried.

Der ritterliche Herzog Leopold II. von Oesterreich rückte im Jahr 1386 mit einer auserlesenen Schar geharnischter Ritter gegen Sempach, ein Dorf bei Luzern. Er wollte das Schweizervolk züchtigen, weil es sich von der Herrschaft Oesterreichs losgerissen und den Angriff des heldenmüthigen Herzogs Leopold I. in der blutigen Schlacht bei Morgarten (1315) abgeschlagen hatte. Es war gerade um die Zeit der Ernte. Leopolds Leute mähten das Korn, und die Edlen sprengten an Sempachs Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen und sie zur Schlacht herauszufordern. Einer hielt einen Strick empor und rief: „Der ist für den Schultheiß!“ Bald ordnete der Herzog seine Reiter zur Schlachtreihe, weil er dessen gewiß war, daß sich die Schweizer nicht hinter die Mauern stecken, sondern herausziehen würden zu offenem Kampfe. Weil die Ritter es aber für wenig rühmlich hielten, ihre Gegner, die alle zu Fuß waren, von ihren hohen Rossen herab zu vernichten, so begaben sie sich dieses Vortheils und stiegen ab, traten dicht an einander und bildeten gleichsam eine Wand von Erz und durch ihre weit vorragenden Spieße einen Wald mit eisernen Spitzen. Ihre Rosse sendeten sie, aus großer Verachtung der Bauern und ihres Sieges gewiß, eine gute Strecke zurück. Als die Ritter abstiegen, zogen die Eidgenossen von der Anhöhe, auf der sie, vom Walde gedeckt, den Angriff hatten abwarten wollen, in das Feld herab. Es waren 400 Männer aus Luzern, 900 aus den Wald-

stätten und 100 andere freiheitsliebende Schweizer. Sie trugen kurze Waffen, einige Helmbarten, einige kurze Bretter statt der Schilde am linken Arm. Sie fielen auf die Kniee, beteten zu Gott und rannten darauf mit lautem Kriegsgeschrei in vollem Lauf auf den Feind. Sie hofften durch ihre keilförmige Stellung durchzubrechen und dann rechts und links einzudringen. Allein da wurden sie wie von einer undurchdringlichen Mauer empfangen und einem Wald von Lanzenspitzen, die noch aus dem vierten Gliede hervorstanden. Da half kein Schlag und kein Stoß; wer sich heranwagte, fühlte die Eisenspitze in seiner Brust. Die Ritter stehen in weitgedehnter Linie; ihre dichte Reihe öffnete sich keine Spanne, und nun suchten sie gar einen Halbmond zu bilden, um die Feinde von drei Seiten niederzustoßen. Der Schultheiß von Luzern, der das Banner trug, und viele andere sinken blutend nieder, und wenn auch hier und da ein Spieß geknickt wird, so ist er schnell durch die hinteren Glieder ersetzt. Zwar sind die Ritter zu unbeholfen, den Halbmond zu bilden, aber schon sind 60 Schweizer gefallen, Leopolds Hinterhut und Fußvolk kann jeden Augenblick eintreffen; der Muth vieler Schweizer ist gebrochen, weil sie keinen Weg zum Sieg erblicken.

Da entschied ein Mann aus dem Land Unterwalden, der Ritter Arnold Struthahn von Winkelried. Dieser sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will Euch eine Gasse machen!“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und Kind! Gedenket meines Geschlechtes!“ war vor dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub sie in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer, starker Mann war, drückte er sie im Falle mit sich auf den Boden. Seine Kriegsgesellen traten über seinen Leichnam hin, alle Harste (Scharen) der Eidgenossen drangen mit hohem Muthe festgeschlossen hinter einander an. Die Reihen des erstaunten Ritterheeres preßten sich zusammen, um sie aufzunehmen. So entstand Schrecken, Eile, Noth und Hitze, daß viele Herren, in ihren Eisenpanzern unverwundet erstickten, indessen vom Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer verstärkte. Mit der größten Todesverachtung stritten sie für Weib und Kind und siegten über die Ritter, die in dem engen Raum von ihren Spießen und Schwertern nicht den rechten Gebrauch machen konnten und durch ihre schweren Rüstungen, Schnabelschuhe und Sporen vielfach gehindert wurden. Der Bannerträger Oesterreichs sank; der Herzog nahm das Banner aus des Sterbenden Hand und schwang es hoch über seine Scharen. Um ihn war der heißeste Kampf, man lag ihm an, sein Leben zu schonen: da sprach er: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben.“ So mischte er sich, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, mit den feindlichen Haufen und fand, sein Leben theuer verkaufend, den Tod. Als der Fürst fehlte, da wandte sich die ganze Macht Oesterreichs auf die Flucht. Also schrieen alle

Edle: „Die Hengste her, die Hengste her!“ Aber auf den Hengsten hatten schon die Troßknechte das Weite gesucht, als sie die Niederlage der Herren gesehen. Da blieb ihnen nichts übrig, als ein verzweifelter Kampf, der vielen auf beiden Seiten das Leben kostete. Endlich, da 656 Grafen, Ritter, oder Herren und auch von den Eidgenossen fast alle Führer erschlagen waren, unterlag der Zorn der siegreichen Schweizer der Anstrengung und Hitze des Tags. Der Rest der Oesterreicher entfloh. Die Sieger machten reiche Beute. Der Sitte gemäß blieben sie drei Tage auf dem Schlachtfelde stehen, dankten Gott für seinen Beistand, verstatteten den Oesterreichern einen Waffenstillstand, um ihre Todten zu beerdigen, und zogen dann mit 15 eroberten Bannern in ihre Städte und Dörfer, jubelnd und preisend den ersten Helden des Tages, Arnold von Winkelried.

Nach J. v. Müller.

121. Von der Freundschaft.

Ich habe Dir in der vorigen Lection die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sie nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer, sie sei überall; der andere, sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn Du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst Du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselweise zu Narren haben; denn, wie Du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder nur sein eigener Freund, und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Holunder-Freundschaften“ zu nennen! Wenn Du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest Du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein, daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß Du's von Herzen seiest, und Gutes und Böses mit ihm theilest, wies vorkommt. Die Delicatesse, da man diesen und jenen Gram allein behalten, und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er Dein Freund, daß er mit untertrete und es Deinen Schultern leicht mache.

Drittens, laß Du Deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenns Noth ist und er helfen kann, so nimm Du auch kein Blatt vors Maul, sondern geh und fordere frisch heraus, als obs so sein müsse, und gar nicht anders sein könne.

Hat Dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten, und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen

den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand zu Deinem Freunde, ist ers aber einmal, so muß ers gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst Du denn sein Freund? das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann thun. Nein, Du mußt Deinen Freund, mit allem was an ihm ist, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem Edlen kein Unedles werden müsse.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeit lang beisammen stehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst Du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript. Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden. Claudius.

122. Der Mittag auf dem Königssee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus, und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf, und gönnen den Blicken in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des Sees aber liegt ein kleines Eiland, und auf diesem eine Kapelle, dem heiligen Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehn.

Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wider; der Geier schrack heftig zusammen, drehte sich, die weit ausgespannten Fittiche stärker schlagend, um sich selbst herum, stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehen, wo es dann wohl geschehe, weil sie, von ihrer Last beschwert, nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschloße zu sehen. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einstmals versucht ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hineingesehen, und zwei junge Geier hätten darin gesessen, und Aetzung erwartend die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblick vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hilfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee, so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die unter den Bäumen lustwandelnd, oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesamt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend im Einklang war.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, ist gewaltig, ungeheuer und kühn, nur der Mensch ist wie überall. — Mit nichten, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unseren Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner, als anderswo.

Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in den Gebirgen ganz anders rasen, als auf euern Heiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach, ja er liebt die Gefahr, und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er sich, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet; und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun, mit einer Last von oft sechszig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchse, Ranzen und anderes Zugehör, muß er den schroffen schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andere Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht auf eben diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt, und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eigenen Beschaffenheit angemessen ist. —

Allerdings, sagte ein eifriger Naturforscher, wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen, und, ebenso wie eure Gemsjäger, um geringen Gewinnes willen ihr Leben aufs Spiel setzen.

Ich kam einstmal, fuhr er fort, auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltener die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maße, das erst vor kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt, Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein munterer elfjähriger Knabe hilfreiche Hand leistete. An den Wänden hingen Fischnetze und mancherlei Gewehr umher, und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid," fuhr er fort, „aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl ans Kamin."

In kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röstete ein Brodschnittchen am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte. „Vorige Woche," sagte er, „ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stund schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe — sie werden sein Fell draußen gesehen haben — ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf, und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt sein mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät, auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! Eine gute Lektion hast du schon und morgen ist auch noch ein Tag. Ein Bär ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht bloß sein Fell brauchen, auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geschwächt sein. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause, sie war mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der

Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe, ich mußte ihn mitnehmen und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff uud steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meines Bären gewahr, der halb vom Buschwerk versteckt den Kopf schlaff nach der Erde senkte. Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Wasser, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen, und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem verging. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig, als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen, — sie werden von ihm gehört haben — der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals; und während wir uns zusammen in dem Wasser herumwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter, und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausging. Der Junge führt einen guten Hieb," setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu —: „Ich war übel zugerichtet," fuhr er fort, „das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe habe ich mir die linke Hüfte beschädigt; ich bin seitdem nicht bloß lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht, und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer herbeischaffen können. Er wog über vierhundert

Pfund, und an dem Felle können sie sehen, das es kein alltäglicher Bär war."

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn; aber Noth macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen, und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in seiner Art aber noch Außerordentlicheres, trug sich im vorigen Jahr in meiner Heimat, in der Nachbarschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Witwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen — ich erzähle alles, wie es sich zugetragen hat — sagte der jüngere: „Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen." Der ältere antwortete: „Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt, ich weiß es aber nicht deutlich mehr; nur daß ich blutete." Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehen, gingen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andere tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe, denn rings umher war nur Buschholz, und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Noth? Der ältere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: „Bete, aber rühr dich nicht. Ich habe Muth." — „Ach mein Gott," sagte der Kleine weinend, „wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram." Der eine Knabe stack also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber, der Janko, stellt sich mit der Axt in Positur, und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblick packt ihn der andere Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun mit krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf, und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen

den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der andere nicht blitzschnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hilfe und ihren Muth Herren von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offenem Rachen todt auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehen, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe und fromme Knaben!

Diese Geschichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder und erzählte folgende Geschichte.

„Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vorzüglich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinen Geschäften zusahen und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer ist vom Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh er „Vater" sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn ins Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahre alt war,

konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft ans Ufer und stürzt sich ins Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe, kommt etwas hinten nachgeschwommen; und da ich hinsehe, wer solls sein, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsere Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen, und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrien, er stünde unter dem Schutze seiner großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei, und wird auch für zwei bezahlt.

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor kurzem in Neu-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin, und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand festhält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes, welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eigenen begleitete, in die See hinaus rief, und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war es ziemlich nah, als er einen lauten Schrei aufstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten

wir einen Haifisch, der die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt, und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung, einer lief gegen den andern, die einen schrieen, um das Thier zu schrecken, andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam, Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu sein. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hilfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Cajüte des Capitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrnndes. Bald färbte dieses mit selnem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feinde hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem älteren Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand; endlich hält er sich fest, und wird mit dem Kind auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen, er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht sein. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens uud der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam heraufkam. Sprachlos stund Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe ins Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Volney? Dann, als besänn er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hilfe, welche die Umstände forderten, und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der

Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: Ich danke ihnen für ihre gute Meinung, reden sie aber nicht von Belohnung. Ihr Kind hab ich gerettet, weil es eben ein hilfloses Kind war; es ist mir lieb, es ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir. Nach diesen Worten fing er von neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stund er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dies auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unserer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wandte es sich nach der offenen See, und lange noch sahen wir, als es die Flut langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte."

Jacobs.

123. Der Krieg.

In den ersten Tagen des Mai führte ein Vater seine Kinder, Allwin und Theodor, in das Freie hinaus. Der Weg ging eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In seinen weit geöffneten Thüren sahen sie schon von ferne ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingingen, und eine lustige, aus dem Innern schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Theil zu nehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen vergaß hier die Arbeiten und Mühen der vergangenen Tage. Viele spazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab, und genoßen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüten der Bäume süße Düfte hervorlockte. Männer wandelten mit Weibern; und vor ihnen hüpften ihre Kinder oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens beseelt. Die fröhlichen Töne, die sie umzogen, die heitern Strahlen der Abendsonne, und die anmuthigen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüther erheitert und in ein süßes Vergessen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmälich verlor sich die größere Menge und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsche zur Seite eine anmuthige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen und rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Allwin und Theodor waren nicht unter den letzten. Sie fanden auf einem Rasenplatze einen Knaben sitzen, welcher zwei kleine Pfeifen blies und zur Abwechslung dazwischen sang.

Das Lied, das er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehrmals; aber immer, wenn er gegen das Ende kam, wurde seine Stimme immer dumpfer und dumpfer, bis sie endlich bei den letzten Worten ganz zu erlöschen schien.

Wer einmal gekommen war, blieb stehen und hörte. Der Knabe schien etwas über zwölf Jahre alt zu sein. Seine heitere Bildung gefiel jedermann, wie er denn auch die Umstehenden unbefangen und unschuldig mit großen blauen Augen ansah. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkosete. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Anmuth, die jedermann wohlgefiel. Man wollte wissen, wer er sei, wo er herkomme, und wem er angehöre.

„Ich komme weither vom Rhein," antwortete er, „wo meine arme Mutter wohnt. Ich ziehe umher, um etwas zu verdienen."

Diese Worte erregten die Neugierde der Umstehenden noch mehr. Man verlangte seine Geschichte zu hören. Er schwieg einige Augenblicke; dann legte er seine Flöten bei Seite, drückte den Hund fester an sich und erzählte mit gefalteten Händen folgendermaßen:

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirthschaft trieb. Wir hatten ein feines Haus, nicht weit vom Fluß, und einen Garten dabei, auch einen kleinen Weinberg, dicht am Wasser. Wir hatten Pferde und Kühe, und alles, was wir wünschten. Gar oft sagte mein Vater: Unsere Nachbarn sind zwar reicher, aber gewiß nicht vergnügter als wir. Denn wir sind zufrieden mit dem, was uns Gott beschert, und begehren nicht mehr, als wir haben.

Das war vor dem Kriege, da ging uns alles zu Glück. Als aber die Kriegsunruhen anfingen, fingen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden waren, und daß man niemand schone, weder Alt noch Jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schauderhafte Dinge und machten uns sehr bange. Oft sahen wir auch schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir gingen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf, denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohte uns ebenfalls.

Endlich fing die Noth auch in unserer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde bald Feinde. Aber sie waren alle gleich und verlangten immer dies und das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohl ginge. Aber dabei nahmen sie uns alles, was wir hatten; und wenn wir ihnen alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank.

Eines Tages hörten wir ein gewaltiges Kanonenfeuer und gegen Abend hieß es, der Feind sei geschlagen und ziehe sich mit großer Eile im Thale herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft

des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater ging nicht zu Bette, sondern verwahrte das Haus und erwartete den Erfolg.

Früh, vor Tagesanbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durchs Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thüren aufzusprengen. Da öffnete ihnen mein Vater gutwillig — denn es waren ihrer zu viele, um sie abzuhalten — und fragte sie recht höflich, was denn ihr Begehren sei. Da verlangten sie Geld, aber viel und schnell; und einige zogen die Säbel, andere spannten die Pistolen gegen ihn und drohten, ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte.

Ich war unter der Zeit hinausgelaufen und bat meinen Vater, ihnen doch alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend seinen Säbel über mir, um mich in Furcht zu setzen; aber ein anderer, der vom Pferde gestiegen war, faßte mich freundlich beim Kinn und streichelte mir den Kopf und sagte mir, ich sollte mich nicht fürchten. Ich fürchte mich nicht, antwortete ich, aber, um Gottes Willen, thut nur dem Vater nichts!

Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten sie mich und die Mutter in Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus und drohten, uns mitzunehmen oder ums Leben zu bringen. Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes, ich weiß nicht wie viel, und gab es ihnen. Aber sie waren nicht zufrieden, sondern fluchten entsetzlich, und einige stiegen schon ab, um selbst zu suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüße in der Nähe. Da erschracken sie, stiegen hastig wieder auf und jagten mit ihrer Beute auf und davon.

Als sie weg waren, dankten wir alle Gott, daß nichts Schlimmeres geschehen war. Aber mein Vater war still und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahnet, das uns bevorstund.

Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, und keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungestüm Geld verlangten. Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm so arg wurde, um meinem armen Vater zu Hilfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn, und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab; und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen."

Der Knabe hielt bei diesen Worten inne, Thränen rollten über seine Wangen und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah," fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, „warf sie sich über meinen armen Vater her, und schrie und weinte, bis ihr die Stimme verging. Da glaubte

ich, sie sei auch todt, und wollte auch sterben. Die Reiter waren indessen in das Haus gegangen, und rafften zusammen, was sie fanden. Dann ritten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich nicht weiter um uns.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte; bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hilfe suchen. Aber ich war in einer so großen Angst, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreien; und das hörte niemand; denn unser Haus lag einzeln. Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme, und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre? Ich konnte vor Freude nicht antworten und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erstickten meine Worte. Aber, ach! in dem Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unseres Hauses empor. Meine Mutter raffte sich auf, und wollte in das brennende Haus hinein. Aber ich hielt sie fest und ließ sie nicht los. Denn sie wäre gewiß in den Flammen umgekommen. Das Haus stund mit einem Mal in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen; aber alle Hilfe war umsonst; das Haus brannte nieder, und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen. Nun versammelten sich viele Leute um uns, und beklagten unser Unglück. Und jeder erzählte etwas, das ihm begegnet war, der eine dies, der andere das; denn es war niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch niemand, als mein armer Vater.

Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank, denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel gewesen; und noch wußten wir nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Meine Mutter saß immer neben meinem todten Vater, und hielt mich fest auf ihrem Schoße, damit sie mich nicht auch verlöre, sagte sie. Da kam eine arme Witwe aus der Nachbarschaft, der mein Vater in bessern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Die bat meine Mutter aufzustehen und mit in ihre Hütte zu gehen. Sie wollte alles mit uns theilen, sagte sie, was sie in ihrer Armuth hätte.

Den andern Tag begruben sie meinen Vater, und der Pfarrer predigte an dem Grab und sagte, mein Vater wäre nun im Himmel, denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. Und das ist auch gewiß wahr; denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes.

Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker, und setzte mich auf das Grab, und weinte, und rief meinen Vater mit Namen; und dann betete ich, und nahm mir vor, auch so gut zu werden, wie er. So saß ich lange auf dem Grabe, und konnte nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an; und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte."

Bei diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn fest dagegen. Dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank, und wir lebten sehr kärglich. Unsere gute Wirthin hatte nur wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen. Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich eines Tages zu ihr: Liebe Mutter, ihr seid so traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können. Aber seid nur getrost! Kann ich nicht die Doppelpfeife spielen und allerlei Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben, und Musik machen, wie der blinde Nepomuk, der sonst immer mit seinem Enkel hieher kam; so seid ihr eine Sorge los, und ich denke etwas zu verdienen. Dann komme ich wieder zurück und bringe euch mit, was ich erworben habe. — Meine Mutter antwortete nichts; ich aber schickte mich zur Reise an, bat meine Wirthin um etwas Brod, rief den Hund und wollte hinaus. Da meine Mutter nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlassen, sondern schalt mich und stritt und bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch alles genommen hatten; der sagte: Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen; Gott wird ihn behüten! Und da ich auf meinem Vorhaben bestand, sagte sie endlich unter vielen Thränen: Nun so geh in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibest.

Da gab ich ihr die Hand und ging fort; und es sind nun zwei Monate, daß ich herumziehe und Musik mache, und noch ist mir nichts Uebles begegnet. Ich habe mir schon einiges erspart, und wann es noch mehr ist, kehre ich wieder nach Hause zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge um mich haben mag."

Mit diesen Worten endigte der Knabe seine Geschichte, und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen wog und zwischen beide Hände drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freigebig und liebkosten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir kommen?" — Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will euch so viele Lieder spielen, als ich weiß." — Der Mann lächelte und ging mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindesstatt angenommen hatte und für seine Mutter Sorge trug.

Jakobs.

124. Der Wasserfall auf Neuseeland.

Am 11. April (1773) schien uns die klare und helle Luft einen schönen Tag zu versprechen, der uns sehr erwünscht war, weil wir seit unserer Ankunft in Dusky-Bay des naßen Wetters halber unsere Segel und unser Leinenzeug noch nicht hatten trocknen können. Da

die Boote heute zu missen waren, so ließen wir uns, um Naturalien aufzusuchen, nach der Bucht übersetzen, wo wir das erste indianische Boot angetroffen und von weitem auch einen Wasserfall gesehen hatten, von welchem diese Bucht Cascade-Cove oder Cascaden-Bucht war benannt worden. Dieser Wasserfall scheint in einer Entfernung von anderthalb englischen Meilen eben nicht beträchtlich zu sein; dies rührt aber daher, daß er sehr hoch liegt. Denn nachdem wir angelangt waren, mußten wir den Berg, auf welchem er gelegen ist, wenigstens sechshundert Fuß hoch hinauf klettern, ehe wir ihn völlig zu Gesicht bekamen. Von dort her ist die Aussicht groß und prächtig. Der Gegenstand, der zuerst in die Augen fällt, ist eine klare Wassersäule, die gegen vierundzwanzig bis dreißig Fuß im Umfange hält, und mit reißendem Ungestüm sich über einen senkrecht stehenden Felsen, aus einer Höhe von ungefähr dreihundert Fuß, herabstürzt. Am vierten Theile der Höhe trifft diese Wassersäule auf ein hervortretendes Stück desselben Felsens, der von da an etwas abhängig zu werden anfängt, und schießt alsdann in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr fünfundsiebenzig Fuß breiten Wasserwand über den hindurchscheinenden flachen Felsenrücken weg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen, und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr hundertundachtzig Fuß im Umfange halten mag und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsenwand eingefaßt, vorn aber von großen und unordentlich über einander gestürzten Steinmassen eingeschloßen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus, und fällt schäumend und schnell am Abhange des Berges in die See herab. Mehr als dreihundert Fuß weit umher fanden wir die Luft mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Falle entsteht und so dicht war, daß er unsere Kleider in wenig Minuten dermaßen durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns indessen durch diese kleine Unannehmlichkeit im geringsten nicht abhalten, dies schöne Schauspiel noch von mehreren Seiten her zu betrachten, und stiegen zu dem Ende auf die höchsten Steine vor dem Becken. Wenn man von hier aus in dasselbe hinabsah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Cascade völlig kreisrund und sowohl vor als unter uns zu sehen war. Außer und neben diesem Licht- und Farbenkreise war auch der Wasserstaub mit denselben Farben, aber in verkehrter Ordnung gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Erscheinung stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Anschein nach die Gewalt des vom Berge herabkommenden Wassers zusammengethürmt hatte; über diesen hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von etwa hundertfünfzig Fuß, und auf diese war eine fünfundsiebenzig Fuß hohe senkrechte Felsenwand, mit Grün und

Buschwerk überwachsen, aufgesetzt. Weiter zur Rechten sah man Gruppen von gebrochenen Felsen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerhand Blumen verschiedentlich schattiert, und der dort herkommende Strom ist zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr vierzig Fuß das Wasser gegen die Strahlen der Sonne decken. Das Getöse des Wasserfalls ist so heftig und schallt von den benachbarten widertönenden Felsen so stark zurück, daß man keinen andern Laut dafür unterscheiden kann. Die Vögel schienen sich deshalb auch etwas davon entfernt zu halten, weiterhin aber ließ sich die durchdringend helle Kehle der Droßeln, die tiefere Stimme des Bartvogels und der bezaubernde Gesang verschiedener Bäumläufer oder Baumkletterer an allen Seiten hören, und machte die Schönheit dieses wilden romantischen Flecks vollkommen. Als wir uns umwandten und dem Wasserfall den Rücken kehrten, sahen wir die weite Bai, mit kleinen hochbewachsenen waldichten Inseln besäet, unter uns und über selbige hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckte Berge bis in die Wolken reichten, an der andern aber begrenzte der unabsehlich weite Ocean die Aussicht.

Forster.

125. Ueberfahrt von Messina nach Neapel.

1.

Auf der See, Dienstag den 13. Mai 1787.

Meine Hoffnung, diesmal schneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit eher befreit zu sein, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines so mannigfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergessen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelbläue zeigte, die man nur sehen kann. Eine Schar Delphine begleitete das Schiff, schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich dünkt, sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde; einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff, in verschiedenen Richtungen fortstreichend, nur überlisten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrene Reisende versicherten, weder Hauptmann noch Steuermann verstünden ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Werth so vieler Menschen und Güter seien sie nicht geeignet einzustehen.

Ich ersuchte diese übrigens braven Personen, ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter, denn alles hatte sich auf das französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend. Ich stellte vor, daß Mißtrauen und Sorge jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da bis jetzt alle in der farb= und wappenlosen Leinwand ihr Heil gesehen.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weiße Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie sich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geschwungenen weißen Taschentüchern begrüßen, und dadurch, wechselseitig, ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt; eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brot von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich essen sollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht, wie auf der Corvette, über die vortreffliche Kost triumphirend meinen Neid zu erregen suchte, mich vielmehr diesmal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

2.

Mittwoch, den 14. Mai 1787.

Und so war der Nachmittag vorbeigangen, ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig, wir beiden aber, die wir die Welt mit malerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden sein, denn bei Sonnenuntergang genossen wir des herrlichsten Anblicks, den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daranstoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indeß die Felsen, die sich südwärts hinabziehen, schon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgethürmt, auf der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte, daß alle Farbenkunst nicht hinreiche, diese Harmonie wieder=

zugeben, so wie der feinste englische Bleistift die geübteste Hand nicht in den Stand setze, diese Linien nachzuziehen. Ich dagegen, überzeugt, daß ein weit geringeres Andenken, als dieser geschickte Künstler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchst wünschenswerth sein würde, ich ermunterte ihn, Hand und Auge zum letzten Mal anzustrengen; er ließ sich bereden, und lieferte eine der genauesten Zeichnungen, die er nachher colorirte und ein Beispiel zurückließ, daß bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit ebenso begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns, und zu unserm Erstaunen entzündete sich die vesuvische Wolke, sowie auch der Wolkenstreif, je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unseres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber diese uns so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelassen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Passagieren nicht lange in Ungewißheit. Sie, der Meeresereignisse kundiger als wir, machten dem Schiffherrn und seinem Steuermann bittere Vorwürfe, daß über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sei, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sei. Aber eben diese Windstille machte jene Männer trostlos; wir befinden uns, sagten sie, schon in der Strömung, die sich um die Insel bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung gegeben ist.

Aufmerksam durch diese Reden, betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen; denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheiden ließ, so bemerkten wir doch, daß das Schiff, schwankend und schwippend, sich den Felsen näherte, die immer finsterer vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken; Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hilfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt; für theures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Maneuvres beobachtet. Nun hieß

er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntniß der Schiffkunst, sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeugs zu verschaffen gewußt und nun, durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit, alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien noch immer auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich, länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu; ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und ihr Schreien denen, von welchen allein noch Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. Die Schiffsleute versuchten noch ein Rettungsmittel, das wenigstens in die Augen fallend war; sie ließen das Boot hinunter, das freilich nur sechs bis acht Männer fassen konnte, befestigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matrosen durch Ruderschläge nach sich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß sie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte, es bald aus derselben herausgerettet zu sehen. Ob aber gerade diese Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beschaffen sein mochte, so ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und seine Mannschaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geschleudert, wie die Schmitze einer Peitsche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch diese Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechselten ab und der Zustand wuchs um so schauerlicher, da nun oben auf den Felsen die Ziegenhirten, deren Feuer man schon längst gesehen hatte, hohl aufschrie'n, da unten strande das Schiff! Sie riefen einander noch viel unverständliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten sie sich auf manche Beute, die sie am andern Morgen aufzufischen gedächten. Sogar der tröstliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felsen sich so drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannschaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum äußersten käme, damit von den Felsen abzuhalten, bis denn endlich auch diese brächen, und alles verloren sei. Immer stärker schwankte das Schiff, die Brandung schien sich zu vermehren, und meine durch alles dieses wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entschluß auf, hinunter in die Cajüte zu steigen. Ich legte mich halbbetäubt auf meine Matratze; doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien; denn ganz deutlich schwebte mir das Bild von Merians Kupferbibel vor Augen. Und so bewährt sich die Kraft aller sinnlich sittlichen Eindrücke jedesmal am stärksten, wenn der Mensch ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist. Wie lange ich so in halbem Schlafe gelegen, wüßte ich nicht zu sagen; aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltiges Getöse über mir; ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdecke hin und wieder schleppte, dies gab mir

Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile sprang Kniep herunter, und kündigte mir an, daß man gerettet sei; der gelindeste Windshauch habe sich erhoben, in dem Augenblicke sei man bemüht gewesen, die Segel aufzuziehen, er selbst habe nicht versäumt, Hand anzulegen. Man entferne sich schon sichtbar vom Felsen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch, sie zu überwinden. Oben war alles stille; sodann kamen mehrere der Passagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten sich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unserer Fahrt erwachte, befand ich mich frisch und gesund, so wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieser Epoche gewesen war, so daß ich also auf einer längeren Seereise mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck sah ich mit Vergnügen die Insel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unser Schiff in solcher Richtung, daß wir hoffen konnten, in den Golf hinein zu fahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, so erschienen nun auch die Castelle und die Stadt gerade vor uns, sodann links der Posilippo und die Erdzungen, die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für seinen Orient sehr eingenommener griechischer Priester, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage, wie sich denn Neapel zu Constantinopel verhalte, sehr pathetisch antwortete: anche questa è una città! — Auch dieses ist eine Stadt! — Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umsummt von Menschen; es war der lebhafteste Augenblick des Tages. Kaum waren unsere Koffer und sonstigen Geräthschaften ausgeladen und standen am Ufer, als gleich zwei Lastträger sich derselben bemächtigten, und kaum hatten wir ausgesprochen, daß wir bei Moriconi logiren würden, so liefen sie mit dieser Last wie mit einer Beute davon, so daß wir ihnen über die menschenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arme, und wir hätten wenigstens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als die neapolitanischen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verschont hatte.

v. Göthe.

126. Der Bergmann.

I.

Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig und eine Menge Menschen, theils Reisende, theils bloße Trinkgäste, saßen in

der Stube und unterhielten sich von allerhand Dingen. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen.

Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht; doch trugen seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig sei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wissen, was in den Bergen verborgen sein müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet und nur gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seien doch nicht umsonst so weit im Umfange und so fest verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sei fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehen. Endlich sei ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden; da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gebe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinunter gehen; nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula sein, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dies nicht zweimal sagen lassen und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht.

„Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen," fuhr er fort, „kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen und mit bretternen Hütten besetzt waren, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen; mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stand ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale und begegnete bald einigen schwarz gekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und mit schüchterner Aengstlichkeit trug ich ihnen sogleich mein Anliegen vor. Sie hörten mich

freundlich an und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehen und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden könne. Sie meinten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf!“ womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg fort und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing und, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt und ihm meine große Lust, seine seltene geheimnißvolle Kunst zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen, und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren und mich in der reizenden Tracht sehen würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.“

„Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir auch die Sprache sowohl, als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen vorkam. Das wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem sich allmälig die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erschien und hielt den Gottesdienst; nachher sprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu beschützen und ihnen reiche Anbrüche zu bescheren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet, und nie die hohe Bedeutung unseres Gottesdienstes lebhafter empfunden. Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besäßen und in dem ernsten, stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunklen, wunderbaren Kammern zur Empfängniß himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienste eine Lampe und ein kleines hölzernes Crucifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorsichtigkeitsregeln, so wie mit dem Namen der mannigfaltigen Gegenstände und Theile bekannt. Er fuhr voraus und schurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seile anhielt,

das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beispiele, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe."

„Mir war seltsam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde, meine neugierigen Fragen zu beantworten und mich über seine Kunst zu belehren. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungenheit der Gänge und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte mich nun mit Freuden im vollen Besitze dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines angebornen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unserm geheimen Dasein haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht, daß sie jedem andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu sein, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust und verhieß mir, daß ich bei diesem Eifer und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen würde. Mit welcher Andacht sah ich zum ersten Male in meinem Leben, vor nunmehr fünfundvierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins! Es kam mir vor, als sei er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt und glänze freundlich dem Bergmanne entgegen, der mit so viel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen und in geachteten und wohlverdienten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula und stieg allmälig bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war."

II.

Der alte Bergmann ruhete ein wenig von seiner Erzählung aus und trank, indem ihm seine Zuhörer ein fröhliches „Glück auf!" zubrachten. Diese unterhielten sich dann eine Zeit lang von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaues und erzählten wunderbare Sagen, wobei der Alte oft lächelte und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war. Nach einer Weile fuhr er fort:

„An dem Tage, wo ich Häuer wurde, legte mein alter Meister seine Hände auf mich und seine Tochter und segnete uns als Braut und Bräutigam. An demselben Tage hatte ich in der Frühschicht, wo ich noch Lehrhäuer war, eben als oben die Sonne aufging, eine reiche Ader angehauen. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildnisse auf einer großen Münze und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und aller Augen auf sie gerichtet waren! Unser alter Vater erlebte noch einige muntere Enkel, und konnte mit Freudigkeit aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen und den großen Lohntag zu erwarten."

Hier schwieg er eine Zeit lang und trocknete sich einige Thränen aus den Augen. „O," sagte er dann mit einer edlen Lebhaftigkeit, „der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! Denn es gibt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin. Er begnügt sich, zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lauteres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Festen der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunklen Grüften seines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig; — und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüthe tritt er unter seines Gleichen und ergötzt sich dankbar an den schönen Gaben des traulichen Gespräches!"

„Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und von dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgiltigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigenthümlichen Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderkraft erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, das die Ruhe verscheucht und die ver-

derbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehen, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeilockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen und so ihre Neigung, allen anzugehören, allmälig zu befriedigen."

„Wie ruhig arbeitet dagegen der arme, genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt! Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen, harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welch' köstliches Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen! Es ist das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige Male habe ich nicht vor Ort gesessen und bei dem Scheine meiner Lampe das schlichte Crucifix mit der innigsten Andacht betrachtet. Da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat."

„Wahrhaftig! das muß ein göttlicher Mann gewesen sein, der den Menschen zuerst die Kunst des Bergbaues gelehrt und in dem Schoße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm; dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andere Gänge verunedeln ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schart und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmanne in tausend Trümmer; aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken; er verfolgt ruhig seinen Weg und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trumm aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg und bricht mit Gewalt querein, bis er den wahren, erzführenden Gang wieder gefunden hat. Wie bekannt wird hier der Bergmann mit allen Launen des Zufalls! wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben!"

Novalis.

127. Von der Geschichte unseres festen Erdkörpers.

Mit Recht haben mehrere weise Männer die große schöne Natur um uns her, mit ihren Sternen, Bergen, Blumen und vielerlei Thieren, auch ein großes Buch Gottes für den Menschen genannt, das nur statt der Buchstaben, worinnen die heilige Schrift verfaßt ist, in lauter Gestalten geschrieben sei. Auf jedem Blatte dieses großen Naturbuches steht auch von der Liebe Gottes zu den Menschen und zu allen seinen Geschöpfen geschrieben; eben so wie in der heiligen Schrift auf jedem Blatte von Gottes Weisheit und Größe.

Eigentlich ist freilich jedes kleine Thier und jedes kleine Pflänzchen, wenn man seinen inneren Bau und seine ganze Lebensart betrachtet, ein eben so wundervolles Werk und Zeugniß von Gottes Güte und unendlicher Allmacht, als das ganze schöne Weltgebäude und unsere große Erde. Aber der Mensch bewundert gewöhnlich doch das mehr, was als recht ungeheuer groß und gewaltig ins Auge fällt, und sieht erst nachher ein, daß er dieselben Wunder, die er dort im Großen anstaunte, auch im Kleinen bei und um sich hat. Wir wollen uns hier mit etwas recht Großem, mächtig ins Auge Fallendem, mit der festen Erdmasse, beschäftigen, auf welcher dem Menschen und der ganzen ihn umgebenden Natur ihre Wohnstätte bereitet ist.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Denn obgleich die tiefsten Bergschächte in Tyrol und Böhmen über 1500 Ellen, und also gegen zwölfmal so tief hinunter in die Erde gingen, als die großen Thürme in Nürnberg hoch sind, oder siebenmal so tief, als der große Thurm in Straßburg, so ist das doch wie gar nichts zu rechnen gegen die Dicke unseres Erdkörpers von seiner Oberfläche bis zu seinem Mittelpunkte. Denn diese Dicke beträgt über zehn Millionen Ellen, oder 82,000 mal die Höhe der großen Nürnberger Thürme, und 47,000 mal die Höhe des Straßburger Münster-Thurmes, (jene zu 123, diesen zu 220 Ellen gerechnet).

Dagegen ist die Höhe, auf welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche aus seinen Thälern und Ebenen hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher, und obgleich wir auf unserer Erde keine so gar hohen Berge kennen, wie auf dem Planeten Venus, wo es nach den Messungen der Astronomen welche gibt, die fünfmal so hoch sind, wie unsere höchsten, so ist doch schon der schöne Ortlerberg in Tyrol über 6000 Ellen, mithin gegen vierzigmal so hoch, als die Sebalder Thürme in Nürnberg, und über siebenundzwanzigmal so hoch als der in Straßburg; und der Chimborasso in Amerika ist noch um etliche tausend Ellen höher, ja der Dhawalagiri-Berg in Asien ist mehr als noch einmal so hoch, als der Ortlerberg, denn sein Gipfel reicht mehr als 13,000 Ellen hoch über die Meeresfläche hinauf.

Wenn man nun alles das, was den Menschen bei ihrem Hinabgraben in die Tiefe, welches freilich wegen des immer hinunterdringenden Wassers, und wegen der da unten verdorbenen Luft gar schwer ist, bekannt geworden, zusammen nimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers bis jetzt wissen. Dies besteht ungefähr in Folgendem:

Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, scheint es große Weitungen zu geben, die wohl meistens mit Wasser ausgefüllt sein mögen. Denn bei starken Erdbeben, wie sie zuweilen in Asien und auch bei uns in Europa und Amerika zugleich waren, hat sich die Erschütterung öfters fast zur nämlichen Zeit über eine Strecke von mehreren tausend Meilen, zum Beispiel im Jahre 1755 von Lissabon bis hinüber nach Amerika, verbreitet. Das ließe sich wohl nicht erklären, wenn man das Innere der Erde, von der Oberfläche hinein, als eine ganz dichte Masse ohne alle Höhlungen annehmen wollte; leichter aber, wenn man sich in der Tiefe Weitungen denkt, die mit Wasser angefüllt und unter einander im Zusammenhange sind, wodurch sich dann die Erschütterung von einer zur andern fortpflanzen muß. Manche solche Höhlen sind auch leer, und so weit nach oben gelegen, daß man zuweilen gar hineinsteigen und ihr Inwendiges betrachten kann. Da sind nun freilich die Höhlen, die wir in unserm deutschen Vaterlande haben, wie die Baumanns- und Bielshöhle am Harz oder die um Muggendorf in Franken, noch lange nicht die größten. Selbst jene Meilen weit sich fortsetzenden unterirdischen Gewölbe, zu denen die Adelsberger Grotte bei Triest und die Höhle des Cintragebirges in Estremadura gehört, sind noch nicht die größten, die man auf der Erde kennt, sondern schon Norwegen und die genauer bekannten Gegenden von Nordamerika haben Höhlen von unvergleichbar viel mächtigerem Umfange aufzuweisen. In einer solchen Weitung der Tiefe verlor sich im Jahr 1344 plötzlich der wasserreiche Fluß Gaule in Norwegen, und es dauerte mehrere Tage, bis er die Räume derselben erfüllt hatte, und an der Oberfläche wieder hervorbrechen konnte. In eine solche Weitung versank im Jahr 1702 unweit Friedrichshall in Norwegen der Hof Borge mit dem ganzen zu ihm gehörigen Flächenraum, und das benachbarte Felsengebirge enthält Oeffnungen, welche zu unergründbar tiefen Räumen führen. Die Höhle Dolsten auf dem Norwegischen Sundmör scheint sich unter das Felsenbette des Meeres fortzusetzen und endigt an unzugänglichen Abgründen. In Nordamerika hat noch niemand den Umfang der mächtig weiten unterirdischen Gewölbe überblickt, die sich im Gebiet von Warren County in Kentucky eröffnen. Neunzehn Stunden lang hatte Ward diese Weitungen, deren viele er, wegen ihrer ungeheuern Ausdehnung, mit Städten verglich, durchwandelt, ohne das Ende zu erreichen; die größte der Weitungen ist sechs englische Meilen vom Eingang entfernt. Und den-

noch erscheinen die Höhlen, in welche der Mensch einzudringen vermag, meist nur als das obere Geschoß der großen, damit zusammenhängenden Räume, die ihm die Tiefe verbirgt. In dieser unbekannten Tiefe braust der Wasserfall der Höhle bei Levington, in welcher Baker mit seiner Familie sich verirrt hatte, so daß er erst nach mehreren Tagen einen der beiden mächtig großen Ausgänge wieder fand; in diese Tiefe stürzen die Wasser der Castletons- und Paolshöhle in England hinab.

In der Tiefe der Erde muß aber auch, wenigstens an manchen Orten, Feuer oder sonst eine Ursache wirksam sein, welche große Wärme hervorbringt. Denn wenn man in manche Bergschächte in England, die zum Theil unter den Meeresgrund hinabreichen, oder in die Bergschächte vieler andern Länder der Erde hinuntersteigt, findet man da nicht bloß die gewöhnliche Wärme, die die Keller im Winter haben, und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht so eindringen kann, sondern eine andere selbstständige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre Ursache tief unter der Erdoberfläche haben muß. Die Erde selbst muß von innen heraus, außer dem, was die Sonne thut, Wärme verbreiten können, daher grünet und wächst das Gras in Finnmarken tief unter dem Schnee fort.

Die feurigen und geschmolzenen Massen, welche die feuerspeienden Berge auswerfen, müssen auch aus einer sehr großen Tiefe heraufkommen und wahrscheinlich wohl eben daher, wo jene von unten herauf dringende Wärme herkommt. Der berühmte Reisende A. von Humboldt hat in einen gerade damals ganz ruhigen Schlund eines feuerspeienden Berges hinuntergesehen. Da erblickte er in einer ungeheuren Tiefe, unten, in einer weiten Höhlung, drei unterirdische Bergspitzen, aus denen oben Feuer und Rauch herausdrangen. Auch im Aetna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, in der Tiefe unten das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse wie ein siedendes Wasser immer heraufkochen und wieder niedersinken. Aber der eigentliche Ort, von wo diese geschmolzenen Massen empordringen, muß von der Stelle, die man dort sehen kann, wohl noch Meilen weit entfernt liegen. Denn ehe der Vesuv oder Aetna zu speien anfangen, wird Meilen weit davon das Meer unten an seinem Grunde ganz siedwarm, so daß auch die dort liegenden eisernen Schiffsanker sehr heiß werden, und die Fische vom Grunde heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo sie dann oft in gar großer Menge gefangen werden.

Daß der eigentliche Herd der Vulkane sehr tief und weit entfernt sein müsse, zeigen die öfters dreißig Meilen weit gehenden Erdbeben, die bei solchen Ausbrüchen stattfinden. Ueberhaupt sind alle die Erscheinungen, die bei großen vulkanischen Ausbrüchen vorkommen, sehr gewaltig und merkwürdig. Die Luft wird oft, bei denen auf Island, auf dreißig Meilen weit umher so finster, daß man bei Tage Licht anzünden muß; auf das unterirdische Brüllen und auf das Beben der Erde folgen dann berghohe Rauch- und Feuersäulen. Dabei scheint

auch der Himmel in der Gegend des feuerspeienden Berges in Feuer zu stehen; Blitze fahren aus den Wolken hinunter nach dem brennenden Schlund, und Blitze fahren aus diesem hinauf, öfters so gewaltig, daß sie bei den Ausbrüchen des Katlegiaa auf Island Felsen durchbohrten, und in einem etliche Meilen weit entfernten Bauernhofe die Pferde im Stalle tödteten. Regengüsse stürzen nieder und machen die aufgeworfene Asche zu einem Schlammstrom, wie denn ein solcher im Jahr 79 nach Christus in der Nähe des Vesuvs zwei Städte begrub, die man erst im vorigen Jahrhundert wieder zum Theil ausgegraben hat.

Die geschmolzene Materie, die nach oder bei solchen Ausbrüchen aus den Bergen herausfließt, nennt man Lava; sie ist öfters, wie zum Beispiel 1783 auf Island in einer solchen Masse ausgeflossen, daß sie, wenn man sie zusammen nehmen könnte, ganz hohe Berge geben würde. Manche Vulkane, die anfangs fast auf ebenem Boden ihre Oeffnungen hatten, haben sich aus jenen geschmolzenen und ungeschmolzenen ausgeworfenen Materien nach und nach einen hohen Berg aufgebaut. Zuweilen ist auch die herausfließende Masse ein weicher, wäßriger, heißer Schlamm, der erst nach und nach hart wird.

Ein Theil der Quellen, besonders die heißen, mögen auch wohl aus großer Tiefe heraufkommen, in der Gestalt von Dämpfen, die aber, wo es oben kälter wird, zu Wasser werden. Die meisten Quellen entstehen jedoch dadurch, daß die kalten, dichten, hoch in die kühle Luft hinaufreichenden oder waldbewachsenen Berge (denn ein im Schatten stehender Stein fühlt sich auch im Sommer viel kälter an, als ein Stück Holz oder als die Luft) die Wolken und Wasserdämpfe aus der Luft an sich ziehen, eben so wie ein Stein oder Spiegel, die man im Winter aus der Kälte hineinbringt in die warme Stube, und die beide feucht werden. Das Wasser läuft dann an den Wänden der Bergritzen hinunter und fließt unten als Quelle heraus.

Es gibt gar viele Quellen, die Salz-, andere, die Eisen- oder Schwefeltheile in sich haben. Es gibt auch Quellen, wie zum Beispiel den Bullenborn im Paderbornischen, die abwechselnd in regelmäßigen Zwischenzeiten Wasser in Menge ausströmen, dann wieder damit einhalten.

Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüssen, die Flüsse vereinigen sich zu Strömen, und diese gehen am Ende ins Meer. Dieses verdeckt uns nun freilich mit seinem Gewässer, das an manchen Orten wohl eben so tief sein mag, als die höchsten Berge hoch sind, fast drei Viertel von unserer Erdoberfläche. Aber unten im Meeresgrund ist wieder dieselbe Abwechselung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern, wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich solche unter dem Wasser gelegenen Berge bis hinan an die Oberfläche desselben erheben, mit bloßen Augen, oder die Schiffsleute fühlen es und bemerken es mit ihren Ankern. Und da zum Beispiel der große feuerspeiende Berg Avatcha

auf Kamtschatka im Jahr 1737 einen Ausbruch machte, da trat das Meer meilenweit vom Ufer zurück, und die auf die Höhen geflüchteten Bewohner der Küsten sahen mit Schrecken in seine grause Tiefe, in seine Berge und Thäler, die nun aufgedeckt da lagen, hinein. Aber gleich darauf kam das Meer wieder, und trat nun mit solcher Gewalt über das Ufer hinüber, daß es bis zu neunzig Ellen Höhe hinaufstieg und viele ziemlich weit landeinwärts stehende Häuser und Bäume wegriß und wegspülte.

Wenn daher auf einmal das Meer abgelassen werden könnte, würde es in seiner Tiefe auch nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen, und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem anfänglichen Gewässer gebildet haben; alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethier=Ueberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie auch einmal alle unter Wasser gestanden, ja, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet worden sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel= und Seethier=Ueberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Corallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu beobachten. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Corallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit Wasser darüber geflutet haben muß, und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sei nach und nach kleiner geworden und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen sein als jetzt. Das Meer soll sich schon seit Menschengedenken hie und da gesenkt haben, daß die Zeichen, die man vor etwa sechszig Jahren an Felsenklippen eingehauen, gerade an der Stelle, zu der das Meer damals hinaufreichte, jetzt schon ziemlich weit darüber herausragen. Aber andere, und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dies nur an manchen Meeren und an manchen Orten so erscheine, daß aber das Meer seit Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch auch abgenommen habe.

Es muß also jene große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere, unter dem sie vorher standen, verlassen und nun zum festen Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Ueberhaupt ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserem

Erdboden vorgegangen sein muß. Bei Cannstadt im Württembergischen, bei Burgtonna in Thüringen und in gar verschiedenen Gegenden von Deutschland, zum Beispiel im Braunschweigischen und Hannöverschen, dann auch in Frankreich, ja sogar in dem kalten Sibirien, hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, von Nashörnern und andern solchen Thieren herkamen, welche nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusrohre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, zusammen vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern, eben so wie im nördlichen Amerika, wo man sie auch findet, gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Wie es nun damit zugegangen, und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar vieles nicht wissen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika, erzählen uns von einer großen Flut, von der Sündflut, die über den ganzen Erdboden kam und seine höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle damals auf der Erde lebenden Wesen zu Grunde gingen. Und an eine solche Flut, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt erhielt und ihr jetziges Klima, muß man glauben, wenn man allen Zeugnissen der Natur nicht geradezu ins Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint (wie noch jetzt einzelne Inseln) ins Meer versunken zu sein; ein Theil des Meergrundes ist dabei zum trocknen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln oder Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wären, aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar (bis auf die wenigen aus vulkanischem Feuer erzeugten) aus dem Wasser und im Wasser gebildet. Und das sagt uns auch die heilige Schrift, die, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält, und auch ewig Wahrheit bleiben wird. Die Gebirge, die keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten, heißt man Urgebirge. Sie haben sich, wie man das an manchen Orten in Norwegen, in Südtyrol und in der Schweiz sehen kann, auch noch zu einer Zeit gebildet, wo es schon ein belebtes Meer gab, und haben sich zum Theil über Lagen und zwischen Lagen erzeugt, in denen Seegeschöpfe eingeschloßen sind (woraus eben folgt, daß auch die Urgebirge in dem Elemente entstanden, worin solche Wesen leben können, nämlich im Wasser). Sie finden sich meist nur an den höchsten Stellen der Erde, und aus ihnen werden die meisten Erze: Zinn, Silber, Gold, Blei, Kupfer und Eisen gewonnen. Man findet diese großentheils in sogenannten Gängen, welche man allerdings öfters mit ehemaligen Spal-

ten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich durch die hineingeflossenen Erzmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein, aus Gyps bestehen, welche viele Muscheln und Steinkohlen und auch Salz in sich führen und noch andere Eigenschaften haben, die hier nicht weiter beschrieben werden können, nennt man Flözgebirge. Diese enthalten zwar im allgemeinen nicht so viele Erze als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, und auch anderwärts etwas Blei, Galmei und vieles Eisen.

Den losen Sand, Lehm, Töpferthon, die in unsern Ebenen und Thälern liegen, nennt man aufgeschwemmtes Land. Da findet man, außer eben diesem Lehm und Töpferthon und außer Braunkohlen, nicht viel Besonderes. Ueber allen diesen Gebirgsarten liegt dann die Damm- oder Gartenerde.

H. Schubert.

Zweite Abtheilung.

Gedichte.

1. Herzog Christophs Stein.

Zu München in dem Bayerland
Da ist's gar hübsch und fein;
Zu München in dem Königsschloß
Da liegt ein großer Stein.

Er liegt gebunden gut und fest
An einer Kette dort,
Doch sagen kann ich nicht warum,
Ihn trüg ja keiner fort.

Der jungen Herren gehen viel
Zu München aus und ein,
Doch lassen alle ruhig steh'n
Denselben großen Stein.

Ein Herzog war in Bayerland
Vor allen keck und kühn,
Der warf den Stein mit leichter Hand
Ein gut Stück Wegs dahin.

Und Christoph hieß der Herzog kühn,
Ein Held so wohl bekannt,
Wie weit er warf, wie hoch er sprang,
Das steht dort an der Wand.

Und kömmst du einst nach München hin
Und gehst ins Schloß hinein,
Vergesse nur vor allem nicht
Des Herzogs großen Stein!

Und wirfst du ihn wie er so weit,
Und springst du so gewandt:
Dann schreibt man deinen Namen auch
Zum Herzog an die Wand.

Doch weil noch keiner kam und sprang
Und warf so weit den Stein,
Drum soll der Fürst der Bayern stets
Von uns gepriesen sein.

Und möge unsern Fürsten all
Der liebe Gott verleihn,
Aus jeder Noth den rechten Sprung
Und Kraft für jeden Stein.

G. Görres.

2. Die Fuggerei.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet wie die Zeit!
Nur was in Gott gegründet,
Besteht in Ewigkeit.

Es war im Haus der Fugger
Das Weben einst im Brauch,
Hans Fugger war ein Weber,
Die Söhne woben auch.

Sie woben unverdrossen
Am Stuhle Tag und Nacht,
Das reinste, feinste Linnen
Hat still ihr Fleiß gemacht.

Da kaufte jeder gerne
Von ihrem Tuch so rein,
Sie woben goldne Sterne
Der Treue ja hinein.

Die Treue und der Glaube,
Der fromme Bürgersinn,
Barmherzigkeit und Liebe,
Die mehrten den Gewinn.

Da ward an Gold und Ehren
Gar reich und groß ihr Haus,
Es gingen mit dem Kaiser
Dort Fürsten ein und aus.

Die Weber wurden Grafen,
Ihr Wort galt weit und breit,
Sie woben mit dem Kaiser
Am Webestuhl der Zeit.

Bei Ehren und bei Schätzen,
Die ihnen Gott verlieh,
Vergaßen doch die Grafen
Der armen Weber nie.

Was hilft uns alles Weben?
So dachte stets ihr Sinn,
Der Himmel nur ist ewig,
Sein Segen nur Gewinn.

Drei Brüder waren ihrer,
Die reichten sich die Hand,
Ulrich, Georg und Jakob,
So waren sie genannt.

Sie sprachen zu einander:
Die Güter dieser Zeit,
Vorrechnen muß sie jeder
Einst Gott in Ewigkeit.

So laßt uns freudig gründen
Ein Werk vereinter Kraft,
Womit wir mögen geben
Ihm einstens Rechenschaft.

Zu Augsburg bei St. Jakob
Da hub ein Graben an,
Ein Zimmern und ein Mauern
Von manchem Handwerksmann.

Mit hundert kleinen Häusern
Ein Städtlein stieg empor,
Mit Brunnen und mit Straßen
Und seinem eignen Thor.

Und als das Werk vollendet
Da weihten es die drei,
Daß armen, frommen Bürgern
Es eine Wohnung sei.

Und was die drei gesprochen,
Das schrieben sie auf Stein,
Es sollte Sohn und Enkel
Ein stetes Vorbild sein.

Sie bauten für sich selber
Ein Häuslein auch dazu,
Im Kirchlein bei St. Anna
Dort ist der Fugger Ruh.

Wohl kamen arge Zeiten,
St. Anna ward zerstört,
Die Messe wird nicht fürder
Auf ihrem Grab gehört:

Doch in der Armen Herzen
Wird ihrer noch gedacht,
Im Städtlein, das sie milde
Dem Herren dargebracht.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet wie die Zeit.
Der Fugger Namen preiset
Noch heut' die Fuggerei.

G. Görres.

3. Kaiser Ludwigs Ende.

(11. Oktober 1347.)

Zu Fürstenfeld im Bayerland
Das Hüfthorn froh erschallt,
Es weilet Kaiser Ludwig dort
Im grünen Tannenwald,

Hallo! hallo! ein wilder Bär
Trabt über jenen Plan,
Der edle Held verfolget ihn
Auf seiner Fährte Bahn.

Der Rüden Meute jagt und bellt,
Es stürmt der Reiter Troß
Zu froher Jagdlust jubelnd nach
Dem Kaiser hoch zu Roß.
Wie plötzlich aber ist die Lust
In Trauer ungestimmt,
Es jammert eines Hornes Schall,
Den weithin man vernimmt.
Der Bayer-Kaiser stürzt' vom Roß,
Ihn hat der Tod erjagt;
Den Sterbenden umsteht Gefolg,
Das weinend um ihn klagt.
„Was ich gefehlt, vergib, o Herr!
Bin ich von Schuld nicht rein,
War treu mein Glaube, treu das Herz,
Nimm auf die Seele mein!"
So endigte des jähen Tods
Ludwig elendiglich,
Die Kaiserwiese heißt der Ort,
Wo er so schnell verblich.
Sein Prunkbett war ein Wiesenfleck,
Das Laub sein Baldachin,
Der Krone Gold ein Sonnenstrahl,
Der ihm das Haupt beschien.
Sein Leichenstein wird in dem Dom
Zur lieben Frau geschaut,
Den Herzog Sigismundus hat
Zu München auferbaut.

F. Graf Pocci.

4. Der blaue König.

Seht ihr des Feindes Banner weh'n,
Die Banner blau und weiß?
Und ringsherum die Mannen steh'n
Im enggeschloss'nen Kreis?
Seht ihr den Heldenjüngling dort,
Die Rüstung blau und weiß?
Er reißt die Schar im Sturme fort
Und holt des Sieges Preis!
Die Erde bebt, der Donner brüllt,
Der König ruft darein,
Er ist in blaues Kleid gehüllt,
Sagt nur, wer mag es sein?
Die Fahne faßt des Königs Hand,
Er stürzt von Wall zu Wall —
Er flieget über Glut und Brand
Im lauten Donnerschall!
Und nach ihm wie die Meeresflut
Viel Hundert an der Zahl;
Er flammt sie an mit hohem Muth,
Der Hort im blauen Stahl!
Und Mauern stürzen, wankt er nicht
Der blaue König? — Kühn
Schaut er dem Tod ins Angesicht,
Mit stolzem Heldensinn.
Und auf der Feste Mauern ruft
Der König: „Stürmt heran!"
Er bahnet über Schutt und Kluft
Des Sieges blut'ge Bahn.
Der blaue König zückt das Schwert
Und glänzt im Mittagsstrahl.
Dort steht er wie ein Gott verklärt,
Auf seines Sieges Mal!
Wer ist der blaue König, sprecht,
So fragt der Muselmann.
„Er ist aus Wittelsbachs Geschlecht
Der siegesfrohe Khan!" *)
Es bringt der Mond dem blauen Hort
Sich mit dem Silberkranz;
Es lebt sein Name fort und fort,
Ein Stern im goldnen Glanz.

A. Büssel.

5. Hofers Tod.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutetete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finst're Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei.
Der Mann vom Land Tyrol.

---

*) Khan — Türkischer oder tartarischer Fürst oder Heerführer.

Dort soll er niederknieen;
  Er sprach: „Das thu' ich nit;
Will sterben, wie ich stehe,
  Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz.
Es leb, mein guter Kaiser Franz,
  Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
  Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
  Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
  Ade, mein Land Tyrol!"

J. Mosen.

6. Die Sterne.

Ich seh' so oft in stiller Nacht,
  Wann ich mein Werk gethan,
Und niemand mehr im Hause wacht,
  Die Stern' am Himmel an.

Sie geh'n da, hin und her zerstreut,
  Als Lämmer auf der Flur,
In Häuflein bald, bald aufgereiht
  Wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit,
  Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit
  Und kann nicht satt mich seh'n.

Dann saget unterm Himmelszelt
  Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Besser's in der Welt,
  Als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf mich auf mein Lager hin,
  Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn
  Und sehne mich darnach.

Claudius.

7. Beim Grabe meines Vaters.

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
  Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann
Wie ein milder Stern aus bessern Welten,
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
  Was er mir gethan!

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
  Duft' um sein Gebein.

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken! — Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
  Und mir war er mehr!

Claudius.

8. Das Lied vom Reifen.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich steh'n,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reifen wunderschön!

Von unten an bis oben naus,
Auf allen Zweigelein,
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner sein.

Und alle Bäume rund umher,
All', alle weit und breit,
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und beseh'n
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter geh'n
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerherd,
Und marsch, mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Kredit und Geld und gold'ne Ring'
Und Bank- und Börsensaal.

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reifen nah und fern —
So gut wird's euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herrn.

Das hat Natur, nach ihrer Art,
Gar eig'nen Gang zu geh'n,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nicht versteh'n.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl.

Lichthell, still, edel, rein und frei
Und überall alles fein —
O, aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!

Wir seh'n das an und denken noch
Einfältiglich dabei,
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sei.

Denn gestern Abend Zweiglein rein,
Kein Reifen in der That;
Muß einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort;
Und wann der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis;
O, mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß!

Claudius.

9. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andere leiten soll.

„Dir," spricht der Lahme „beizustehen?"
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen!
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

„Entschließt du dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein."

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken;
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Gellert.

10. Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er sich da niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sei dir dein Glück beschert!

Er nahm die Reise vor und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fing unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O, wär' er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O! dacht' er, weil ich doch sehr lange steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß und fand die Frucht vortrefflich von Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen;
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt,
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und steig beherzt, und gib dir alle Müh';
Denn unser Glück verdienet sie.

Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach, Himmel! ach, es war noch weit!
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüßte.
Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüh' dich um dein Glück!
Nein, sprach sein Herz, kehr' in das Thal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh' etwas aus und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu geh'n, und schien sich stets zu matt.
Das erste Hinderniß galt auch die andern Male!
Kurz er vergaß sein Glück und kam nie in die Stadt. —

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und seh'n darauf nach ihren Lüsten,
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück;
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.

Gellert.

11. Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh'
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht g'nug bewundern konnte;
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: „Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch Eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen."
Doch Philomele lacht und spricht:
„Dein bitt'rer Vorwurf kränkt mich nicht
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit; warum? um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur.
Sobald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen."

Gellert.

12. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: „Petz ist wieder da!“
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er geseh'n, gehört, gethan,
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sah'n,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein anstatt, wie er, zu geh'n,
So konnten sie kaum aufrecht steh'n.
Und mancher fiel der Länge nach darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer seh'n.
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort,“ schrieen alle, „fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein, als wir?“
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Gellert.

13. Damokles.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dies Damokles einst gethan,
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
„So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dich's erfreu'n!
Willst du einmal an meiner Stelle sein?“
Von Herzen gern, fällt ihm Damokles ein. —
Ein gold'ner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände;
Gold schmückt die Tafel aus; im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu sein.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.
Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit, ruft er aus, könnt' ich dich ewig schmecken!
Doch ach, was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr

Nah' über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach, fängt er zitternd an zu schrei'n,
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!

Gellert.

14. Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus bei ungestümen Wetter
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen,
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt' es heute sein!

Der Wandrer setzt, mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet
Und schnell ihm still zu steh'n gebietet,
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
Im dichten Holze zu entgeh'n;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen steh'n.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider:
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

„O Thor!" läßt Zeus sich zornig hören,
„Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zuviel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt."

Gellert.

15. Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb! denn eig'ner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Glut der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
„Hier wohn' ich," sprach er, wie ein König;
Dergleichen Nester gibt es wenig."
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war;
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut in niedriges Gesträuche,
So scheu macht ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andern Mal davon zu zieh'n.

Da baut er sich das dritte Haus
Und sucht' ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten;
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eig'ner Herr und Knecht!
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

Lichtwer

16. Der Vater und die drei Söhne.

An Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworb'nen Segen
Selbst unter die drei Söhne gleich.
„Ein Diamant ist's, sprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Darauf den größten Anspruch hat."

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreu'n.
Drei Monden waren kaum vergangen,
So stellten sie sich wieder ein.
D'rauf sprach der älteste der Brüder:
„Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' einen Schein mir an;
Ich gab es ihm getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?"—
„Du thast, mein Sohn, was sich gehört,
Ließ der Vater hier vernehmen.
Wer anders thut, der muß sich schämen;
Denn ehrlich sein, ist unsre Pflicht.
Die That ist gut, doch edel nicht."
Der zweite sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einstmals unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See.
Ich stürzt' ihm nach, zog's in die Höh,
Und rettete dem Kind das Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugniß geben." —
„Du thatest, sprach der Greis, mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind."
Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stand in meiner Hand.
Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke." —
„O, rief der Greis mit holdem Blicke,
Dein ist der Ring! Welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!"

Lichtwer.

17. Die Stufenleiter.

Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. Weh mir Armen!
Rief es, ach, Herr verschone mich!
Laß meiner Jugend dich erbarmen!
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
So leicht wird kaum ein Floh gefangen,
Als Junker Spatz. Gib, rief er aus,
Mich frei! Was hab' ich denn begangen?
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Ein Adler sah den Gauch und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. Herr König, laß mich los!
Rief er, du hackst mich ja in Stücken!
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Schnell kam ein Pfeil von nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen.
Warum, rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, tödtet mich dein Bogen?
Ei! sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Pfeffel.

18. Das Schiff.

Mit einer reichen Fracht belastet,
Ward lange schon ein Schiff entmastet,
Von des ergrimmten Sturmes Wuth,
Im Belte hin und hergetrieben.
„Wir alle sterben in der Flut,
Sprach der Pilot, wenn wir's verschieben,
Den größten Theil von unserm Gut
Ins Meer zu werfen." Jeder wollte,
Daß man den Rath befolgen sollte.
„Fangt Ihr mit Euren Ballen an,"
Sprach zum Patron der Schiffskaplan.
„Wer? ich mit meinen schönen Tüchern?
Erst ist die Reih' an Euren Büchern,"
Rief der Patron „Und Ihr, sprach Jahn
Zu Thoms, mit Euren Zuckerfässern
Versöhnet Ihr den Ocean!"
„Nein, Eure fünfzig Tonnen Thran,
Die nur zu sehr die Last vergrößern,
Rief Thoms, die müssen über Bord;
Dann kommt es an die Seidenwaaren
Des winselnden Hebräers dort."
„Die Pest erstücke den Corsaren!
Fiel Aaron schäumend ihm ins Wort;
Erst müssen alle deine Frachten,
Dann diese Kiste mit Kaffee,
Gewürz und Goldstaub in die See."
Nun ward man laut; die Zänker machten
Bald größern Lärm, als der Orkan.
Umsonst warnt der Pilot; sie lachten
Ihn aus, und eh' sie sich's versah'n,
Zerbarst das lecke Schiff. Die Wogen
Umthürmten brüllend es und zogen
Es plötzlich in den Ocean.
Nur der Pilot und seine Knechte,
Sie warfen während dem Gefechte
Mit leerer Hand sich in ein Boot,
Entfloh'n dem allgemeinen Tod
An einer Insel sich're Küsten. —
Dies Bild malt euch, ihr Egoisten!

Pfeffel.

19. Der Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder her und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
Grabt nur darnach! An welchem Platz?"
Schrie'n alle laut den Vater an.
„Grabt nur!" O weh! - da starb der Mann.

Kaum war der Greis zur Gruft gebracht,
So ward gegraben Tag und Nacht.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun Jahr ein, Jahr aus
Des Schatzes immer mehr heraus.

Bürger.

20. Die Grille und die Ameise.

Eine muntre Grille sang
Einen ganzen Sommer lang
Und war immer ohne Sorgen
Für den lieben andern Morgen.
Weil der Sommer Nahrung hat,
Wurde sie auch täglich satt.
Aber als der Winter kam
Und der Flur das Leben nahm,
Da treibt sie der Hunger hin
Zu dem Ämse: „Nachbarin,
Ich bin hungrig, gib mir doch
Ein klein wenig nur zu leben!
Deine Kammer hat ja noch
Großen Vorrath, und ich will
Alles ehrlich wiedergeben,
Mit den Zinsen, im April."
„„Schwesterchen, wie brachtest du
Deine Zeit im Sommer zu?"" —
„Nachbarin, du weißt ja wohl,
Ich, die Freundin vom Apoll,
Sang beständig; hast du mich
Nicht vernommen? Und konnt' ich,
Schwesterchen, was Beff'res thun?"
„„Grillchen, nein; doch tanz' auch nun!""

Gleim.

21. Der Greis und der Tod.

Ein Greis von achtundachtzig Jahren,
Ein armer, abgelebter Greis
Mit wenigen schneeweißen Haaren,
Kam aus dem Walde, trug
Auf seinem krummen Rücken
Ein Bündel Reis.
Ach Gott, der arme Greis!
Er mußte wohl sehr oft sich bücken,
Eh' er's zusammen las!
Er hatte keinen Sohn, sonst hätte der's gethan.
Und weil vor Mattigkeit er nun nicht weiter kann,
So setzt' er ab; und als er nun da saß
Bei seinem Bündel und bedachte,
Wie viel Beschwerde, Müh' und Noth
Das Bündel Reis ihm machte,
Wie viel sein Bischen täglich Brod:
Da seufzt er, lebenssatt, und weint und ruft den Tod.
„Befreie mich," spricht er, „von aller meiner Noth
Und bringe mich zur Ruh'!"
Der Tod kommt an, geht auf den Rufer zu;
„Was willst du", fragt er, „du,
Daß du mich hergerufen hast?
Du trägst ja auch eine schwere Last."—
„Ach, lieber Tod," versetzte d'rauf
Der arme Greis, „hilf sie mir auf."

Gleim.

22. Die Raupe und der Schmetterling.

Eine kleine Raupe lag
In ihr Leichentuch gesponnen,
Todt im Angesicht der Sonnen,
Und es war der schönste Tag. —

Und ein schöner Schmetterling
Kam geflogen, setzte sich
Still daneben, sagte: „Dich,
Kleine Raupe, wird nun bald
Die allmächtige Gewalt,
Die dort oben strahlt, erheben;
Und noch schöner an Gestalt,
Als du starbst, wirst du dann leben.
Todter! ich will Achtung geben,

Wie du zu dem zweiten Leben
Wirst hervorgeh'n!" Plötzlich warf
Sie die Schal' ab, ließ sie liegen,
Und der schöne Schmetterling
Sah den neuen Engel fliegen,
Wenn ich ihn so nennen darf.

Gleim.

23. Glauben.

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder übers Meer.
Droben ward der Himmel trüber;
Drunten brausten Sturmeswogen,
Und die Kinder klagten sehr:
„Ach, wie kommen wir hinüber?
Nirgends will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen sinken!"

Aber ihre Mutter sagt:
„Kinder, bleibt nur unverzagt!
Fühlt ihr nicht im tiefsten Innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in jenem ist kein Trug.
Der die Sehnsucht hat gegeben,
Er wird uns hinüberheben
Und euch trösten, balde, balde
In dem jungbelaubten Walde!"

Fröhlich.

24. Heimat.

„Nieder in die Palmenhaine
Wollen senken wir den Flug!"
Ruft der Sängerinnen eine
Aus dem langen Pilgerzug.
„Dort in Gärten laßt uns wohnen,
An Gestaden voller Pracht,
Wo in hohen Baumeskronen
Frucht und Blüte duftend lacht."

„Ferne noch," sagt eine andre,
„Liegt der einsam kleine Ort;
Dahin zieht's, wohin ich wand're,
Mich mit ganzer Seele fort.
Wenn schon Gärten dort nicht prangen,
Fluß und See nicht strahlt und schallt,
Nur von Büschen eng umfangen
Durch die Wies' ein Bächlein wallt:
Meine Vaterhütt' ist dorten!
Liebend rufen wir zurück
Bäum' und Steine aller Orten
In dem neuen altes Glück.
Nur der Heimat ist gegeben
Dieses Doppelfreudenleben!"

Fröhlich.

25. Die zwei Bäche.

„Laß uns, sprach ein Bach zum andern,
Lustig durch die Thäler wandern;
Blumenmatten, Wald und Lieder
Rufen uns zu sich hernieder." —
„Warte doch, sprach der Geselle,
Noch zu klein ist unsre Welle;
Du verlörest dich in Bälde
Auf dem breiten Sonnenfelde.
Birg' dich vor den gier'gen Strahlen!
Stärke dich in Bergesgründen;
Doppelt wirst du dann in Thalen
Freude finden und verkünden."

Doch umsonst zurückgerufen,
Sprang von den Gebirgesstufen
Jener mit Gejauchz' hinab
In sein frühes Freudengrab.

Und der andre suchet Nahrung
In des tiefen Schachts Verwahrung;
Und es sprudelt seine Welle
Jetzo von des Berges Schwelle,
Heilsam jedem, der begegnet,
Alle segnend, allgesegnet.

Fröhlich.

26. Der Fuchs und die Weintraube.

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Fand einen Weinstock, der voll rother Trauben
An einem hohen Ulmbaum hing.
Sie schienen ihm ein köstlich Ding,
Allein beschwerlich abzuklauben.
Er schlich umher, den nächsten Zugang auszuspäh'n;
Umsonst! es war zu hoch, kein Sprung war abzuseh'n.
Sich selbst nicht vor dem Trupp der Vögel zu beschämen,

Der auf den Bäumen saß, kehrt er sich um und spricht,
Und zieht dabei verächtlich das Gesicht:
„Was soll ich mir viel Mühe nehmen?
Sie sind ja herb und taugen nicht.“

Haller.

27. Der Rabe, der Pfau und die Schildkröte.

Es war ein großer Garten,
Hatt' einen reichen Herrn,
Der d'rin hatt' alle Arten
Gewächs' und Thiere gern.
Es thäten Quellen springen,
Und schöne Bäume blüh'n,
Und bunte Vögel gingen
Lustwandeln durch das Grün.

Der Pfaue sprach zum Raben:
„Dein rothes Stiefelein
Sollt' ich am Fuße haben;
Es muß verwechselt sein.
Als uns der Herr gewogen
Hervorrief aus der Nacht,
Hast du dir's angezogen,
Mir war es zugedacht.

Ich nahm von schwarzem Leder
Hier dieses aus Verseh'n;
Es paßt zu deiner Feder,
Zu meiner will's nicht steh'n;
So paßt nur mein Gefieder
Zum rothen Stiefelein.
Gib mir, was mein ist, wieder,
Und nimm zurück, was dein!“ —

Der Rabe sprach dagegen:
„Ein Irrthum ist gescheh'n,
Doch nicht der Stiefel wegen,
Am Kleid liegt das Verseh'n,
Das einseh'n muß ein jeder
Es paßt ein buntes Kleid,
Und keine schwarze Feder
Zu diesem Fußgeschmeid'.

Als uns der Herr erweckte
Vom Schlaf mit seiner Hand,
Schlaftrunken noch ich steckte
Mein Haupt durch dein Gewand.
So streckest du das deine
In meines Rückkleids Zier.
Gib mir zurück das meine,
Nimm du das deine dir!“ —

Ihr Streit war unentschieden;
Da hob ihr leises Ohr
Aus eines Brunnens Frieden
Die Schildkröt' hoch empor.
Sie sprach mit ernsten Tönen,
Und jene horchten gern:
„Was wollt ihr hadernd höhnen
Die Weisheit eures Herrn?

Es that der Herr, der Meister,
So wie's ihm billig schien;
Nicht einem seiner Geister
Hat alles er verlieh'n.
Er hat sein Gut vertheilet
Zu vieler Pfründner Glück;
Und was im Garten weilet,
Ein jedes hat sein Stück.

Dem Pfauen sich zu brüsten,
Hat er gestickt das Kleid,
Dem Raben nach Gelüsten
Geschmückt das Fußgeschmeid'.
Und wem er hat gegeben
Ein ungeschmücktes Sein
Der dank' ihm auch das Leben —
Das sei sein Schmuck allein!“

Rückert.

28. Der krumme Baum.

Unter schön gewachs'nen Bäumen
Stand ein nied'rer, krummer Baum.
Sie, in ihrer Hoheit Träumen,
Gönnten ihm das Leben kaum.
„O, kommt nur der Zimmermann,“
Sprachen sie, „so mußt du dran!“

Sieh, da kommt er angestiegen!
Wie! was fällt dem Thoren ein?
Sie bemerkt er mit Vergnügen —
Sollt's auf sie gemünzet sein?
Himmel! alle haut' er um,
Dieser blieb, denn er war krumm.

O, man trotze nicht auf Erden
Auf Gestalt und äuß're Pracht!
Das kann dir zum Falle werden,
Was dich stolz und eitel macht.
Wer nicht sehr ins Auge fällt,
Den läßt friedlich alle Welt.

Ch. Felix Weiße.

29. Salomon und der Sämann.

Im Felde der König Salomon
Schlägt unter'm Himmel auf den Thron;
Da sieht er einen Sämann schreiten,
Der Körner wirft nach allen Seiten.

„Was machst du da? der König spricht,
Der Boden hier trägt Ernte nicht.
Laß ab vom thörichten Beginnen,
Du wirst die Aussaat nicht gewinnen."

Der Sämann, seinen Arm gesenkt,
Unschlüssig steht er still und denkt,
Dann fährt er fort, ihn rüstig hebend,
Dem weisen König Antwort gebend:

„Ich habe nichts als dieses Feld,
Geackert hab' ich's und bestellt;
Was soll ich weitre Rechnung pflegen?
Das Korn von mir, von Gott der Segen!"

Rückert.

30. Die Blumenknospen.

„Sag Vater, warum hat die freundliche Natur
Das Knöspchen hier auf unserer Blumenflur
So hart und enge eingehüllt?
Sieh' wie es aus dem Spalten quillt,
Und zeigt der Farbe röthlichen Schein!
Und möchte gern frei und fröhlich sein!
Was hindert? ich mache das Knöspchen auf."
So sprach das Kind. Der Vater sagte drauf:
„Das mußt du, liebes Kind, nicht thun,
Laß nur das rothe Knöspchen ruhn.
Es ist ja noch so zart und klein,
Drum muß es wohl verwahret sein,
Und darf noch nicht sehen den hellen Tag,
Daß Frost und Wurm ihm nicht schaden mag.
Es ruht ja in Windeln, weich und grün;
Noch braucht es der heimlichen Pflege,
Bald wird es am Wege
Uns lieblich duften und blüh'n."

Krummacher.

31. An die Jugend.

Drei Blümlein so wunderzart,
Die wachsen in einem Garten;
Wer diese Blümlein pflegt und wahrt,
Kann Segen und Heil erwarten.
„Sag an, wo dieser Garten sei,
Und nenne uns diese holden drei!"

Der Garten ist des Menschen Herz,
Ein fruchtender, zarter Acker;
Die Blümlein schauen himmelwärts,
Und schmücken das Kind so wacker;
Drum pfleg, o Kind, zu jeder Zeit
Fleiß, frohen Sinn und Frömmigkeit.

Fr. Teipel.

32. Des fremden Kindes heiliger Christ.

Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht.

An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen,
In diesem fremden Land.

Läßt mich denn niemand ein
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all' den Häuserreih'n
Ist denn für mich kein Eckchen,
Und wär' es noch so klein?

Läßt mich denn niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein."

Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden;
Doch niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr, noch minder;
Ans Kindlein niemand denkt.

„O lieber, heil'ger Christ!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist;
O, sei du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt!"

Das Kindlein reibt die Hand,
Sie ist vom Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinausgewandt.

Da kommt mit einem Licht
Durch's Gäßlein hergewallet
Im weißen Kleide schlicht
Ein ander Kind; — wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vordessen
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Wort
Bei allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum."

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vieläſtig ausgespannt.

So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah!

Es ward ihm, wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimat jetzt gekehret
Bei seinem heil'gen Christ,
Und was hier wird bescheret
Es dorten leicht vergißt.

Rückert.

33. Elisabeth's Rosen.

Sie stieg herab, wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die gabenspendende, hohe Frau,
Vom Wartburgschloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht sie ruhig; — doch Argwohn stahl
Durch Verräthers Mund sich zu dem Gemahl,
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erschrock'ne: „Was trägst du da?"

„Herr, Blumen!" bebt's von den Lippen ihr.
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!" —
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt;
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihr Auges Strahl
Frommdankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum Thal sich herabgewandt,
Und die Armen gespeiset mit milder Hand.

L. Bechstein.

34. Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.“

Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.“
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

„Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.“
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken!

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch,
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

Göthe.

35. Der Blumenengel.

Ein Kind wollt Blumen pflücken geh'n
Des Morgens früh im Thaue;
Und tausend Blümlein bunt und schön
Entblühten auf der Aue;
Lenz war es rings und Sonnenschein,
Und alle Blümlein groß und klein
Standen da in süßer Freude.

Und als das Kindlein tritt ins Feld,
Die Blümlein werden munter,
Und jedes gleich sein Köpfchen hält,
Hinaufwärts und hinunter,
Wohin des Kindleins Händchen langt;
Und jedes Blümlein sehr verlangt,
In seiner Hand zu sterben.

Da plötzlich tritt ein Engel weiß
Gar freundlich zwischen beide
Und spricht: „Gegrüßt der Jugend Preis!
Und Blümlein auf der Heide!
Voll Himmelsluft und Himmelsschein,
Von innen und von außen rein.
Blumen schön und fromme Kinder!

„Willkommen, Veilchen still und zart!
Willkommen, Lilie reine,
Und du von Königinnenart
Und Königin alleine,
Du Rose, hohes Purpurroth —
Euch Holden alle segne Gott,
Wie er dies Kindlein segnet!“

Er drauf das Kindlein freundlich küßt,
Und küßt die Blumen schöne;
Dann rauscht er, wie er gekommen ist,
Dahin wie Saitentöne.

Das Kindlein blickt ihm brünstig nach,
Und lauscht den Worten, die er sprach,
Und ruft: „Ach, komm doch wieder!“

Und als er doch nicht wieder kömmt,
So geht es traurig weiter;
Und nichts die heißen Thränen hemmt.
Die fallen auf die Kräuter
Und auf die Blumen ringsumher
Dem Kindlein wird das Herz so schwer,
Und will ihm fast zerbrechen.

Da, siehe! wie im Himmelsschein
Fällt ihm ein Glanz entgegen:
Es schießt ein helles Kränzelein
Herab als Himmelssegen
Und fällt dem Kindlein in den Schoß,
Ihm wird das Herz in Freuden groß
Wohl ob dem lieben Kränzel.

Und diesen Kranz von Engelhand
Das Kindlein hat getragen,
So lang' es ging in Erdenland
In Nächten und an Tagen;
Das Kränzlein schön von Himmelsart
Hat weiß und rein das Kind bewahrt
Und ihm das Herz behütet.

So oft nun Kinder Blumen seh'n,
Sie soll'n des Engels denken,
Daß ihnen auch er wolle schön
Ein solches Kränzel schenken.
Mit Erdenblumen spielt der Wind,
Doch Blumen, die vom Himmel sind,
Die blühen unvergänglich.

Arndt.

36. Rettung.

Vom stillen Alpenkloster schied
Im Frost ein Pilger schnell.
Fidel, sein Hündchen, springt voraus
Mit freudigem Gebell.

Er sieht mit Staunen rings um sich
Des Winters Majestät
Und betet still den Schöpfer an,
Indem er thalwärts geht.

Da tönt's wie dumpfer Donnerhall,
Da kracht's und rollt's im Nu,
Und eine Schneelawine deckt
Den Wandrer plötzlich zu.

Sein Hündchen eilt zurück und sucht
Wohl auf und ab die Höh'
Und schnobert nahe seinem Herrn
Und scharrt umsonst im Schnee.

Es fliegt den frommen Mönchen zu,
Es wedelt, winselt dort
Und lockt zu rascher Hilfe sie
Mit Schmeicheleien fort.

Schon weilt es, wo sein lieber Herr
Verschüttet lag, und bellt
Sie graben nach; er hört's und ruft,
Wie aus der Unterwelt.

Sie rasten nicht, sie schaufeln fort
Wohl eine Stunde lang. —
Er ist's. — Er tritt aus seinem Grab
„Ihr Retter! meinen Dank!"

„Nicht wir, mein Freund, — dein Retter ist
Der kleine treue Hund."
Er forscht. Sie thun, was sich begab,
Dem Tiefgerührten kund.

„Als ob er uns verstände, hüpft
Dein Hund empor an dir."
Er drückt ihn weinend an sein Herz
Und küßt das gute Thier.

„Nun hab' ich deinen Werth erkannt,
Du Freund in höchster Noth!
Dich lohne steter Ueberfluß,
Ich denke dein im Tod."

Haug.

37. Der Peter in der Fremde.

Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dies Wagestück zu hintertreiben,
Der Mutter immer schwerer fällt.
„Was willst du," spricht sie, draußen machen?
Du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all deine Sachen
Der erste, beste Bösewicht."

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Sein längst gesung'nes Reiselied.
Er meint: „Die Fremde nur macht Leute;
Nicht in der Nähe wohnt das Glück.
Drum such' ich's gleich recht in der Weite;
Doch kehr' ich mit der Zeit zurück."

Zu Hilfe ruft man alle Basen,
Und jede gibt dazu ihr Wort;
Doch Peter läßt nicht mit sich spaßen,
Der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an,
Der reiste nie und ist nicht dummer,
Als mancher weit gereiste Mann!"

Der Peter läßt sich nicht bewegen,
So daß zuletzt der Vater spricht:
„Nun gut! ich wünsch' dir Glück und Segen!
Fort sollst du, doch nun säum' auch nicht!"
Nun geht es an ein Emballiren
Vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
Das dickste Band um seinen Zopf.

Und endlich ist der Tag gekommen;
Gleich nach dem Essen geht er heut'.
Voraus ist Abschied schon genommen
Und alles schwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit ihm geben
Bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirthshaus eben,
Hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen;
Doch still wird Peter, mäuschenstill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Der Peter seufzt: „Nun, wie Gott will!"
Er muß die Augen manchmal reiben,
Nimmt Abschied noch einmal recht schön
Und sagt, man soll' nur sitzen bleiben,
Denn weiter lass' er keinen gehn.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
Obgleich es ihn beinahe reut.
Nach jeden hundert Schritten steht er
Und denkt: Wie ist die Welt so weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen;
Es weht der Wind so rauh und kalt;
Er glaubt: es kann noch heute schneien,
Und schneit's nicht heut, so schneit's doch bald.

Jetzt schaut er bang zurück, jetzt geht er
Und sinnt, wie weit er heut' noch reist;
Jetzt kommt ein Kreuzweg; ach! da steht er,
Und niemand, der zurecht ihn weist!
„Ach, seufzt er, so was zu erleben,
Gedacht ich nicht! daß Gott erbarm!"
Hätt' ich der Mutter nachgegeben,
So säß' ich jetzt noch weich und warm!

Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen!
Ich war doch wirklich toll und dumm.
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt' ich an diesem Kreuzweg um!"
Und rasch beschließt er, sich zu drehen,
Wie wenn man was vergessen hat,
Und rennt — ich hätt' ihn mögen sehen —
Zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen
Im Wirthshaus noch in guter Ruh',
Bekämpften ihren Gram durch Essen
Und tranken tiefbetrübt dazu.
Der Peter ließ sie gern beim Schmause;
Ihn reizte nur der Heimat Glück;
D'rum eilt er spornenstreichs nach Hause
Auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne
Sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
Noch ungesehen in die Stadt.
Doch ist er kaum erst heimgekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus;
Das hätt' er übel fast genommen,
Allein er machte sich nichts d'raus.

Man spaßt: „Du mußt mit Meilenschuhen
Gewandert sein; drum setz' dich auch
Nun hintern Ofen, um zu ruhen,
Und pfleg' am Brodschrank deinen Bauch."
Er thuts. Jetzt treten seine Alten
Zur Stubenthür betrübt herein;
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach Gott, wo mag nun Peter sein?"

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
„Was klagt Ihr denn? Hier bin ich ja!"
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
Die Stirn und spricht: „Schon wieder da?
Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen;
Die Mutter war nun ganz verwirrt;
Ich hab's dem Burschen angesehen,
Wie weit die Reise gehen wird."

Die Mutter jubelte, durchdrungen
Vom frommen Dank: „'s ist besser so!
Nun hab' ich wieder meinen Jungen
Gesund daheim, deß bin ich froh!"
Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneit',
Und wär' der Kreuzweg nicht gekommen,
Ich wäre jetzt, wer weiß, wie weit!"

Nach Grübel von Eberhard.

38. St. Menrad.

Tief in einer stillen Wüste,
Dort im lieben Schweizerland,
Steht ein alterndes Kapellchen,
Nebst dem moosbewachs'nen Zellchen
An der rauhen Felsenwand.

In der kleinen Klause lebte
Vor uralter, grauer Zeit
Menrad mit den Silberhaaren
Reich an Tugend und an Jahren
In dem Ruf der Heiligkeit.

Wenn noch kaum die Morgenröthe
Durch die Tannenwipfel drang,
Tönete schon laut und helle
In dem Thürmlein der Kapelle
Seines Glöckleins frommer Klang.

Gott weiht' er den gold'nen Morgen,
Kniete, himmelwärts den Blick,
Am Altare manche Stunde,
Sang auch oft mit frohem Munde
Gottes Lob — der Tugend Glück.

D'rauf ging er ins kleine Gärtchen,
Grub es um mit eigner Hand,
Setzt' und tränkte manche Pflanze,
Bis der Mond mit hellem Glanze
An dem dunkeln Himmel stand;

Saß dann in der Gartenlaube
An dem Tisch mit frommen Dank,
Aß genügsam, froh und heiter
Selbstgebaute Frücht' und Kräuter,
Und die Quelle war sein Trank.

Doch das liebste der Geschäfte
War ihm armer Wandrer Pfleg',
Herzenslust ihm, die Verirrten
In der Zelle zu bewirthen,
Sie zu führen auf den Weg.

Weit und breit im ganzen Lande
Ward als Vater er geehrt;
Mancher kam mit schwerem Herzen,
Fand hier Lind'rung seiner Schmerzen,
Ging getröstet und belehrt.

Selbst des wilden Waldes Thiere
Ehrten den Gottesmann,
Hüpften froh um ihn mit Schmeicheln,
Ließen wohl von ihm sich streicheln,
Blickten ihn so traulich an.

In des Winters rauhen Tagen
Kamen arme Vögelein
In die warme Zelle gerne,
Pickten hingestreute Kerne,
Flogen heimisch aus und ein.

Doch vor allen ein Paar Raben,
Fast als hätten sie Verstand,
Waren herzlich ihm gewogen,
Kamen an den Tisch geflogen,
Aßen zahm aus seiner Hand.

So floß, wie am nahen Felsen
Durch des Thälchens sanftes Grün
Sich ergoß die Silberquelle,
Still und ruhig, rein und helle
Seine Lebenszeit dahin.

Einst vor Tagesanbruch kniete
Er vor dem Altar so da,
Auf dem, in der Jungfrau Armen,
Voller Huld und voll Erbarmen,
Man den Himmelsknaben sah.

Eine Silberlampe brannte
Vor dem lieblichen Gemäld',
Die ein Ritter, dessen Wunden
Menrad liebevoll verbunden,
Einst dem Kirchlein zugestellt.

Während so der Alte betet,
Stürzt herein ein Räuberpaar;
Unter ihren Mörderhänden
Muß er, ach! sein Leben enden;
Blutbespritzt steht der Altar.

Mit der schweren Ampel schleichen
Scheu die Mörder sich davon,
Dem Gerichte zu entlaufen,
Und das Silber zu verkaufen,
Ihrer Mordthat Sündenlohn.

Aber horch! welch ein Gekrächze,
Das so schauerlich Rache ruft!
Sieh, die treuen Raben eilen
Schnell, gleich abgedrückten Pfeilen,
Kläglich schreiend durch die Luft.

Wild die schwarzen Flügel schlagend,
Stürmen rauschend sie heran,
Und mit scharfgespitzten Krallen
Und mit starken Schnäbeln fallen
Wüthend sie die Mörder an.

Fruchtlos trachten sie zu fliehen,
Schutz zu suchen fern und nah;
Sie, die Schreckensvögel weichen
Keinem Drohen, keinen Streichen —
Immer sind sie wieder da.

Armer Hirten Söhne wurden
Dieses Schauspiel bald gewahr.
„Seht, des frommen Menrads Raben!"
Schrieen die erschrocknen Knaben,
Und schon kommt der Hirten Schar.

Fest, mit starken Fäusten greifen
Sie das freche Mörderpaar,
Führen sie zu Menrads Zelle,
Finden dort in der Kapelle
Menrads Leichnam am Altar.

Wie versteinert steh'n die Hirten,
Todtenblässe im Gesicht,
Drauf im furchtbaren Gedränge
Führet ihre ganze Menge
Fort die Mörder vor Gericht.

Schnell wie Gottes starker Donner
Schwer von Berg zu Berge hallt,
Breitet sich die Trauersage,
Schrecken, Angst und laute Klage
Ringsumher durch Feld und Wald.

Sieh, der Landvogt, ernst und strenge,
Sitzt schon auf dem Richterthron;
Rings umstürmt ihn Volksgetümmel,
Und an Gottes hohem Himmel
Siehet man die Raben schon.

Durchs Gedränge schleppt die Mörder
Jetzt die Hirtenschar herbei,
Bringet vor die schwere Klage;
Wie zum Zeugniß der Aussage
Tönt der Raben Rachgeschrei.

Bleich und zitternd steh'n die Mörder,
Leugnen nicht den blut'gen Mord;
Staunend schweigt der Richter lange,
Stille horcht das Volk und bange,
Endlich — horcht! — nimmt er das Wort:

„Gott, du bist!“ — ruft er mit Eifer,
„Und gerecht ist dein Gericht!
Zittert, heimliche Verbrecher!
Gott ist böser Thaten Rächer —
Ziehet alle einst ans Licht!“

Schaudernd stand die bange Menge,
Tief durchdrang, gleich einem Pfeil,
Furcht sie vor dem höchsten Richter,
Und das Haupt der Bösewichter
Fiel, wie's rechtens unterm Beil.

Chr. Schmid.

39. Der Ritter und der Löwe.

Walther von Thurm, in mancher Schlacht
Ruhmvoll durch Muth und Sieg,
Zog mit des Christenheeres Macht
Ins heil'ge Land zum Krieg.
Das Grab, worin der Heiland schlief,
Auch ihn zur frommen Kreuzfahrt rief.

Einst irrt' er durchs Feld allein,
In sich versenkt umher,
Ihn zog's zum dunkeln Wald hinein,
Hinab, fern ab vom Heer.
Horch! was mit Staunen u. mit Grau'n
Des Ritters Augen hier erschau'n!

In wildem Streit ein Löwe rang
Mit dumpfem, brüllendem Laut,
Auf eine Schlange, riesenlang,
Die grimmigen Klau'n er haut;
Sie bäumt sich hoch im heißen Kampf
Und speiet zischend gift'gen Dampf.

In grausen Ringen fürchterlich
Den Löwen sie umwand;
Du edler Leu, wer rettet dich? —
Dich rettet Rittershand:
Der zerhieb die Schlang' mit gutem Schwert,
Und der edle Leu blieb unversehrt.

Er aber hat auch edlen Sinn,
Vom Danke glüht sein Blick,
Er schaut auf seinen Retter hin:
„O scheuch mich nicht zurück!“
Und wo fortan der Ritter ritt,
Auch neben ihm der Löwe schritt.

Und stritt für ihn im Schlachtenfeld —
Ein treuer Kriegsgenoß —
Und hütet nächtlich vor dem Zelt
Den Ritter und sein Roß,
Und lässet nimmer von dem Mann,
Der keck das Leben ihm gewann.

Zog mit aus dem heil'gen Streit
Hinab zum Meeresstrand,
Wo zu der Heimfahrt schon bereit
Das Schiff dem Pilger stand,
Und scheut nicht tiefer Wogen Blau
Und nicht des Schiffes Riesenbau.

Will folgen treu dem Rittersmann,
Der schon das Schiff betrat;
Die Schiffer packt Entsetzen an,
Als kühn der Löwe naht;
Sie stossen furchtsam schnell vom Land,
Verlassen steht der Leu am Strand.

Und schaut hinaus mit düsterm Blick,
Und stürzt hinab in die Flut.
Der Ritter mit Thränen schaut zurück, —
Er war dem Leuen so gut;
Der blickt ihn an: „O Ritter, habt Dank
Für alles Gute!“ — und versank.

Bockshammer.

40. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich,“ sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht!“

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,“
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!“

„Große Städte, reiche Klöster,“
Ludwig, Herr zu Bayern sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge, silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß.“ —

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der Reichste;
Euer Land trägt Edelstein!"

J. Kerner.

41. Der Löwe in Florenz.

Der Löw' ist los! Der Löw' ist frei!
Die eh'rnen Banden sprengt er entzwei!
Zurück, daß ihr den sträflichen Muth
Nicht schrecklich büßet mit eurem Blut!

Und jeder sucht mit scheuer Eil'
Im Innern des Hauses Schutz und Heil;
Auf Markt und Straßen, rund umher
Ward's plötzlich still und menschenleer.

Ein Kindlein nur, sein unbewußt,
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglichen Mutterhand,
Saß auf dem Markt am Brunnenrand.

Wohl viele sahen von oben herab;
Sie schauten geöffnet des Kindleins Grab;
Sie rangen die Hände und weinten sehr
Und blickten zagend nach Hilf' umher.

Doch keiner wagt das eig'ne Leben
Um des fremden Willen dahin zu geben;
Denn schon verkündet ein' nahes Gebrüll
Das Verderben, das jedermann meiden will.

Und schon mit rollender Augen Glut
Erlechzt der Löwe des Kindleins Blut;
Ja, schon erhebt er die grimmigen Klau'n;
O, qualvoll, herzzerreißend zu schau'n! —

So rettet nichts das zarte Leben,
Dem gräßlichen Tode dahin gegeben?
Da plötzlich stürzt aus einem Haus
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

Um Gottes willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weih'n?
Unglückliche Mutter! Zurücke den Schritt!
Du kannst nicht retten; du stirbest mit!

Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
Und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.

Der Löwe stutzet, und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.
Da erkannte, gerührt, so Jung, wie Alt,
Des Mutterherzens Allgewalt,

Und des Löwen großmüthigen Sinn zugleich.
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich
Sprach still: „Um des eig'nen Kindes Leben
Hätt' ich auch meines dahin gegeben!"

Bernhardi.

42. Pipin der Kurze.

Pipin der Kurze, war nicht groß,
Doch Karl's des Großen Vater,
In aller Weise fehlerlos,
Ein treuer Volksberather,

Der beste Held im Frankenreich,
Der Kirche Wohlgefallen,
An Weisheit nur sich selber gleich,
An Tapferkeit vor allen.

War nicht geboren auf dem Thron,
Doch für den Thron geboren;
Zum Herrscher war des Hammers Sohn
Von Gottes Gnad' erkoren.

Papst Zacharias sprach dies Wort:
„Des Königs Würd' und Namen
Gebührt der Völker starkem Hort!"
Und alle Welt sprach: Amen!

Doch unser Held, der Kurze, schien
Zu klein manch kleinen Geistern,
Die maßen mit den Augen ihn
Und hatten viel zu meistern.

Deß schwieg der Held und ritterlich
Sinnt er, den Hohn zu dämpfen:
Und lädt zum Spiele männiglich,
Wo wilde Thiere kämpfen.

Schon eilt das Volk herbei mit Drang.
Die stolzen Großen alle,
Sie nahen beim Trompetenklang
Mit lautem Waffenschalle.

Still sitzt Pipin, gedankenschwer,
Wie nahend Ungewitter
Wirft er nur Blitze um sich her —
Da rauscht herab das Gitter.

Ein grimmer Leu, ein wilder Stier,
Die stürzen in die Schranken,
Begegnen sich mit Kampfbegier,
Und keiner wollte wanken.

Jetzt aber reißt des Leuen Zahn
Den Ur in dem Genicke
Und reißt ihn nieder auf den Plan,
Blut, Feu'r und Wuth im Blicke.

„Wer ist von euch," so fragt Pipin
Und blitzte durch die Reihen,
„Wer ist von euch so stark und kühn,
Entreißt die Beut' dem Leuen?"

Da machen große Augen zwar
Ringsum die großen Leute;
Doch jeder bebt vor der Gefahr,
Und keiner will zum Streite.

Und wie noch alle schweigend steh'n
Und an dem Kampf verzagen,
Sieht man Pipin zum Kampfplatz geh'n.
Allein den Strauß zu wagen.

Er ruft den blut'gen Löwen an
Mit donnergleicher Stimme;
Der stürzt auf ihn mit Wuth heran
Und brüllt vor wildem Grimme

Und alles Volk sieht es mit Graus,
Pipin nur ohne Grausen.
Sein gutes Schwert zur Scheid' heraus,
Läßt's durch die Lüfte sausen.

Und schlägt den Löwen in den Bart,
Daß todt er niederstürzet
Das war ein Schlag nach Heldenart,
Mit Heldenkraft gewürzet.

Nun rafft der wilde Ur sich auf,
Den neuen Feind er wittert,
Und rennt heran mit vollem Lauf,
Daß Schrank und Boden zittert.

Doch unser Held steht mauerfest
Und wankt nicht von der Stelle;
Das Schwert er wieder sausen läßt
Und schwingt's mit Blitzes Schnelle.

Und trifft den Schnaubenden so gut
Dicht an des Nackens Rande, —
Da spritzt zum Himmel schwarzes Blut,
Das Haupt stürzt hin zum Sande.

Wie nun, ihr großen Recken ihr,
Was dünkt euch von dem Kleinen?
Mag nun der Held im Kampfrevier
Euch groß genug erscheinen? —

Es steh'n beschämt die Spötter werth,
Gesenkt die stolzen Blicke;
Pipin steckt ein sein gutes Schwert,
Dann tritt er schnell zurücke.

Des Volkes Jubel aber füllt
Ringsum die weiten Schranken,
Empor ihn hebend auf dem Schild,
Zeigt ihn der Frank' dem Franken.

Als König grüßt ihn alle Welt,
Die Spötter müssen schweigen,
Und ihm, der Leu und Ur gefällt,
Demüthiglich sich neigen.

Und Barden singen allzumal
Vom Stier- und Löwensturze;
Pipin glänzt in der Fürstenzahl;
Groß war Pipin der Kurze!

Baur.

43. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;

Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackere Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt für Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken,
Und thät nur spöttisch um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus
Sie flieh'n in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen;
Der ließ den Schwaben vor sich kommen
Und sprach: „Sag an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns in Schwang;
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwaben-
streiche!"

Uhland.

44. Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt.
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erfand.

Der alte Schmied den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer, noch
leicht;
Zu schwach ist Euer Arm, ich mein';
Doch morgen soll geholfen sein!"

„Nein, heut'! bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht durch Feuerskraft."
Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durch-
dringt,
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

Uhland.

45. Siegfried's Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab,
Ging von des Vaters Burg herab;

Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet ihm manch' Ritter werth
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein,
Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen
kunnt',
Er schlug den Amboß in den Grund;

Er schlug, daß weit der Wald erklang,
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert, so breit und lang.

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes
Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter werth.

Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und
Feld."

Uhland.

46. Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung
bringen,
Und wenn er aß, so mußt' er singen,
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: „Wer singt
schon wieder?
Wer ist's?" — Der muntre Seifensieder!

Nun wohnte diesem in der Nähe
Der Sprößling einer reichen Ehe,
Der stolz, und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich,
Der stets zu halben Nächten saß
Und ausgesuchte Speisen aß.
Und wenn dann mit den Morgenstunden
Der erste Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
„O Jammer mit dem Seifensieder!
Kaum schließ' ich meine Augenlider,
So lärmt und schreit mir der schon
wieder,
Und keine Ruh' wird mir zu Theil;
Ach, wär' der Schlaf wie Austern feil!"

Da hat er's endlich ausgesonnen;
Er läßt den Sänger zu sich kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann,
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein jeder Eure Waare;
Sagt, wieviel bringt sie Euch im Jahre?" —
Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Ausfall sei.
So rechn' ich nicht, ein Tag bescheret,
Was der, der auf ihn kommt, verzehret;
Dies folgt im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundert fünfundsechzig Mal. —
„Ganz recht! Doch könnt Ihr mir's
nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?"
Mein Herr, Ihr forschet allzu sehr;
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie es fällt; jedoch zur Klage
Bringt mich nicht mancher meiner Tage.

Dies schien den Reichen zu erfreu'n.
„Hans", spricht er, du sollst glücklich sein.
Jetzt bist du nur ein schlichter Prahler;
Da hast du baare fünfzig Thaler,
Nur unterlaß mir den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang."
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke
Mit mehr als diebischer Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung neuer Freude
Und seiner Augen süße Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Und den er selbst im Traum der Nacht
Mit sorgenvoller Angst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie sich mit Reichthum Sorge paart,
Und wie des Geldes dunkle Freuden
Den Menschen von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis er das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh'
Den vollen Beutel wieder zu
Und spricht: „Herr lehrt mich beſſ're
Sachen,
Als statt des Singens Geld bewachen!
Nehmt immer Euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit Euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder gibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

Nach Hagedorn.

47. Des letzten deutschen Kaisers Tod.

Sterbend liegt ein alter Kaiser
In der hohen Burg zu Wien,
Seine Söhne, seine Enkel
Trauernd stille um ihn knien,
Und in allen Kirchen weinen
Andre Kinder um den Einen.

Flehend spricht der alte Kaiser,
Hebt die Hand zu Gott hinauf:
„Sehet euern Vater sterben,
Nehmt sein Wort im Herzen auf;
Fromm und einig seid wie Brüder,
Segen schickt dann Gott hernieder.“

„Du, der Krone jüngster Sprosse,
Grüß dich Gott mein liebes Kind!
Wachse auf zu Oestreichs Freude!
Meine letzten Bitten sind:
Halt die Eltern, Kind, in Ehren,
Reich wird dann der Herr dich mehren.“

„Ihr, die Führer meiner Fahnen,
Treu bewährt in harter Zeit,
Nehmt den Dank für diese Krone!
Euer Blut hat sie geweiht.
Und euch allen sei gedanket,
Die im Dienste nicht gewanket.“

„Du, mein Volk, mein treues, gutes,
Das mir Herz und Liebe gab,
Dir vermach' ich meine Liebe,
Nimmer scheidet uns das Grab.
Bald hoff' ich vor Gott zu stehen,
Und für dich, mein Volk, zu flehen.

In des Sieges Jubeltagen
In der schlimmen Unglückszeit
Hast du fest an mir gehangen,
Deine Treue nie entweiht,
Höre mich, mein Volk, im Sterben:
Laß den Sohn die Treue erben!“

„Nimm, o Ferdinand, die Krone,
Nimm mein Sohn, die schwere Pflicht!
Weiche nie vom Pfad des Rechtes,
Blick auf Gott im Weltgericht!
Denn das Grundgebäu der Reiche
Ist Gerechtigkeit, die gleiche!“ —

Da ertönt durch Oestreichs Länder
Eine Klag von Ort zu Ort.
Stille hält am Pflug der Pflüger,
Und der Wandrer geht nicht fort,
Greis und Sohn und Enkel weinet,
Ein Schmerz ist's, der alle einet.

In die dunkeln Trauerkleider
Hüll auch du dich, deutsches Land!
Komme still im Witwenschleier,
Falte betend deine Hand,
Und das Knie zur Erde beuge
Bei des letzten Kaisers Leiche.

Zwei und vierzig Fürsten saßen
Auf dem heil'gen Stuhl von Stein,
Den erbaut Karol der Große
In dem hohen Dom am Rhein;
Zwei und vierzig sind geschieden,
Auch der letzte ruht in Frieden.

Ohne Klang zerbrach die Krone,
Einst der Schirm der Christenheit,
Und zerrissen sind die Bänder
Jener wundervollen Zeit,
Da inmitten der Geschichte
Kaiser saßen zu Gerichte.

Er, des Alten treuster Streiter
Knüpfte da ein neues Band,
Und die reichste aller Kronen
Gab er, Deutschland, dir zum Pfand,
Nahm sie weg von Habsburgs Stamme,
Warf sie in die Opferflamme.

Nimm, o Deutschland, drum zu Herzen,
Was am heil'gen Sterbetag
Vor dem Scheiden zu den Seinen
Er, dein letzter Kaiser, sprach:
„Fromm und einig seid wie Brüder,
Segen schickt dann Gott hernieder!“

G. Görres.

48. Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Sohn, da hast du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu schwer.
Nimm den Schild und dies Geschoß;
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe! dies nun weiße Haar
Deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht.

Herzog Rudolf hat dies Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrichs Sold.

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten; Rudolfs Muth
That mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand.

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Konrad rüstet sich.
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms.

Zücke nie umsonst dein Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht;
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer sei zum Kampf bereit;
Suche stets den wärmsten Streit!
Schone des, der wehrlos fleht;
Haue den, der widersteht.

Wenn dein Haufe wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein fester Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben, Deutschlands werth;
Deine Mutter härmte sich,
Stumm und starrend, und verblich.

Einsam bin ich nun und schwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber siebenmal,
Denn der sieben andern Fall.

Drum so scheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich.

F. L. Graf zu Stolberg.

49. Des Hirten Abschied vom Berge.

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden;
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen sich kleidet die Erde neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden;
Der Sommer ist hin.

Schiller.

50. Wegweiser.

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
Sie können nachtverirrt die Heimat nicht erlangen.
Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunkeln Raum.
Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er woll' am Himmel lernen.
Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten nichts,
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts;
Zur Heimat deuten sie. Wohl dem, der traut den Sternen,
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Rückert.

51. Der Regenbogen.

(Räthsel.)

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt.

Schiller.

52. Tag und Nacht.

(Räthsel.)

Zwei Eimer sieht man auf und ab
In einen Brunnen steigen.
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer.
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

Schiller.

53. Das Auge.

Es sind zwei kleine Fensterlein
In einem großen Haus,
Da schaut die ganze Welt hinein,
Die ganze Welt heraus.

Ein Maler sitzet immer dort,
Kennt seine Kunst genau,
Malt alle Dinge fort und fort,
Weiß, schwarz, roth, grün und blau.

Dies malt er eckig, jenes rund,
Lang, kurz, wie's ihm beliebt,
Wer nennet all die Farben und
Die Formen, die er gibt?

Ein Zaubrer ist's, ich sag' es kühn;
Denn alles, was der Schoß
Der Erde faßt, das malt er hin
Aufs Fleckchen linsengroß.

Auch was der Hausherr denkt und sieht,
Malt er ans Fenster an,
Daß jeder, der vorüberzieht,
Es deutlich sehen kann.

Und freut der Herr vom Hause sich,
Und nimmt der Schmerz ihn ein,
So zeigen öfters Perlen sich
An beiden Fensterlein.

Ist schönes Wetter, gute Zeit,
Da sind sie hell und lieb;
Doch wenn es stürmet, fröstelt, schneit,
Da werden sie gar trüb.

Und geht der Hausherr einst zur Ruh',
Nicht braucht er dann ein Licht,
Da schlägt der Tod die Balken zu,
Und, ach! das Fenster bricht.

Castelli.

54. Der Wanderer.

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg, wo ich möcht' weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.
So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Kerner.

55. Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durchs Pilgerleben geh'n;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod ins Auge seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh'.

Drum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf;
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf.

Hölty.

56. Wanderlied.

Dem Wandersmann gehört die Welt
In allen ihren Weiten,
Weil er kann über Thal und Feld
So wohlgemuth hinschreiten.
Die Felder sind wohl angebaut
Für andre und von andern;
Ihm aber, der sie sich beschaut,
Gehör'n sie jetzt beim Wandern.

Durch Wiesen schlängelt sich ein Pfad,
Wie zwischen Blumenbeeten.
Ich weiß nicht, wessen Fuß ihn trat;
Er ist für mich getreten.
Und neben in das Gras hinein,
Wo sie wohl Futter holen,
Das Grün ist auch beim Wandern mein,
Ein Teppich für meine Sohlen.

Der Baum, der hier am Wege steht,
Wem mag er Frucht erstatten?
Doch weil mein Weg vorübergeht,
So gibt er mir den Schatten.
Sie haben ihn hierhergesetzt,
Wohl nicht zu meinem Frommen;
Ich aber glaube, daß er jetzt
Sei eigens für mich gekommen.

Der Bach, der mir entgegenrauscht,
Kommt her, mich zu begrüßen,
Durch Reden, die er mit mir tauscht,
Den Gang mir zu versüßen.
Und wenn ich seiner müde bin,
Er wartet auf mein Winken,
Gleich wendet er sich zur Rechten hin,
Und ich zieh' fort zur Linken.

Die Lüfte sind mir dienstbar auch,
Die mir im Rücken wehen,
Sie wollen doch mit ihrem Hauch
Mich födern nur im Gehen.
Und die ins Angesicht mich küßt,
Sie will mir auch nicht schaden:
Es ist die Ferne, die mich grüßt,
Zu sich mich einzuladen.

Der Regen und der Sonnenschein
Sind meine zwei Gesellen,
Die, einer hinter'm andern d'rein,
Abwechselnd ein sich stellen,
Der Regen löscht der Straße Staub,
Die Sonne macht sie trocken;
Daneben wollen Gras und Laub
Sie aus dem Boden locken.

Und spannt in ihrem Wechselspiel
Sich aus ein Regenbogen,
Komm', ich entgegen meinem Ziel,
Darunter hergezogen.
Der Bogen ist für mich gespannt,
Weil ich darunter walle;
Zu Trägern sind die Berg' ernannt,
Daß er auf mich nicht falle.

Und wo ein Dorf entgegentritt,
Da hör' ich Glocken läuten.
Sie meinen selber mich damit,
Was könnt' es sonst bedeuten?
Sie läuten etwa einer Braut,
Vielleicht auch einem Todten;
Ich aber deut' auf mich den Laut:
Ein Gruß wird mir geboten.

So zieh' ich im Triumphgesang
Entlang die lange Straße,
Und nie wird mir um etwas bang,
Das ich im Rücken lasse.
Wie Eines hinter mir entweicht,
So kommt gleich her das Andre;
Und nie hab' ich das End' erreicht
Der Welt, so weit ich wandre.

Rückert.

57. Freundschaft.

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wenn er mit seines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen
Mit Herzen Mund und Hand.

Die Red' ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
Und fern von Leuten sein:
Wir sollen uns befragen
Und seh'n auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt;
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt,
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich gibt:
Mit diesen Bundsgesellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen
Und breche durch den Tod.

Simon Dach.

58. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nur Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Uhland.

59. Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und leicht:
Auch jener große klare,
Getrost! er fehlt dir nicht.

Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn:
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Uhland.

60. Der Morgen im Walde.

Ein sanfter Morgenwind durchzieht
Des Forstes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel muntres Lied,
Die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn schwingt sich von Baum
zu Baum,
Das Reh durchschlüpft die Büsche,
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreu'n sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit in dem lustigen Wald,
Und alle Bäume erklingen,
Um mich her alles singet und schallt:
Wie sollt ich allein nicht singen?

Ich singe mit starkem freudigem Laut
Dem, der die Wälder säet,
Der droben die luftige Kugel gebaut,
Und Wärm' und Kühlung wehet.

Egon Ebert.

61. Räthsel.

1.

Ein riesengroßer Säemann
Durchschreitet das erschrockne Land,
Um seiner Schultern breite Kraft
Den dunkeln Mantel weit gespannt.

Hin wallt des Hauptes wirres Haar,
Die Augen funkeln jähe Glut,
Sein Odem schnaubt weit durch das Thal,
Sein Fuß zertritt den Wald vor Wuth.

Tief in den Mantel greift er ein,
Der seine Schultern weit umschlingt,
Und streuet aus die volle Saat,
Die nimmer doch Gedeihen bringt.

Denn nimmer sproßet ihr der Keim,
Nie treibt den Halm sie himmelan,
Das warme Leben flieht, wo sie
Umhergestreut der Säemann.

2.

Ich armer Sklave
Erleide harte Strafe
Und komme nie zum Schlafe.
Den Pferden gleich im Brunnenhaus
Geh ich ringsum, Jahr ein, Jahr aus.
Und fang ich auch zu schlummern an,
Kommt ein metallener Mann heran,
Und tritt zu neuer Arbeit an;
Und wo der Starke, der mich rette?
Das Haus, das mich verschließt, liegt
selber an der Kette.

3. Oft begleit ich euch zu Schmerz und Leide
An die stille Gruft,
Oefter schwing ich mich zu eigner Freude
In die Frühlingsluft.

4. Mit zweien fährt der Bürgersmann,
Der Edelmann spannt viere an,
Die Hottentotten lieben
Das reichgeschmückte Sechsgespann!
Nun sagt, wer fährt mit sieben?

Hebel.

62. Der Pilgrim von St. Just.

Nacht ists und Stürme sausen für und für,
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!
Laßt mich hier ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet mich in die Kirche schreckt!
Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone wars bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

A. Graf von Platen.

63. Das beste Herz.

Der beste Edelstein
Ist, der selbst alle schneidet
Die andern und den Schnitt
Von keinem andern leidet;
Das beste Menschenherz
Ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt,
Als daß es andere schneide.

64. Das Blümlein.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümlein steh'n,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
Am hübschen Haus;

Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort:
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

von Göthe.

65. Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Wälschland trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs u. schwoll.
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und wälzten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich;
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch galloppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang' sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth.
„O Retter, Retter, komm geschwind!"
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten u. stürzten die Bogen nach.

„Halloh! halloh! frisch auf! gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt.
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib u Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn.
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war all zu klein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum waren die letzten im sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein lieber Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund,
Hier ist der Preis! Komm her, nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Geld nicht feil,
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!„
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingst du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

Bürger.

66. Der Arme.

Am Wege stand ein armer Mann.
Gleich sprach das Kind den Vater an:
„Gib Vater, eine Gabe mir,
Daß ich sie bring' dem Armen hier."

Der Vater gab, das Kind lief hin
Und reicht es dar mit frohem Sinn;
Der Arme dankt und neiget sich
Und sprach: „Der Himmel segne dich!

Da lief das zweite Kind und bot
Dem Armen gar sein Butterbrot;
Der Arme nahm's mit Freuden an
Und sprach: „O das war wohlgethan!"

Und leise naht das dritte Kind
Und nahm des Armen Hand geschwind
Und küßte sie so herzlich treu,
Als ob's sein lieber Vater sei.

Da hielt der Mann die Thränen nicht,
Sein Auge ward wie Sonnenlicht,
Er sprach: „O Gott im Himmelreich,
Dies Kind ist einem Engel gleich!"

Bone.

67. Heinrich der Vogelsteller.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemuth;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröthe Glut.

In Wies und Feld und Wald und Au —
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? heut gibts 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt
Es naht der Waffen Klang,
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!"

„Ei nun! — Was gibts?" Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr, Herrn? sagt an."

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

Dies rufend, knie'n sie vor ihm hin
Und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt:
„'S ist deutschen Reiches Will!"

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt."

J. N. Vogl.

68. Rudolf von Habsburg.

Ausgebrannt vom Strahl der Sonne
Seufzet rings das dürre Land;
Alle Quellen sind vertrocknet
In dem glühendheißen Sand.
Lechzend liegt die matte Herde
Auf der schattenlosen Erde.

Weit gespalten, aufgerissen
Ist der Boden allumher,
Wolkenlos der ganze Himmel,
Still die Luft und heiß und schwer,
Und der Wald mit welkem Laube
Steht bedeckt mit weißem Staube.

Sieh, da reitet durch die Steppe
Kampfgerüstet eine Schar,
Rudo f zieht der deutsche Kaiser
Wider König Ottokar.
Von dem Durste matt und heiser
Ruft nach Wasser jetzt der Kaiser.

Und zwei Reiter eilen jauchzend
Zu dem Kaiser hin im Flug,
Halten freudig hoch erhoben
Kühlen Wassers einen Krug,
Und den Becher rasch hinfüllend
Sprechen sie, ihr Herz enthüllend:

„Lange suchten wir nach Wasser
Weit umher in diesem Land,
Doch kein Tropfen war zu finden
In dem glühendheißen Sand;
Die vergebne Müh zu enden
Wollten wir uns rückwärts wenden.

„Sieh, da fanden wir im Schatten
Ruhend eine Schnitterschar,
Die sich müde laben wollte
An dem Kruge kühl und klar.
Weil sie selbst vom Durste litten,
War vergebens unser Bitten.

„Doch als unsre Schwerter drohten:
Gebt uns Wasser oder Blut!
Gaben sie uns bleich und zitternd
Gern ihr selten theuer Gut;
Was wir so erbeutet haben,
Möge Dich, o Kaiser, laben!"

Als der Kaiser dies vernommen,
Zog mit unmuthvollem Blick
Von den glühendheißen Lippen
Plötzlich er den Krug zurück:
„Nimmer soll den Durst mir stillen
Was sie gaben wider Willen.

Bei der Ehre meiner Krone!
Gebt zurück der Armen Gut;
Keinen Tropfen mag ich kosten,
Brennt wie Feuer auch mein Blut:
Wenn beraubt die Armen dürsten,
Ziemt zu trinken nicht dem Fürsten!"

Guido Görres.

69. Die Gottesmauer.

Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden, sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.
Drauß vor Schleswig, weit vor allen,
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Sorg und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.
Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein;
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!
„„Mutter““, spricht der Weltgesinnte,
„„Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!““
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen;
Wenns dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt.“
Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„„Mutter, uns verräth das Lied!““
Aber sieh! das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm er sonst heraus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.
„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

„„Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!““
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.
„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

Cl. Brentano.

70. Gottes Lob.

Kein Thierlein ist auf Erden
Dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließ'st sie alle werden,
Und alle sind sie dein.

Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust,
Die Schlange in den Klüften
Zischt dir in Lebenslust.

Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht stumm,
Du hörest ihre Stimmen,
Vor dir kommt keines um.

Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleine Mückenschwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
Ist keins zu klein und arm.

Sonn', Mond gehn auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind sich an Größe gleich.

Kein Sperling fällt vom Dache
Ohn' dich, vom Haupt kein Haar:
O theurer Vater, wache
Bei uns auch in Gefahr.

Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Thier,
Der Vogel dir singt,
Das Fischlein dir springt.

Die Biene dir summt,
Der Käfer dir brummt;
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du sollst gelobet sein!

Cl. Brentano.

Anhang.

A. Satzlehre.

Begriff, Grundbestandtheile, Inhalt und Umfang des Satzes.

§. 1. Ein Satz ist der Ausdruck oder die Darstellung eines Gedankens durch Worte. — Die Lehre vom Satze heißt Syntax; sie ist der Inbegriff der Regeln, nach welchen mehrere Wörter zu einem Satze, und mehrere Sätze zu einem Ganzen gebildet und verbunden werden.

§. 2. Die Hauptbestandtheile eines Satzes sind:

a) das Subjekt, ein Gegenstand, von dem etwas ausgesagt wird, und der immer auf die Frage: wer? oder was? im Nominativ steht, z. B. Der Baum blüht; der Baum wird gefällt. Der Knabe lernt.

b) das Prädikat, das vom Subjekte Ausgesagte, z. B. Der Mensch denkt; die Büchse knallt; das Thal ist lang.

§. 3. Von dem Subjekte kann man aussagen:

1) was es thut oder leidet, z. B. Der Vater liebt; der Vater wird geliebt.
2) was es ist, z. B. Der Baum ist eine Pflanze. Mein Bruder ist Soldat.
3) wie es beschaffen ist, z. B. Der Knabe ist fleißig. Der Baum ist fruchtbar.

§. 4. Dem Inhalte nach kann man folgende Arten von Sätzen unterscheiden:

a) behauptende,	c) fragende,
b) befehlende,	d) ausrufende.

a) Der behauptende Satz drückt aus:
   1) ein Urtheil, z. B. Unrecht Gut gedeiht nicht.
   2) eine Erzählung, z. B. Hannibal hat die Römer in mehreren Schlachten besiegt.

b) Der befehlende Satz drückt nicht immer einen Befehl aus, sondern oft nur eine Bitte, einen Wunsch, eine Ermahnung, z. B. Kehre zurück! Gehe hin und thue desgleichen! Herr, erbarme dich meiner! Hättest du doch meinen Ermahnungen ein geneigtes Gehör geschenkt! Mein Kind, wenn dich böse Buben locken, so folge ihnen nicht!

c) Ein Satz, welcher ein Verlangen nach Belehrung enthält, heißt ein fragender, z. B. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?

Nicht immer wird aber durch einen Fragesatz Belehrung gefordert. Gewisse Fragen sollen nur eine Behauptung, einen Befehl oder einen Ausdruck des Gefühls lebendiger vor die Seele führen (uneigentliche oder rednerische Fragen), z. B. Will ich denn nicht das Beste meines Volkes? Willst du so fort deine Pflicht erfüllen?

d) Der ausrufende Satz kann Freude und Bewunderung, Schmerz, Verlangen, Bedauern, Unwillen ausdrücken, z. B. Wie herrlich strahlt die Morgensonne! Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel! Ich bin verloren! Möchte doch mein Vater bald zurückkehren! Ach wären wir weiter, ach wär ich zu Haus!

Anmerkung. 1. Der wünschende Satz, dessen Prädikat im Conjunctiv steht, ist entweder den befehlenden oder den ausrufenden Sätzen beizuzählen, z. B. Lebte doch mein Vater noch!

2. Nach einem behauptenden Satze steht ein Punkt (.), nach einem Fragesatze ein Fragezeichen (?), nach einem Befehls- und Ausrufungssatz ein Ausrufungszeichen (!).

§. 5. Ein Satz, in welchem dem Subjekte das Prädikat zuerkannt wird, heißt bejahend (affirmativ), z. B. Der Schüler lernt. Die Erde dreht sich. Wird aber das Prädikat dem Subjekte abgesprochen, so ist der Satz ein verneinender (negativer), z. B. Der Schüler lernt nicht. Der Geizige ist nie zufrieden.

§. 6. Die Bejahung wird nicht besonders bezeichnet. Die Verneinung wird gewöhnlich durch das Umstandswort der Art und Weise „nicht" ausgedrückt. Verbe werden durch nicht, Substantive durch kein, Adjektive durch un, ohn, los, verneint. Wie ein und kein, so stehen gegenüber je und nie, jemals und niemals, jemand und niemand, immer und nimmer. Die Verneinung kann den ganzen Satz oder nur einen Satztheil, ein einzelnes Wort treffen. Es ist daher auf die Stellung des verneinenden Wortes und auf die Redepause, in der Schrift auf die Interpunktion zu achten, z. B. Der Schein sagt: Die Erde dreht sich nicht. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Zum Henkerdienst drängt sich kein braver Mann. Ein unnütz Leben ist ein früher Tod. Gestrenge Herren regieren nicht lange. Man kann niemanden ins Herz sehen. Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben. Fort eil' ich nicht, mit dir zu sterben.

Anmerkung. Nach den Verben verbieten, verhindern, verhüten u. a. ist, um eine Verneinung auszudrücken, eine besondere Bezeichnung für dieselbe nach unserm etzigen Sprachgebrauch nicht zuläßig, da jene Verbe an sich schon verneinende Kraft haben z. B. Hüte dich zu lügen. Es ist verboten zu stehlen. Er hinderte mich zu arbeiten.

§. 7. Sieht man auf den Umfang der Sätze, so hat man:

1) einfache, in welchen nur ein Subjekt und ein Prädikat vorhanden ist, mögen diese bekleidet sein oder nicht.

2) zusammengesetzte, welche aus zwei oder mehreren Sätzen bestehen, von denen ein jeder sein eigenes Subjekt und sein eigenes Prädikat hat, z. B. Der Wahn ist kurz, die Reue ist lang. Wir könnten viel, wenn wir zusammenständen.

I. Der einfache Satz.

§. 8. Der einfache Satz kann sein:

a) nackt oder unbekleidet,
b) bekleidet oder erweitert.

I. Kapitel.

Der nackte oder unbekleidete Satz.

§. 9. Der Satz ist nackt oder unbekleidet, wenn er nur die Hauptbestandtheile — Subjekt und Prädikat — enthält, z. B. Der Baum blüht. Die Rose ist eine Blume.

§. 10. In der einfachsten Gestalt erscheint der Satz in der Form des Imperativs, z. B. Arbeite! Gehet! In diesen Verbalformen liegt das Subjekt du, ihr. Subjekt und Prädikat sind demnach in einem Worte enthalten.

§. 11. Das Subjekt wird ausgedrückt durch:

1) ein Substantiv, z. B. Die Trommeln wirbeln. Das Leben ist kurz.
2) ein persönliches Fürwort und zwar:
   a) als die sprechende Person, z. B. Ich bin gesund; wir sind gesund.
   b) als die angesprochene, z. B. Du lernst, ihr lernet, und
   c) als die besprochene Person, z. B. Er, sie, es lernt, sie lernen.
3) ein substantivisches Adjektiv oder Particip, z. B. Ehrlich währt am längsten. Das Schöne gefällt. Die Unversöhnten sind umgewandelt. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.
4) einen Infinitiv, der substantivisch gebraucht wird, z. B. Borgen macht Sorgen. Irren ist menschlich.
5) ein bestimmendes Pronomen oder ein Numerale, z. B. Dieser lügt. Wer spricht den Segen? Alles schwieg. Es kam der andere, kam der dritte. Beide rennen.
6) jede andere Wortart, die aber dann substantivischen Charakter erhält, z. B. Aus ist ein Verhältnißwort. Morgen ist nicht heute. Das „Halt" ertönte. Man fürchtet ihn.
7) Selbst durch eine Wortverbindung und einen ganzen Satz, die zur einfachen Vorstellung geworden sind, z. B. Das Vergißmeinnicht ist ein schönes Blümchen. Das „Lerne dich selbst kennen" ist nicht jedermanns Sache.

§. 12. Das Prädikat kann bezeichnet werden durch:

a) ein Verb, z. B. Schönheit vergeht. Tugend besteht. Die Nachtigall schlägt.

b) ein abstraktes Verb, d. h. ein bloßes Aussagewort (insbesonders sein) nebst Prädikativ, d. h. ein den Inhalt des Prädikats ausfüllendes Wort. Dieses Prädikativ kann sein:

1) ein Substantiv im Nominativ, z. B. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

2) ein Substantiv im Genitiv, z. B. Wir sind der Ansicht. Sie sind eines Herzens.

3) ein Substantiv mit Präposition, z. B. Er ist ohne Geld. Der Ring ist von Gold.

4) ein Adjektiv, Particip, Pronomen, Numerale oder Adverb, z. B. Die Nacht ist dunkel. Der Soldat ist verwundet. Die Schuld ist mein. August ist der erste. Der Mann ist hier. Der Sommer ist hin.

5) ein Infinitiv, z. B. Behaupten ist nicht beweisen.

Anmerkung. Jedes Subjektswort nimmt substantivische, jedes Prädikatswort verbale Natur an; denn das Substantiv ist das gewöhnliche und wesentliche Subjektswort, das Verb das eigentliche Prädikatswort.

§. 13. Die Beziehung des Prädikats auf das Subjekt wird ausgedrückt:

1) durch Formveränderung am Prädikate, z. B. Du denkst, er denkt, ich dachte.

2) durch Hilfsverbe mit den vom Verb gebildeten Participen und Infinitiven, falls dem Verb eine einfache Form der Flexion fehlt, z. B. der Vater hat gedacht, er wird denken.

3) durch ein Hilfsverb der Aussage, besonders durch das Verb sein, wenn das Prädikat nicht durch ein Verb ausgedrückt ist, z. B. Cicero war ein Redner.

Man nennt dann das Zeitwort sein auch die Copula (das Satzband) und das Prädikativ Prädikat.

Anmerkung. Auch die Verbe: werden, bleiben, scheinen, erscheinen können die Copula darstellen, z. B. Blüten werden Früchte. Die Frucht wird reif. Niemand bleibt jung. Der Angeklagte erscheint unschuldig. Der Mond scheint klein.

§. 14. Uebereinstimmung (Congruenz) des Prädikats mit dem Subjekte.

1) Das verbale Prädikat richtet sich nach seinem Subjekte im Numerus und in der Person, z. B. Der Mensch denkt, die Menschen denken. Sie sind schlau. Du bist fleißig.

2) Sind Singulare, die dem Umfange, der Bedeutung nach Plurale sind, Subjekt, so steht das Prädikat häufig im Plural, z. B. Eine Menge Menschen umstanden (und umstand) das Haus. Ein Dutzend Bäume sind niedergehauen.

3) Bei zwei oder mehreren Subjekten kann das Prädikatszeitwort in verschiedenen Zahlformen stehen:

a) Das prädikative Verb wird auf alle Subjekte bezogen und steht nach oder vor ihnen im Plural, z. B. Hoffnung und Erinnerung sind der Balsam für die Leidenden der Gegenwart. Zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast hervor aus dem alles verschlingenden Grab.

b) Das Prädikatszeitwort wird zu einem Subjekte in der Zahlform desselben gestellt und muß zu andern Subjekten hinzugedacht werden, z. B. Es sank der Muth, die Hoffnung und der Glaube. Meister rührt sich und Geselle.

4) Stehen mehrere Subjekte von verschiedener Personalform neben einander, so steht das Prädikatszeitwort nicht nur im Plural, sondern es hat auch die erste Person den Vorzug vor der zweiten und dritten, die zweite vor der dritten, z. B. Ich und du (wir) haben keine Gemeinschaft mit einander. Ich und mein Haus (wir) wollen dem Herrn dienen. Ihr und eure Freunde seid mir verhaßt.

5) Das prädikative Substantiv richtet sich nach dem Subjekte im Casus, und bei Personennamen in der Regel auch im Numerus und Genus, z. B. Der Sohn ist ein Lügner — die Tochter ist eine Lügnerin. Sachnamen und Abstrakta können auch im Singular bei einem Subjekte im Plural stehen, z. B. Die Gefangenen sind eine Beute der Soldaten geworden. Gute Kinder sind eine Freude für die Eltern.

6) Das prädikative Adjektiv bleibt im Positiv und Comparativ unverändert, z. B. Der Sohn ist fleißig — die Söhne sind fleißig. Die Tochter ist fleißiger — die Töchter sind fleißiger. Der Superlativ des prädikativen Adjektivs tritt mit dem bestimmenden Artikel auf und bezieht sich auf ein hinzugedachtes Substantiv, z. B. Gottes Wille ist der beste (Wille). Der mit am gebildete Superlativ hat adverbiale Bedeutung, z. B. Dieser Schüler schreibt am schönsten.

§. 15. Betonung und Wortfolge im nackten Satze.

1) Bei der Betonung der Satztheile ist die natürliche von der künstlichen zu unterscheiden. Der Ton liegt auf der Hauptvorstellung. Diese ist das Prädikat, und wenn dasselbe aus Copula und Prädikativ besteht das Prädikativ. Prädikat und Prädikativ haben also den Hauptton, z. B. Der Vater kommt, ist gekommen. Bei der künstlichen Betonung kann der Redeton nach der besondern Absicht des Redenden auf irgend einem Satztheile ruhen, z. B. Der Arzt kommt, der Arzt ist gekommen.

2) Auch die Wortfolge oder Stellung der Satztheile kann eine natürliche oder gerade und eine künstliche, versetzte oder invertirte sein.

a) Bei der natürlichen Wortfolge steht zuerst das Subjekt, dann das Prädikat. Ist letzteres zusammengesetzt, so steht zuerst das Subjekt, dann das Hilfsverb oder die Copula, zuletzt das Prädikativ; ist Hilfsverb oder Copula eine zusammengesetzte Form, so stehen Particip oder Infinitiv derselben nach dem Prädikativ. Diese Wortfolge ist die gewöhnliche in Behauptungssätzen, wenn kein Satztheil stärker hervorgehoben werden soll, zuweilen wird sie auch in Fragesätzen gebraucht, z. B. Der Schein trügt. Die Jahre fliehen. Das Leben ist kurz. Die Jahre sind geflohen. Wir alle sind Brüder. Du hast es gethan?

b) In der versetzten Wortfolge steht das Subjekt hinter dem aussagenden Verb; das Prädikativ folgt dem Subjekt, oder es steht am Anfange des Satzes. Diese Wortfolge wird in Fragesätzen — außer wenn nach dem Subjekte gefragt wird — so wie in befehlenden und ausrufenden Sätzen gebraucht, z. B. Trügt der Schein? Hat der Schein getrogen? Sei du mein Freund! Wären (doch) alle liebreich!

Auch in Behauptungssätzen gebraucht man die invertirte Wortfolge, wenn ein Satztheil stärker hervorgehoben werden soll. Soll das Prädikat hervorgehoben werden, so steht es vor dem Subjekte, erhält dann aber als formales grammatisches Subjekt es, z. B. Es scheint die Sonne. Es funkeln die Sterne.

Anmerkung. 1. Bei Verben mit trennbaren Partikeln tritt das Verb an die Stelle des Aussagewortes, und die getrennte Partikel an die des Prädikativs, z. B. Der Vater reist ab.

2. Die Verneinung steht nach dem Prädikate, aber vor dem Prädikativ; bei der künstlichen Stellung kann aber auch die Verneinung invertirt werden, z. B. Er spielt nicht; er hat nicht gespielt. Er ist nicht krank. Nicht spielen sollst du.

II. Kapitel.

Der bekleidete Satz.

§. 16. Zu den Haupttheilen des Satzes — Subjekt und Prädikat — können noch andere Satztheile treten, die man Bekleidungen nennt. Einen Satz, welcher außer Subjekt und Prädikat noch andere Theile (Nebensatztheile) hat, nennt man bekleidet oder erweitert.

§. 17. Diese Bekleidungen sind zweifacher Art:

1) Ergänzungen, die eine Vorstellung erst vollständig machen, z. B. Die Erziehung der Kinder liegt den Eltern am Herzen. Der Landmann streut den Samen. Jeder warte seines Amtes. Dem Wanderer gehört die Welt, oder

2) Bestimmungen eines Satztheiles, welche die Vorstellungen erweitern, aber nicht erst ergänzen, z. B. Neue Beschäftigung ist

wahre Erholung. Er starb fürs Vaterland. Er handelt aus Ehrgeiz.

§. 18. Die Theile des bekleideten oder erweiterten Satzes sind also:

1) das Subjekt,
2) das Prädikat,
3) die Bekleidungen des Subjekts,
4) die Bekleidungen des Prädikats, welche man Bekleidungen des ersten Grades nennt, und
5) die den Bekleidungen selbst wieder hinzugefügten Bestimmungen und Ergänzungen, welche man darum Bekleidungen des zweiten Grades nennen kann.

§. 19. Ist das erweiterte Satzglied ein Substantiv, sei es Subjekt oder ein anderer Satztheil, so heißt seine Bestimmung bestimmendes Attribut, seine Ergänzung ergänzendes Attribut; ist es ein Adjektiv oder Verb, so wird die Ergänzung Objekt, die Bestimmung Adverbial genannt.

§. 20. Die Beziehung der Erweiterungen zu dem Satztheile, den sie bestimmen oder ergänzen, wird ausgedrückt:

1) durch die Deklination, z. B. Guter Rath, die böse Saat, das Schloß des Fürsten.
2) durch Präpositionen, z. B. Das Schloß am Meere; der Garten vor dem Hause.

A. Das Attribut.

§. 21. Attribut ist jede Bekleidung eines Satztheiles, wenn dieser ein Substantiv ist.

§. 22. Das bestimmende Attribut wird ausgedrückt durch:

1) ein Adjektiv, ein adjektivisch gebrauchtes Particip, Pronomen oder Numerale, z. B. Blinder Eifer schadet nur. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Fleißiger Herr macht fleißige Diener. Böse Saat trägt böse Früchte. Der reißende Strom ist ausgetreten. Sie nimmt das unversehrte Kind in ihren rettenden Arm geschwind. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Unser Wissen ist Stückwerk. Diese Erkenntniß macht uns bescheiden. Das kleinste Haar wirft seinen Schatten. Ein solcher Verrath verurtheilt sich von selbst. Mit welchem Weine kann ich dienen? Der erste Gesetzgeber ist die Noth. Alle Menschen sind sterblich. Da ist viel Geschrei und wenig Wolle. Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.
2) ein Substantiv im gleichen Casus, welches entweder als Erklärungswort vor dem näher zu bestimmenden Substantiv steht, oder als erklärender Zusatz (Apposition) demselben nachfolgt, z. B. Kaiser Nero war grausam. Herr Aufschieb ist ein Tagedieb. Man droht mir Armen. Da sprach Herr Karl, der starke

Held. Der trug des Riesen schwere Wehr, den Harnisch sammt dem Schilde. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich Möros.

3) ein Substantiv im Genitiv, dem ein Subjekt zu Grunde liegt, daher er auch Genitiv des Subjektes oder subjektiver Genitiv heißt. Dieser Genitiv kann verschiedene Verhältnisse ausdrücken, und zwar:

a) das Verhältniß der Ursache zur Wirkung (causaler Genitiv), z. B. Aus Sturmes Nöthen muß ein anderer helfen. Die ganze Welt ist ein Werk Gottes. Der Schatten des Baumes erquickt den Wanderer. Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.

b) ein Verwandtschaftsverhältniß oder ein Verhältniß der Herrschaft und Unterwürfigkeit, z. B. Der Bruder meines Freundes ist gestorben. Die Unterthanen des Fürsten leben glücklich.

c) das Verhältniß des Besitzers zum Besitzthum (possessiver Genitiv), z. B. Der Strahl der Sonne vergoldet die Spitze des Berges. Das Leben ist das einzige Gut des Schlechten. Des Königs Länder blühen.

d) das Ganze, aus welchem ein Theil hervorgehoben wird (partitiver Genitiv), z. B. Ein Trunk frischen Wassers ist oft Goldes werth. Der Siege göttlichster ist das Vergeben. Jeder unserer Tage ist gezählt.

e) eine Eigenschaft (qualitativer Genitiv), z. B. Dieses Haus des Glanzes und der Herrlichkeit ist nun verödet. Gedenke auch des Armen am Tage der Freude. Worte des Trostes sind lindernder Balsam. Moses hat das Land der Verheißung nicht betreten.

4) alte Casus eines Pronomens (jetzt Adverbe), z. B. Die Leute hier sind arbeitsam. Der Weg dahin ist schlecht. Der Baum dort trägt viele Früchte.

5) ein Substantiv mit Präposition, z. B. Das Festland von Europa ist eine westliche Halbinsel von Asien. Die Schlacht bei Leipzig befreite Deutschland vom fremden Joche. Man schonte nicht des Kindleins in der Wiege.

§. 23. Als ergänzendes Attribut kann stehen:

1) ein Substantiv im Genitiv, dem ein Objekt zu Grunde liegt, daher er Genitiv des Objekts oder objektiver Genitiv genannt wird. Dieser Genitiv steht im allgemeinen nach Substantiven, welche von transitiven Verben gebildet sind, z. B. Der Verlust der Ehre ist keinem Menschen gleichgiltig. Die Hoffnung des Gelingens begleitet den Beginn der muthigen That.

Anmerkung. Ob der attributive Genitiv subjektive oder objektive Beziehung hat, kann der Anfänger leicht dadurch erkennen, daß er die betreffende Wortverbindung (Beziehungswort nebst Genitiv) in einen Satz auflöst. Wird nun in diesem Satze der attributive Genitiv Subjekt, so ist er subjektiver, wird er Accusativobjekt, so ist er objektiver Genitiv, z. B. Die Befehle

des Vaters = der Vater befiehlt, also subjektiver, die Erbauung der Brücke = ich erbaue die Brücke, somit objektiver Genitiv.

2) ein Substantiv mit Präposition als Umschreibung des objektiven Genitiv. Die Präpositionen, welche hier am häufigsten in Anwendung kommen, sind: an, auf, über, vor, für, gegen, um, zu, mit, nach, von, z. B. Der Gedanke an Gott ist erhebend. Die Hoffnung auf ein ewiges Leben stärkt den Menschen. Die Furcht vor der Strafe hält viele Menschen vom Bösen ab.

3) ein Infinitiv mit zu, z. B. Der Eifer zu nützen ist lobenswerth. Die Sucht zu gefallen ist verwerflich.

§. 24. Congruenz und Flexion des Attributs.

1) Das adjektivische Attribut richtet sich im Genus, Numerus und Casus nach seinem Substantiv, z. B. Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Wir haben deinen Freund besucht. Ich folgte seinem Vortrage mit großer Aufmerksamkeit. Steht aber das adjektivische Attribut seinem Substantiv nach, so wird es im Neuhochdeutschen in der Regel nicht mehr flektirt, z. B. Und ein Edelknecht, sanft und keck, tritt aus der Knappen zagendem Chor. Der Hauptmann führt im Schild ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild. Dagegen: Wie weit er auch spähet und blicket und die Stimme, die rufende, schicket.

2) Das attributive Adjektiv kann in starker und schwacher Form deklinirt werden:
   a) Geht den Adjektiven kein Bestimmungswort alter Form voran, so nehmen sie die Endungen des bestimmten Artikels an und werden stark, im entgegengesetzten Falle aber schwach deklinirt.
   b) Nach den Wörtern: ein, mein, dein, sein, unser, euer, ihr und kein steht das Adjektiv im Nom. Sing. männlichen und sächlichen, so wie im Accusativ Sing. sächlichen Geschlechts in der starken, in allen übrigen Casus in der schwachen Form.

3) Ferner wird das Adjektiv stark deklinirt:
   a) nach den Pronomen ich und du im Nom. Sing., z. B. Ich verlassener Mann, du böses Kind; dagegen ist nach wir und ihr die schwache Form vorzuziehen, z. B. Wir armen Männer; ihr stolzen Hallen.
   b) nach den Wörtern: viel, wenig, weniger, mehr, manch, welch und solch, weil ihnen die Casusendung fehlt, z. B. Viel böses Geschwätz, manch grausames Geschick, welch entsetzliche Leiden, solch bittre Schmerzen.

4) Schwankend zwischen starker und schwacher Form ist der Sprachgebrauch im Nom. Plur. nach den Zahlwörtern: alle, viele, etliche, manche und nach den Fürwörtern solche und welche; doch ist die schwache Deklination grammatisch richtiger, da genannte Wörter die Endungen der starken Deklination haben, z. B. alle treuen und alle treue Freunde; viele guten und viele gute Kinder.

Dagegen steht ein folgendes Pronomen immer in der starken Form, z. B. alle meine Hoffnungen.

5) Hinsichtlich der Flexion des mit einem Eigennamen verbundenen attributiven Substantivs ist zu bemerken:
   a) Steht das attributive Substantiv mit dem Artikel vor dem Eigennamen, so bleibt letzterer unverändert, z. B. Die Regierung des Kaisers Franz; steht es ohne Artikel, so wird nur der Eigenname deklinirt, z. B. Kaiser Franzens Regierung.
   b) Geht dem vor einem Eigennamen stehenden attributiven Substantiv ein anderes schon flektirtes voraus, so bleibt ersteres unverändert, z. B. Das Haus des Herrn Kaufmann Maier.
   c) Steht das attributive Substantiv nach dem Eigennamen, so werden gewöhnlich beide deklinirt, z. B. Der Todestag Karls des Großen.

Ueber den Gebrauch des Artikels.

§. 25. Im allgemeinen tritt der Artikel nur in Verbindung mit Gattungsnamen auf. Doch wird er auch angewendet:

1) vor Eigennamen, und zwar:
   a) in vertraulicher Redeweise, z. B. Grüße mir den Max.
   b) zur Vermeidung von Zweideutigkeiten, z. B. Kain erschlug den Abel.
   c) um jemanden Eigenschaften einer bekannten Person beizulegen, z. B. Das ist der Cicero unserer Zeit. Er schwelgt wie ein Lucull.
   d) wenn dem Eigennamen ein Adjektiv vorhergeht, z. B. Der unvergeßliche Lessing. Das alte Rom.

   Anmerkung. Einige Eigennamem, insbesonders die Namen der Berge, Flüsse, Seen, Wälder und auch der Monate haben sogar immer den bestimmten Artikel, z. B. der Brocken, der Odenwald, der Rhein, der Bodensee, der Thüringer Wald, der April. Ausnahmsweise ist dies auch bei einigen Ländernamen der Fall, z. B. die Schweiz, die Lausitz, die Pfalz und bei denen auf ei, z. B. die Lombardei, die Türkei.

2) vor Stoffnamen, wenn sie die Vorstellung des Allgemeinen verlieren, z. B. Er gab mir das Gold.

3) vor Abstrakten, namentlich vor solchen, die eine Handlung ausdrücken, z. B. Erlasset mir den Schuß.

Sonst jederzeit, wenn noch ein Attribut folgt, z. B. die Treue des Freundes, der Fleiß des Schülers.

§. 26. Die Gattungsnamen werden ohne Artikel gebraucht:

1) wenn der von ihnen abhängige Genitiv vorangeht, z. B. des Knaben Vater, des Menschen Glück, des Nachbars Garten, an Ufers Rand.

2) wenn der Gattungsname einen Stand oder eine Würde und zugleich den Inhalt des Prädikats bezeichnet, z. B. Er ist Tischler, Kaufmann, Doktor; er wird Arzt, Professor ꝛc.
3) vor Eigennamen als Titelbezeichnung, z. B. Herr Schmidt, Doktor Faust, Herzog Friedrich, Fürst Schwarzenberg.
4) wenn er die Art und Weise einer Handlung umschreibt, z. B. Wir reisen zu Fuß; ebenso: zu Pferd, zu Tisch, über Nacht, mit Absicht ꝛc.
5) wenn zwei oder mehrere Substantive zu einer Gemeinschaft zusammengefaßt werden, z. B. Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder. Du sollst Vater und Mutter ehren.
6) meist auch bei Ueberschriften, Büchertiteln u. dergl., z. B. Fortsetzung, Geschichte der alten Welt.

§. 27. Betonung und Stellung des Attributs.

1) Im attributiven Satzverhältnisse wird das Attribut stärker betont, als das Substantiv, dessen Attribut es ist, z. B. der fleißige Knabe, das Reich des Königs, Worte des Trostes, die Stadt Hamburg, die Tafel von Marmor, Karl der Kühne. Hat aber der Redende besondere Absichten, so richtet sich das Attribut nach diesen.
2) Das adjektivische Attribut steht im Deutschen vor seinem Beziehungsworte und wird nur von Dichtern zuweilen nachgesetzt. (Vergl. §. 24.)

Hat ein Substantiv mehrere adjektivische Attribute, so frägt es sich, ob diese einander beigeordnet (durch und verbunden oder verbindbar) oder einander untergeordnet sind. Im erstern Falle ist ihre Stellung unter sich gleichgiltig, z. B. mit frohem und leichtem Sinne, im letztern Falle ist dasjenige dem Substantiv am nächsten, welches mit diesem den Grundbegriff gibt, z. B. eine zahlreiche bayerische Besatzung, d. h. eine bayerische Besatzung, welche zahlreich ist.
3) Der attributive Genitiv steht bald vor, bald nach seinem Beziehungsworte, z. B. der Eltern Sorgen, des Freundes Rath (die Sorgen der Eltern, der Rath des Freundes).

B. Das Objekt.

§. 28. Objekt ist die Ergänzung eines Satztheiles, wenn dieser durch ein Verb oder Adjektiv ausgedrückt ist. Wir unterscheiden a) das einfache und b) das doppelte Objekt.

a) Viele Verbe sind nur einer Ergänzung fähig; darnach unterscheidet man:
   1) ein Accusativobjekt (näheres Objekt), wenn die Ergänzung im Accusativ steht, z. B. Die Zeit lindert den Schmerz. Ordnung erhält die Welt. Viele Streich' fällen die Eich'. Uebung macht den Meister.

2) ein Dativobjekt (entfernteres Objekt), wenn die Ergänzung im Dativ steht, z. B. Wir danken dem Herrn. Dem Muthigen hilft Gott. Die Uhr schlägt keinem Glücklichen. Verstellung ist der offenen Seele fremd. Der Feigheit ist ein Hinderniß willkommen. Die meisten sind mir zugethan.
3) ein Genitivobjekt, wenn die Ergänzung im Genitiv steht, z. B. Der Mensch bedarf der doppelten Empfindung, der Liebe und des Hasses. Der Bote ist des Weges kundig. Eine Liebe ist der andern werth.
4) ein Verhältnißobjekt, wenn die Ergänzung durch ein Substantiv mit Präposition ausgedrückt ist, z. B. Sie führten ihn ins Gefängniß. Sie rüsten sich mit Geduld.

b) Manche Verbe sind einer doppelten Ergänzung fähig, und zwar steht:
1) der Dativ der Person und der Accusativ der Sache (ein Dativ- und ein Accusativobjekt), z. B. Brich dem Hungrigen dein Brod! Dem treuen Freunde vertraue deine Sorgen. Drei Tage will ich dir schenken.
2) der Accusativ der Person und der Genitiv der Sache (ein Accusativ- und ein Genitivobjekt), z. B. Den ungerechten Richter entsetzt man seines Amtes. Der Stolze würdigt den Armen keines Blickes. Wer kann mich einer Sünde zeihen?
3) es stehen zwei Accusativobjekte, z. B. Wir nennen Gott unsern Vater. Man schalt ihn einen Gottesläugner. Sie hat die Augen roth geweint.

Rektion der Verbe und Adjektive.

a. Das einfache Objekt.

α) Accusativ.

§. 29. Der Accusativ steht:
1) bei allen transitiven Verben, z. B. Der Vater liebt das Kind. Störe den Arbeitenden nicht! Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.
2) bei einigen unpersönlichen Verben, als: es dürstet, hungert, friert, schmerzt, verdrießt, ärgert, eckelt, freut, schläfert mich ꝛc. — Einige dieser Zeitwörter werden jetzt auch persönlich gebraucht, z. B. ich dürste, friere, hungere.
3) bei reflexiven Verben, z. B. ich schäme, freue, wundere, erbarme mich.
4) nach manchen Verben, die gewöhnlich subjektiv gebraucht werden, jedoch nur in gewissen Verbindungen, z. B. einen Weg gehen, Thränen weinen, eine Schlacht schlagen, einen Kampf kämpfen,

einen sanften Tod sterben, z. B. Er starb den Tod fürs Vaterland. Er geht den Weg alles Fleisches. Ich wandelte ruhig meine Straße.

5) bei Verben und Adjektiven, die den Begriff eines Maßes, Gewichtes, Werthes, einer Zeit ꝛc. ausdrücken, wie: messen, wiegen, dauern, kosten, gelten, leben; alt, hoch, lang, tief, breit, schwer ꝛc. — Dieser Accusativ gehört aber der Sache nach meist zu den adverbialen Bestimmungen; denn er steht nicht auf die Fragen: wen? oder was?, sondern auf die Fragen: wie lange? wie breit? wie hoch? wie tief? wie viel? ꝛc. z. B. Manche Thiere leben nur einen Tag. Das Ding ist keinen Heller werth. Der Stein ist einen Zentner schwer. Der Stamm ist einen Fuß dick. Das Kind ist zehn Jahre alt.

Der passive Satz.

§. 30. Ein aktivischer Satz mit einem Accusativobjekt kann passivisch gewandt werden. Das Objekt wird dann Subjekt, das prädikative Verb wird ins Passiv gesetzt, und das aktive Subjekt wird mit den Präpositionen von, durch, mit verbunden, z. B. Der Lehrer lobt den Schüler = der Schüler wird vom Lehrer gelobt. Der Bote brachte den Brief = der Brief wurde durch den Boten gebracht. Der Speer durchbohrt die Brust = die Brust wird mit dem Speer durchbohrt.

β) Dativ.

§. 31. Die Grundbedeutung des Dativ ist die eines als Person gedachten, betheiligten Objekts. Der Dativ steht nun:

1) bei vielen intransitiven Verben und zwar:
   a) nach einfachen: danken, drohen, fehlen, fluchen, fröhnen, huldigen, nahen, schmeicheln, trotzen, nützen, schaden, wehren, weichen, zürnen ꝛc., z. B. Auch dem Guten folgt das Uebel. Ihm gleicht an Werth kein Edelstein. Er dient dem Staate.
   b) bei vielen zusammengesetzten, als: entgehen, entfliehen, entlaufen, entsagen, gebühren, gehören, gehorchen, beistehen, beistimmen, einleuchten, nachgeben, nachstellen, nachsehen, vorstehen, zuhören, zustehen, widerstehen, widersprechen ꝛc., z. B. Gern verzeih' ich dir. Der Mann widersteht jeder Versuchung. Dir ist die Strafe erlassen. Dem Wanderer gehört die Welt.
2) nach einigen unpersönlichen Zeitwörtern: es ahnt, bangt, geziemt, graut, mangelt, schwindelt, träumt mir, z. B. Mir graut vor der Götter Neide.
3) bei vielen Adjektiven, in welchen die Bedeutung der Gleichheit, der Geneigtheit, des Nutzens ꝛc., oder das Gegentheil von diesen Begriffen liegt: ähnlich, angenehm, geneigt, fremd, treu, gnädig,

schädlich, bekannt, beschieden, eigen, hold, willkommen rc., z. B. Verstellung ist der offenen Seele fremd. Dieses Ufer ward dir hold und freundlich. Das Glück ist der Tapferkeit günstig.

4) nach einigen Redensarten: leid (wehe, kund, noth) thun; zu leide, zu gute thun; zu Hilfe kommen, Hohn sprechen, zu Theil werden; gut sein, übel sein oder werden rc., z. B. Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil. Mache dir Freunde, wenn es dir wohl geht; denn es kann die Zeit kommen, wo es dir übel geht.

Anmerkung. 1. Oft wird das einfache Verb mit dem Dativ, das zusammengesetzte oder abgeleitete mit dem Accusativ verbunden, z. B. ich diene dir, ich bediene dich, ich drohe dir, bedrohe dich, ich lausche dir, belausche dich, ich folge deinem Rathe, befolge deinen Rath.

2. Das Dativobjekt kann auch durch Präpositionen mit den bezüglichen Casus ausgedrückt werden, besonders durch: an, auf, für, gegen, mit, über, z. B. Ich schreibe an deinen Freund. Der Nachbar zürnt auf mich. Du bist so liebreich gegen mich. Lange hat er mit dem Tode gekämpft. Der Herr allein gebietet über Leben und Tod.

γ) Genitiv.

§. 32. Der Genitiv steht;

1) bei mehreren intransitiven Verben: achten, bedürfen, entbehren, ermangeln, gedenken, harren, spotten, vergessen, warten (pflegen), wahrnehmen rc., z. B. Ich bedarf deines Rathes. Schon lange harrten wir deiner Ankunft. Willst du nicht der Blümlein warten? Jetzt pflegt sie einen Augenblick der Ruhe.

Anmerkung. Viele dieser Verbe, wie: bedürfen, entbehren, erwähnen, pflegen, vergessen, wahrnehmen rc., werden häufig auch mit dem Accusativ construirt.

2) bei Adjektiven: ansichtig, bar, bedürftig, eingedenk, fähig, froh, gewärtig, gewiß, gewahr, kundig, mächtig, müde, satt, voll, werth, würdig rc., z. B. Die Erde ist voll der Güte des Herrn. Sei des Namens deines Vaters werth. Ich bin deiner Dienste benöthigt. Sie konnte der augenblicklichen Besorgnisse nicht los werden. Die Fabeln sind verschiedener Eintheilung fähig. Ich bin des trocknen Tones nun satt.

Anmerkung. 1. Statt des Genitivs finden sich auch Präpositionen mit ihren Casus, besonders: an, auf, nach, über, von, z. B. Erinnere dich an dein Versprechen. Unsere Seele harrt auf den Herrn. Sie haben längst nach seinem Blute gedürstet. Man darf über körperliche Gebrechen nicht spotten. Voll von Feinden ist die Welt.

2. Ueber die nach sein und werden stehenden Genitive: er ist frohen Muthes, guter Laune, der Meinung, er wird noch anderer Meinung werden 2c. (siehe §. 12. b 2).

§. 33. Die Verhältnißobjekte (Präpositionen mit Casus) vertreten die Stelle der einfachen Casus, wo die Sprache nicht ausreicht, alle Verhältnisse durch dieselben zu bezeichnen. Man muß aber hier unterscheiden, ob eine solche Präposition mit Casus zur Ergänzung des Verbalbegriffes gehört, oder ob sie bloß eine nähere Bestimmung ist auf die Fragen: wo? wann? wie? aus welcher Ursache? Die adverbiale Bestimmung nimmt eine unabhängige Stellung neben dem Verb ein.

§. 34. Nach der Regel sind die Ortsbezeichnungen adverbiale Bestimmungen; Verhältnißobjekte sind sie aber bei den Verben, die einen Begriff mit räumlicher Beziehung ausdrücken, wie: liegen, stellen, setzen, legen, stecken, sitzen, führen, senden 2c., z. B. Sie legten das Schwert in seine Hände. Man sandte ihn nach Rom. Sie führten den Verbrecher ins Gefängniß.

§. 35. Es gibt viele Fälle, in welchen das Genitivverhältniß ausschließlich durch Präpositionen ausgedrückt wird, und zwar:

1) durch an bei den Verben und Adjektiven: fehlen, leiden, sterben, sich rächen, sich sättigen, arm, reich, groß 2c. sein an etwas, z. B. Der Mann ist an einer bösen Krankheit gestorben. Der Jüngling ist an Kenntnissen reich.

2) durch auf bei hoffen, rechnen, sich vertrösten, stolz, eifersüchtig sein auf etwas, z. B. Rechnen Sie auf meinen stillen Antheil. Er ist stolz auf seine Stellung.

3) durch über bei Verben der Gemüthsäußerung, wie: weinen, trauern, sich beschweren 2c., z. B. Beschwere dich nicht über diese Strafe.

4) durch mit bei anfangen, beginnen, geizen, prahlen; zufrieden, karg, fertig sein mit etwas, und bei reflexiven Verben, wie sich befassen, sich begnügen, sich behelfen, z. B. Der Thätige geizt mit der Zeit. Habe Mitleid mit unserm großen Elend. Der Weise ist zufrieden mit seinem Geschicke.

5) durch von bei schweigen, reden, träumen, sich erholen, schön, häßlich sein, z. B. Nicht weiter werde ich von dieser Angelegenheit reden. Er ist häßlich von Gestalt.

6) durch vor bei schützen, sich fürchten, fliehen, scheuen, grauen, eckeln, z. B. Mir grauet vor der Götter Neide.

7) durch um bei weinen, klagen, sich betrüben, sich kümmern, z. B. Sie weinen um die gute Mutter. Die Natur kümmert sich nicht um irgend einen Irrthum.

b. Das doppelte Objekt.

α) Ein Dativ- und ein Accusativobjekt.

§. 36. Der Dativ der Person und der Accusativ der Sache steht:

1) bei vielen einfachen und zusammengesetzten Verben, wie: bieten, bringen, geben, gönnen, lassen, leihen, liefern, melden, nehmen, opfern, rathen, rauben, reichen, schenken, senden, widmen, zeigen; gebieten, gestatten, gestehen, befehlen, erlauben, erweisen, verzeihen, vorlegen, vorziehen, zuschreiben u. v. a., z. B. Dem Unglück bezahlt' ich meine Schuld. Er weiht der Wahrheit seinen treuen Arm. Drei Tage will ich dir schenken. Eine traurige Botschaft hast du mir gebracht. Ich gönne ihm diese Freuden.
2) bei einigen reflexiven Verben (mit dem Dativ des Reflexivpronomens): sich anmaßen, sich erbitten, sich einbilden, sich ausbedingen, sich vorstellen 2c., z. B. Ich kann mir seine Verlegenheit vorstellen. Du mußt dir kein Unrecht anmaßen.

β) Zwei Accusativobjekte.

§. 37. a) Beide Objekte werden durch Substantive oder substantivisch gebrauchte Redetheile ausgedrückt:

1) bei den Verben: heißen, nennen, schelten, schimpfen, taufen 2c., z. B. Er nannte mich seinen Sohn. Einen Durchlauchtigen läßt er sich nennen. — Die Umwandlung ins Passiv ergibt einen doppelten Nominativ, z. B. Ich wurde von ihm Sohn genannt.
2) bei lehren, z. B. Wer hat dich solche Streich' gelehrt. Du willst Wahres mich lehren?
3) das zweite Objekt tritt häufig in Verbindung mit als und wie, dann mit den Präpositionen für, zu, in auf, so bei den Verben: ansehen, darstellen; halten, erklären; eintheilen 2c., z. B. Ich kenne diesen Soldaten als einen wackern Streiter. Du stellst die Sache dar wie ein Verbrechen. Ich halte August für einen braven Schüler. Diesen Mann habe ich mir zum Freund erwählt. Die ganze Weltgeschichte pflegen wir in drei große Abschnitte einzutheilen.

b) Das erste Objekt wird durch ein Substantiv oder durch ein substantivisches Wort ausgedrückt, das zweite durch:

1) ein Adjektiv, welches unverändert bleibt, z. B. Viele Hände machen eine Last leichter. Ich will mich frei und glücklich träumen. Ich halte den Mann nicht für tadellos.
   Oft ist das zweite Objekt auch ein Particip, z. B. Ich fand ihn weinend. Du findest mich leidend.
2) einen Infinitiv bei den Verben: fühlen, hören, sehen, heißen, (befehlen), lehren, lernen 2c., z. B. Er fühlte den Tod heran-

nahen. Ich hörte des Geschützes Donner krachen. Wir sahen den Unglücklichen auf offener Straße liegen. Der Ewige hieß die Lüfte wehen und rauschen. Ich sehe den Vogel fliegen. Wir hörten den Wächter rufen. Ich fühle die Pulse schlagen.

Anmerkung. Das zweite Objektiv wird auch der Faktiv genannt, weil es als Wirkung, als etwas durch die Thätigkeit Hervorgebrachtes erscheint.

γ) Ein Accusativ- und ein Genitivobjekt.

§. 38. Einen Accusativ der Person und einen Genitiv der Sache erfordern:

1) die Verbe: anklagen, berauben, belehren, beschuldigen, entbinden, entheben, entkleiden, entledigen, entsetzen, überführen, überheben, würdigen, zeihen ꝛc., z. B. Den ungerechten Richter entsetzt man seines Amtes. Er hat mich eines Besseren belehrt. Nichts kann ihn seines Schwurs entbinden. Sein Zeugniß wird mich aller Schuld entledigt haben. Welcher Sünde zeiht dich dein Gewissen?
2) einige unpersönliche Verbe: es erbarmt, gelüstet, gereut, jammert, z. B. Es jammert mich des verlassenen Kindes. Des unbedachten Wortes wird dich schwer gereuen.
3) mehrere reflexive Verbe (Accusativ des Reflexivpronomens): sich bedienen, befleißen, bemächtigen, enthalten, entsinnen, erbarmen, rühmen ꝛc., z. B. Du hast dich fremden Eigenthums bemächtigt. Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes.

Anmerkung. Der Genitiv der Sache wird bei den Verben der Trennung durch die Präposition von umschrieben, so bei befreien, erretten, erlösen, heilen, frei und rein machen, z. B. Von dieser Strafe kann dich niemand befreien. Wer errettet mich von seiner Wuth! Mache mich rein von allen meinen Sünden.

Auch außerdem steht oft statt des Genitivs der Sache eine Präposition, z. B. Ich entbinde dich von diesem Worte. Er erinnert mich an mein Versprechen.

C. Das Adverbial.

§. 39. Adverbial ist die nähere Bestimmung eines Satztheiles, wenn dieser durch ein Verb oder Adjektiv ausgedrückt ist. Die adverbiale Bestimmung kann verschiedene Verhältnisse darstellen, nämlich:

1) das Verhältniß des Raumes, des Ortes, (locale Bestimmung),
2) das Verhältniß der Zeit (temporale Bestimmung),
3) das Verhältniß der Art und Weise (modale Bestimmung),
4) das Verhältniß des Grundes (causale Bestimmung).

a. Das Adverbial des Raumes
(locale Bestimmung).

§. 40. Bei dem Verhältniß des Raumes ist zu unterscheiden:
1) der Ort auf die Frage: wo? z. B. Man sucht ihn aller Orten. Der Fisch lebt im Wasser.
2) die Richtung der Thätigkeit auf die Fragen: wohin? woher? z. B. Die Kinder gehen in die Schule. Die Kinder kommen aus der Schule. Auf zu der Sterne leuchtender Ferne schwingt sich vom Staube muthig der Glaube.

§. 41. Die locale Bestimmung wird ausgedrückt:
1) durch Umstandswörter des Ortes: hier, dort, dorthin, dahin, überall, oben, unten, vorwärts, rückwärts 2c., z. B. So kann ich hier nicht länger bleiben. Er eilt heim mit sorgender Seele.
2) durch ein Substantiv im Genitiv oder Accusativ, z. B. Aller Orten sieht man Kaufleute. Der Brand lief eilig die Straßen hindurch.
3) durch ein Substantiv mit einer Präposition, z. B. Die Leute kommen aus der Kirche. Der Apfel fiel vom Baume. Der Geizige ist der Aermste auf Erden.

b. Das Adverbial der Zeit.

§. 42. Bei der temporalen Bestimmung unterscheidet man:
1) den Zeitpunkt auf die Frage: wann?, z. B. Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen. Wir sind bei guter Zeit zu Hause angelangt.
2) die Zeitdauer auf die Frage: wie lange?, z. B. Thut allzeit Gutes. Ehrlich währt am längsten. Bleibe getreu bis in den Tod.

§. 43. Die temporale Bestimmung wird ausgedrückt durch:
1) Adverbe der Zeit, als: heute, morgen, dann, einst, immer, jetzt, gestern, längst, damals, neulich 2c., z. B. Uebe immer Treue und Redlichkeit. Der König Karl saß einst zu Tisch. Den Tod leidet er eben.
2) ein Substantiv im Genitiv oder Accusativ, z. B. Wir gehen des Abends spazieren. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen. Manche Thiere leben nur einen Tag.
3) ein Substantiv mit einer Präposition, z. B. Im Frühlinge blühen die Bäume. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Nach dem Regen scheint die Sonne.

c. Das Adverbial der Art und Weise.

§. 44. Die modalen Bestimmungen enthalten:
1) eine Weise der Thätigkeit im engeren Sinne auf die Frage: wie? z. B. Die Welt kann anders richten. Eile mit Weile. Neue Besen kehren gut.

2) eine Bejahung oder Verneinung, z. B. Das Uebel ist allerdings groß. Das Schicksal kann man nimmermehr vermeiden.
3) eine Angabe der Zahl und der Ordnung auf die Frage: wie oft? zum wie vielten Male? z. B. Und der König winkt wieder. Dreimal war ich bei dir. Ich fühle mich zum ersten Male geschmeichelt.
4) einen Grad (Intensität) auf die Frage wie? und wie sehr? z. B. Dein Arm ist zu schwach. Ihr seid ja außerordentlich beschäftigt.

§. 45. Das Adverbial der Art und Weise wird ausgedrückt:
1) durch Umstandswörter der Art und Weise: so, anders, ganz, gewiß, nein, niemals, selten, oft, sehr, gar, zu; dazu gehören auch die adverbialisch gebrauchten Adjektive, z. B. Zu Hause weilt er selten. Dein Bruder kommt oft zu mir. Ich habe ihm schriftlich geantwortet. Grausam spielt das Glück mit mir.
2) durch die Form des adverbialen Superlativs mit der Präposition an oder auf, z. B. Der einzelne Mensch flieht am leichtesten. Aufs tödtlichste haßt er ihn. Ich habe alle deine Befehle aufs genaueste ausgeführt.
3) durch die Form des Genitivs in einzelnen Redensarten, z. B. Sie kehrten unverrichteter Sache zurück. Will eilenden Laufes vorüberfliehen. Er sah mich unverwandten Blickes an.
4) durch ein Substantiv mit einer Präposition, z. B. Der Herrscher spricht mit lächelndem Munde. Wir reisten zu Fuß. Jener Mann hat sein Vermögen auf eine unbekannte Weise erworben. Der Mensch ißt ohne jeden Anstand.

d. Das Adverbial des Grundes.

§. 46. Bei der causalen Bestimmung unterscheidet man:
1) den Sachgrund oder die Ursache, z. B. Man konnte vor Nebel keinen Schritt weit sehen. Er hat mich durch schöne Reden überlistet.

Zum Sachgrund rechnet man auch das Mittel, wodurch etwas geschieht, und den Stoff, woraus etwas gemacht wird, z. B. Der Gefangene hat sich durch List befreit. Aus Erde sind wir geschaffen. Aus Marmor fertigt er seine Statuen.
2) den Beweggrund und Zweck, z. B. Ein gutes Kind gehorcht seinen Eltern aus Liebe. Er trägt Waffen zu seiner Vertheidigung. Nicht der Güter wegen gab uns Gott das Leben.
3) den Erkenntnißgrund, z. B. Man erkennt den Vogel an den Federn. Eine gute Klinge erkennt man am Biegen.

§. 47. Die Bestimmung des Grundes wird durch Substantive mit Präpositionen ausgedrückt und zwar:
1) der Sachgrund durch: von, vor, durch, aus, vermöge, wegen.

2) der Beweggrund durch: aus, nach, wegen, halben, um — willen, kraft. Der Zweck durch: zu, für, um.
3) der Erkenntnißgrund durch: an, aus, nach, laut, zufolge.

Anmerkung. Man unterscheide ja, ob eine nähere Bestimmung zu einem Substantiv oder zu einem Verb oder Adjektiv gehört, im ersten Falle ist sie Attribut, und nur im zweiten Falle Adverbial, z. B. Der Sturz von der Treppe, er stürzte von der Treppe; die Ruhe nach der Arbeit, er ruht nach der Arbeit.

D. Häufung der Bekleidungen.

§. 48. Wie schon mehrere der obigen Beispiele gezeigt haben, können sich die Bekleidungen im einfachen Satze auf die mannigfaltigste Weise häufen. Es kann nur das Subjekt, oder nur das Prädikat, oder beide, oder eine der Bekleidungen selbst, oder es können alle diese Glieder, und zwar einfach oder mehrfach bekleidet sein.

In Beziehung auf ihren grammatischen Werth unter sich können diese Bekleidungen

a) einander beigeordnet,
b) einander untergeordnet sein, z. B. α) Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute. Die weißen Lämmer springen im weichen, grünen Klee. Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsch.
β) Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen. Sie wird ihn ganz gewiß verloren haben. Ihr habt sehr lange euch bei dem Sultan aufgehalten. Das befreite Volk erhob das lang niedergehaltene Haupt.

Die Verbindung der einander beigeordneten Bekleidungen (gleicher Art) wird meist nur durch ein Komma, seltener durch ein Bindewort bezeichnet.

Anmerkung. So sehr es auch nothwendig ist, einen Gedanken im Satze treu abzuspiegeln, so gibt es doch Grenzen für die Ausbildung des einfachen Satzes. Jede Häufung der Bekleidungen, durch welche der Wohllaut oder die Verständlichkeit des Satzes verletzt wird, ist durchaus verwerflich.

§. 49. Wortfolge und Betonung im objektiven und adverbialen Satzverhältnisse.

1) Im objektiven und adverbialen Satzverhältnisse steht bei der natürlichen Wortfolge das Objekt oder das Adverbial nach dem Prädikate, wenn dieses ein einfaches Verb ist; zwischen Hilfsverb und Prädikativ, wenn das Prädikat ein zusammengesetztes ist, z. B. Der Diener folgt dem Herrn. Er hat mich getäuscht. Der Bote ist des Weges kundig. Der Mensch erkennt sich nur

im Menschen. Das Eis schmilzt von der Wärme. Der Hund ist aus dem Hause gelaufen.

Objekt und Adverbial haben dann den Hauptton.

2) Sind zwei Objekte vorhanden, so steht die Person vor der Sache, und letztere erhält den Hauptton. Formwörter stehen vor den Begriffswörtern und haben untergeordneten Ton, z. B. Der Lehrer hat dem Kinde ein Buch geschenkt. Das Kind hat es seinem Vater gezeigt.

3) Das Adverbial steht vor dem Objekte, die Zeitbestimmung vor der Ortsbestimmung, und beide stehen vor der Bestimmung des Grundes. Die modale Bestimmung steht gewöhnlich nach den übrigen Adverbialen entweder vor oder nach dem Objekte, z. B. Der Knabe hat gestern in der Schule mit vielem Fleiße einen Brief geschrieben. Der Schüler hat die Aufgabe zur Zufriedenheit seines Lehrers gelöst.

4) Soll ein Satzglied besonders hervorgehoben werden, so tritt Inversion ein. Das Objekt und die adverbialen Bestimmungen werden dadurch hervorgehoben, daß man sie an die Spitze des Satzes stellt, z. B. Den Muth gewinnt man nicht durch Redensarten. Hier blühen die Rosen, dort die Lilien.

Wechseln die verschiedenen Objekte ihre Stelle, so erhält das zuletztstehende den Hauptton, z. B. Ich habe die Bäume gestern meinem Bruder geschickt.

Häufung gleichartiger Satztheile.

§. 50. Oft enthält ein Satz mehrere gleichartige Satztheile, nämlich: a) mehrere Subjekte, b) mehrere Prädikate, c) mehrere Attribute, d) mehrere Objekte, e) mehrere Adverbiale derselben Art. Ein solcher Satz läßt sich meistens ansehen als eine Verschmelzung verschiedener Sätze zu einem einfachen Satz und heißt alsdann ein zusammengezogener Satz, z. B.

a) Sonne, Mond und Sterne sind Himmelskörper.

b) Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feind entgegen. Alles rennet, rettet, flüchtet. Der Fuchs ist fein, behend und geschmeidig.

c) Die hohen, schlanken Pappeln zieren eine Gegend. Das Holz der Buche, der Birke und der Tanne wird am häufigsten als Brennmaterial benützt.

d) Der Schmied braucht Amboß, Hammer und Zange. Tugend überwiegt Reichthum, Gelehrsamkeit und Schönheit. Uns und euch gilt dieses Wort. Kinder bedürfen der Erziehung und des Unterrichtes.

e) Die goldenen Sternlein prangen am Himmel hell und klar. Die Vögel nisten auf Bäumen, in Höhlen, an Häusern

und auf Feldern. Unsere Gespinnste werden aus Wolle, Baumwolle, Hanf und Flachs bereitet. Ich lese zur Unterhaltung und zu Belehrung.

§. 51. Interpunktion im einfachen Satze.

1) Der Punkt (.) steht am Ende eines erzählenden oder behauptenden Satzes.

2) Das Komma (,) wird angewendet:

a) vor und nach einer Anrede, z. B. Hierin, mein Freund, irrst du.

b) vor und nach einer Apposition, z. B. Anton, mein Freund, ist gekommen. Cicero, ein berühmter Redner, starb eines gewaltsamen Todes.

c) beim attributiven Adjektiv, das seinem Substantiv folgt, z. B. . . . und der Freund mir, der liebende sterben.

d) zwischen zwei oder mehreren gleichen Satztheilen, welche entweder gar nicht, oder durch auch, aber, sondern, doch verbunden sind, z. B. Der Hirsch, das Rind, das Schaf, das Schwein haben gespaltene Hufe. Die Palme wächst in Asien, Afrika, auch in dem südlichen Europa. Er ist klein, aber sehr stark. Er ist nicht furchtsam, sondern vorsichtig.

Wenn dagegen gleiche Satztheile mit und oder oder verbunden sind, so steht kein Komma, z. B. Bruder und Schwester sind gestorben. Frage den Vater oder die Mutter.

Anmerkung. Der Infinitiv mit zu wird nicht durch ein Komma abgesondert, wenn er als nothwendige Ergänzung des ihn regierenden Wortes (als Attribut oder Objekt) anzusehen ist, z. B. Wir haben die Hoffnung zu siegen. Wir hoffen zu siegen. Ich bin bereit zu kommen.

3) Das Fragezeichen (?) steht am Ende eines fragenden Satzes, das Ausrufungszeichen (!) nach einem befehlenden, ausrufenden und wünschenden Satz.

II. Der zusammengesetzte Satz.

§. 52. Durch Verbindung zweier oder mehrerer Sätze, von denen ein jeder sein eigenes Subjekt und sein eigenes Prädikat hat, zu einem Ganzen entsteht der zusammengesetzte Satz.

Rücksichtlich der Entstehung und Beziehung der zusammengesetzten Sätze unterscheidet man:

a) Hauptsätze, welche für sich allein einen vollständigen Sinn geben und von keinem andern Satze abhängig sind.

b) Nebensätze, welche stets Satztheile der ihnen übergeordneten Sätze umschreiben und nur, mit einem Hauptsatze verbunden, einen vollständigen Sinn geben.

§. 53. Ein zusammengesetzter Satz, welcher nur aus Hauptsätzen besteht, heißt Satzreihe oder Satzverbindung. — Ein zusammengesetzter Satz, der aus Haupt- und Nebensätzen besteht, heißt ein Satzgefüge.

§. 54. Die einzelnen Sätze der Satzreihe oder Satzverbindung stehen zu einander im beigeordneten (coordinirten) Verhältnisse. Im Satzgefüge stehen die Hauptsätze zu den Nebensätzen im übergeordneten (superordinirten), die Nebensätze zu den Hauptsätzen im untergeordneten (subordinirten) Verhältnisse.

I. Kapitel.

Die Satzreihe oder Satzverbindung.

§. 55. In der Satzreihe werden die Sätze entweder ganz unverbunden neben einander gestellt, dann liegt die Verbindung bloß im Sinne (logische Satzverbindung), z. B.

Die Rosse wieherten, es schmetterten Trompeten,
Die Fahnen flatterten, die Fahrt ward angetreten,

oder sie können durch die beiordnenden Bindewörter mit einander verbunden werden und zwar:

a) zusammen- oder gleichgestellt durch die anreihenden Conjunktionen: und, auch, außerdem, sowohl — als auch, nicht nur — sondern auch, theils — theils, bald — bald, einerseits — anderseits, nämlich ꝛc., z. B. Freundliches Zutrauen erzeugt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe. Redlich sei des Herzens Grund, redlich spreche auch der Mund. Die Natur bedachte nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern sie sorgte auch für unsere Freuden.

b) entgegengestellt durch die entgegenstellenden (adversativen) Conjunktionen: sondern, vielmehr, aber, allein, hingegen, indessen, jedoch, doch, dennoch, gleichwohl, nichts destoweniger, dessenungeachtet, oder, entweder — oder, sonst ꝛc., z. B. Blücher zauderte nicht, sondern er drängte unaufhaltsam vorwärts. Worte sind gut, aber sie sind nicht immer das Beste. Die goldene Zeit ist wohl vorbei, allein die Guten bringen sie zurück. Lehre bildet Geister, doch Uebung macht den Meister.

c) begründend und folgernd durch die begründenden und folgernden Bindewörter: denn, darum, daher, deshalb, mithin, folglich, demnach, also ꝛc., z. B. Thöricht ist der Neid; denn er thut sich selbst nur Leid. Raum nehme ich nicht viel ein; mein Unterhalt wird also wenig Kosten verursachen.

Anmerkung. In der Satzverbindung werden die einzelnen Hauptsätze gewöhnlich durch ein Komma (,) getrennt; doch wird bei der adversativen häufig, bei der begründenden und folgernden meistens auch ein Strichpunkt (;) gesetzt.

II. Kapitel.

Das Satzgefüge.

§. 56. Die zur Verknüpfung der Nebensätze mit den Hauptsätzen dienenden Wörter heißen Fügewörter. Als solche werden gewöhnlich die unterordnenden Conjunktionen, aber auch Pronomen und Adverbe gebraucht.

§. 57. Der Nebensatz steht entweder:

a) vor dem Hauptsatz, dann heißt er Vordersatz, z. B. Wenn du einen fröhlichen Tag hast, so vergiß der Armen nicht! oder
b) nach dem Hauptsatze, dann ist er Nachsatz, z. B. Vergiß der Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast, oder
c) zwischen den Gliedern des Hauptsatzes, dann wird er Zwischensatz genannt, z. B. Vergiß, wenn du einen fröhlichen Tag hast, der Armen nicht!

Anmerkung. Der Nebensatz wird stets durch ein Komma vom Hauptsatze getrennt; ist er Zwischensatz, so steht vor und nach demselben ein Komma.

§. 58. Analog der Theile des einfachen Satzes hat man Satzgefüge mit:

a) Subjekt- und Objekt-,
b) Attributiv-,
c) Adverbialsätzen.

a. Subjekt- und Objektsätze.

§. 59. Ein Nebensatz, welcher das im übergeordneten Satze fehlende Subjekt umschreibt, heißt Subjektsatz; drückt der Nebensatz das im übergeordneten Satze fehlende Objekt aus, so heißt er Objektsatz.

Da beide einen Substantivbegriff ausdrücken, so werden sie auch Substantivsätze genannt.

Die Subjekt- und Objektsätze werden gebildet mit: wer, was, welcher; daß, ob, wie, wann, wohin, woher ꝛc., z. B.

a) Subjektsätze. Wer sucht, wird finden. Wer Pech angreift, der besudelt sich. Derjenige, welcher das Pulver erfunden hat, stiftete sich ein Andenken bei der Nachwelt. Was glänzt, ist für den Augenblick geboren. Die beste Antwort auf Verleumdung ist, daß man sie stillschweigend verachtet. Ob wir morgen noch leben werden, ist völlig ungewiß. Mir ist unbekannt, wo dein Bruder sich aufhält. Wann der jüngste Tag eintreten wird, ist keinem Sterblichen geoffenbart. Es unterliegt keinem Zweifel, wohin er gegangen ist.
b) Objektsätze. Segnet diejenigen, welche euch fluchen. Halte getreu, was du versprochen. Ertragen muß man, was der Himmel sendet. Jeder Schritt des Lebens zeigt, daß Klugheit nöthig

sei. Ob mir das zukommt, mag dies Blatt euch lehren. Laß uns nicht verrathen, wohin sich wieder das Gespräch gelenkt. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. Man beschuldigt ihn, daß er einen Menschen getödtet habe. Ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach gehest.

b. Attributivsätze.

§. 60. Umschreibt der Nebensatz ein im übergeordneten Satze fehlendes Attribut, so entsteht der Attributivsatz. Natürlich müssen die Bekleidungen des durch einen Satz umschriebenen Attributs, wie bei jedem andern Satztheil, auch im Nebensatze vorkommen, z. B. Die von den Blättern des Maulbeerbaumes sich nährende Seidenraupe liefert uns die kostbare Seide = Die Seidenraupe, welche sich von den Blättern des Maulbeerbaumes nährt, liefert uns die kostbare Seide.

§. 61. Nach der Natur des Attributs unterscheidet man:

a) den bestimmenden Attributivsatz (auch Adjektivsatz), wenn das adjektivische Attribut in einen Satz aufgelöst dargestellt wird. Dieser wird eingeleitet mit den Relativpronomen: welcher, welche, welches, der, die, das, so (= welcher), mit den Relativadverben: wo, da, wann, wohin 2c. und mit wie und als. Da das Attribut Bekleidung eines Substantivs ist, so muß sich das Fügewort eines bestimmenden Attributivsatzes im Genus und Numerus immer auf das Substantiv beziehen, dessen Attribut durch einen Nebensatz umschrieben wird; der Casus wird durch das Prädikat des Nebensatzes bestimmt, z. B. Gestorben ist der Mann, der mir so nahe stand. Wahrheit ist die Pforte, die zum Himmel führt. Ein schuldloses Herz, das die Gottheit liebt, stets kindliche Demuth und Dankbarkeit übt. Die Eigenliebe ist ein Dieb, so uns das richtige Urtheil stiehlt.

Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt. Erinnere mich nicht jener schönen Tage, da mir dein Haus die freie Stätte gab. Der Stuhl ist elfenbeinern, darauf der Kaiser sitzt; der Tisch ist marmelsteinern, worauf sein Haupt er stützt. Solche Siege, als sie erfochten, wurden selten errungen. Die Stunde, wann wir sterben werden, ist uns weislich verborgen. Freunde, wie Jonathan einer war, sind selten.

b) den ergänzenden Attributivsatz, wenn das ergänzende Attribut durch einen Nebensatz umschrieben wird; er wird durch die Conjunktion daß, zuweilen auch mit ob eingeleitet. Da dieser Nebensatz einen Substantivbegriff umschreibt, so rechnet man ihn auch zu den Substantivsätzen, z. B. Der Beweis, daß du ihm Unrecht gethan hast, ist leicht. Die Freude, daß ein so großes Werk gelungen, ist eine der edelsten. Die Hoffnung, daß es ein ewiges Leben gibt, ist für den Leidenden ein Trost. Die Frage, ob diese oder jene Beschäftigung auch nützlich sei, wiederholt sich oft genug im Laufe der Zeit.

c. Adverbialsätze.

§. 62. Der Adverbialsatz entsteht, wenn das Adverbial des übergeordneten Satzes durch einen ganzen Satz ausgedrückt wird.

Nach der Natur der adverbialen Bestimmung unterscheidet man:

1. Adverbialsätze des Ortes (Localsätze), welche durch die Relativadverbien wo, woher, wohin mit dem Hauptsatze verbunden werden; sie beziehen sich auf die Demonstrativadverbe: da, dahin, daher, dort, dorthin, dorther, welche im Hauptsatze entweder ausdrücklich stehen oder wenigstens hinzugedacht werden können, nie aber auf ein Substantiv, z. B. Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke. Gehe dahin, woher du gekommen. Die Zugvögel ziehen wieder dahin, woher sie gekommen sind.

2. Adverbialsätze der Zeit (Temporalsätze), welche mit den unterordnenden Conjunktionen der Zeit: als, da, während, nachdem, sobald als, solange als, bevor, bis, ehe ꝛc. mit dem Hauptsatze verbunden werden, z. B. Als die Sonne aufging, reisten wir ab. Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind. Während ich auf der Reise war, hat sich zu Hause Verschiedenes zugetragen. So lange die Bäume blühten, war ich gesund. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Doch bevor wirs lassen rinnen, betet einen frommen Spruch.

3. Adverbialsätze der Art und Weise (Modalsätze), welche mit den Conjunktionen indem, ohne daß, wie, als ob, als wenn, je — desto, je nachdem, daß (im Hauptsatze so) an den Hauptsatz gefügt werden, z. B. Er grüßt, indem er sich verbeugt. Er war schon eine Weile im Zimmer, ohne daß wir ihn bemerkt hatten. Wie der Baum fällt, so wird er liegen. Er sieht aus, als ob er krank wäre. Je höher du bist, desto mehr demüthige dich. Es geht, je nachdem man es treibt. Sprich so, daß man dich versteht.

4. Adverbialsätze des Grundes (Causalsätze) mit den Conjunktionen: da, weil; wenn, falls; obgleich, obschon, obwohl; daß, damit, auf daß, so ꝛc., z. B. Dir blüht gewiß das schönste Glück der Erde, da du so fromm und heilig bist. Weil ihm alles hinging, so erlaubte er sich alles. Man sucht niemand hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gestanden hat. Man muß nicht borgen, falls man nicht wiederzugeben weiß. Begnüge dich, obgleich du wenig hast. Geschehene Dinge soll man zum Besten wenden, daß der Schaden mit Nutzen mag enden. Sei mäßig in der Jugend, damit du gesund seiest im Alter. Von den Füßen zieht er die Schuhe behend, damit er das Bächlein durchschritte.

§. 63. Der Modus in Nebensätzen.

1. In Substantivsätzen (Subjekt-, Objekt- und ergänzenden Attributivsätzen) steht:

a) der Indikativ, wenn sie eine Thatsache oder ein sicheres Urtheil des Sprechenden ausdrücken, z. B. Ich glaube, daß er ihm nicht günstig ist. Es ist ein alter Fehler, daß er mehr die Einsamkeit als die Gesellschaft sucht. Die Gewißheit, daß sein Sohn gerettet war, beschleunigte seine Genesung.

b) Der Conjunktiv, wenn sie etwas Gewünschtes, Gewolltes, Gefürchtetes, Zweifelhaftes ausdrücken, z. B. Es ist zu wünschen, daß er sich in Zukunft vor ähnlichen Fehlern hüte. Ich glaube, daß es geschehen könnte. Die Furcht, daß sein Sohn könnte umgekommen sein, machte ihn krank.

2. Die bestimmenden Attributivsätze stehen in der Regel im Indikativ.

3. In Adverbialsätzen steht der Indikativ, wenn sie nur das Urtheil des Sprechenden enthalten; drücken sie aber eine Unbestimmtheit oder bloße Möglichkeit aus, so setzt man den Conjunktiv. So namentlich in den Causalsätzen mit falls, wenn, in welchen dann auch im Hauptsatze der Conjunktiv steht; dann in vergleichenden (Modalsätzen) nach als, als ob, als wenn, endlich in Causalsätzen, die eine Absicht ausdrücken, mit damit, daß, auf daß, z. B. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur auf den Ausgang gesehen hätte. Thut, als wenn ihr zu Hause wäret. Eilt heim mit sorgender Seele, damit er die Frist nicht verfehle.

B. Deutsche Sprichwörter, Sinnsprüche rc.,

zugleich Mustersätze für den deutschen Sprachunterricht.

I.

1. Allzuviel ist ungesund. 2. Irren ist menschlich. 3. Borgen macht Sorgen. 4. Tadeln ist keine Kunst. 5. Frisch gewagt ist halb gewonnen. 6. Dankbar sein bricht kein Bein. 7. Ein ruhiges Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. 8. Hunger ist der beste Koch. 9. Verzeihen ist die beste Rache. 10. Müssiggang ist aller Laster Anfang. 11. Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin. 12. Undank ist der Welt Lohn. 13. Viele Hunde sind des Hasen Tod. 14. Der Siege göttlichster ist das Vergeben. 15. Uebung ist die Mutter aller Vollkommenheit. 16. Ein gutes Wort findet einen guten Ort. 17. Jedes Dach hat sein Ungemach. 18. Jedem Narren gefällt seine Kappe. 19. Eine Hand wäscht die andere. 20. Ein fallender Tropfen höhlet den Stein. 21. Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand. 22. Eigner Herd ist Goldes werth. 22. Ein räudig Schaf macht die ganze Herde räudig. 23. Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. 24. Handwerk hat einen goldnen Boden. 25. Böse Beispiele verderben gute Sitten. 26. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. 27. Ein williges Herz macht leichte Füße. 28. Der Geizige hat seinen Gott im Kasten. 29. Ehrlich währt am längsten. 30. Strenge Herren regieren nicht lange. 31. Nichts in der Welt ist unbedeutend. 32. Morgenstunde hat Gold im Munde. 33. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. 34. Der Apfel fällt nicht weit vom Baum. 35. Guter Gast kommt ungeladen. 36. Durch Fragen wird man klug. 37. Den Vogel erkennt man an den Federn. 38. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. 39. Man kauft den Wein nicht nach der Gestalt des Faßes. 40. Durch wiederholte Streiche fällt zuletzt die stärkste Eiche. 41. Den Freund erkennt man in der Noth. 42. Graue Haare sind auf des Tugendhaften Haupt eine schöne Krone. 43. Sammt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus. 44. Der Fuchs ändert den Pelz und behält den Schalk. 45. Frohsinn, Mäßigkeit und Ruh schließt dem Arzt die Thüren zu. 46. Salz und Brod macht Wangen roth. 47. Den Menschen macht sein Wille groß und klein. 48. Nicht Reichthum, sondern die Tugend bringt wahres Glück. 49. Aus

der Wolke quillt der Regen, strömt der Segen. 50. Zwischen heut' und morgen liegt eine lange Frist. —

II.

1. Friede nährt, Unfriede verzehrt. 2. Eintracht baut das Haus, Zwietracht reißt es nieder. 3. Lehre bildet Geister, doch Uebung macht den Meister. 4. Größe thut es nicht allein, sonst holt die Kuh den Hasen ein. 5. Worte sind gut, aber sie sind nicht das Beste. 6. Schätze nicht zu hoch das Geld; es hat nur Werth für diese Welt. 7. Wer gern gibt, fragt nicht lange. 8. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. 9. Wer will mitessen, muß auch mit dreschen. 10. Was vom Herzen kommt, das geht auch zu Herzen. 11. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. 12. Wer Gutes thut, hat frohen Muth. 13. Wer dem Armen gibt, der leihet dem Herrn. 14. Wer A sagt, muß auch B sagen. 15. Was man gern thut, geht nicht schwer. 16. Was lange währt, wird endlich gut. 17. Halte getreu, was du versprochen hast. 18. Häng an die große Glocke nicht, was jemand im Vertrauen spricht. 19. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. 20. Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. (Schiller.) 21. Das Peinlichste am körperlichen Schmerze ist die Täuschung, daß er immer währe. (J. Paul.) 22. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. 23. Die uns lehren, müssen wir ehren. 24. Die Blume im Garten lehrt, wie lange Schönheit währt. 25. Der Mensch bedenke, daß ihm sein Ende nahe sein kann. 26. Gesegnet ist der Mann, der sich von Arbeit nähren kann. 27. Ein schuldloses Herz, das die Gottheit liebt, stets kindliche Demuth und Dankbarkeit übt. 28. Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier. 29. Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt. 30. Die Eigenliebe ist ein Dieb, so uns das richtige Urtheil stiehlt. 31. Wahrheit ist die Pforte, die zum Himmel führt. 32. Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. 33. Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten. 34. Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke. 35. Wo die Noth am größten ist, da ist Gott am nächsten. 36. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. 37. Wohin das gläubige Auge schaut, dich Herr und Vater es findet. 38. Es schlägt nicht immer ein, wenn es donnert. 39. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. 40. Es irrt der Mensch, so lang er lebt. 41. So lange die Sonne dir scheint, leitet der Vater des Lichtes dich. (Lavater.) 42. Als er auf seinem stattlichen Roß in eine Au kommt geritten, ein Glöcklein hört er klingen fern. (Schiller.) 43. Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen. 44. Wie man sich bettet, so schläft man. 45. Wie du hineinrufst in den Wald, die Stimme dir entgegenhallt. 46. Je höher der Berg, desto tiefer das Thal. 47. Laß dir eine Kleinigkeit nicht

näher treten, als sie werth ist. 48. Gar manchem ist es so schlecht ergangen, weil er zu sehr auf and're baute. 49. Gottes Wort wär' nicht schwer, wenn der Eigennutz nicht wär'. 50. Wenn du nicht hören willst, so mußt du fühlen. 51. Viele herrschen, weil sie nicht regieren können. 52. Ein heiliger Wille lebt, wie auch der menschliche wanke. (Schiller.) 53. Ob alles in ewigem Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist. (Schiller.) 54. Die Vorsehung läßt oft unsere Thorheit geschehen, damit wir weise werden. 55. Gott hat dem Menschen die Zukunft in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei. 56. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd, daß er labe den Kranken, der sein begehrt. (Schiller.) 57. Alle Blüten müssen vergehen, daß Früchte beglücken. (Göthe.) 58. So du kämpfest ritterlich, freut dein alter Vater sich. (Stolberg.)

Uebungsaufgaben.

Nro. 1.

Suchet die in einem Lesestücke vorkommenden erzählenden oder behauptenden Sätze auf und verwandelt sie, wo möglich, in befehlende, fragende, ausrufende, wünschende!

Nr. 2.

Bildet je vier Sätze, in welchen das Subjekt nach §. 11. ausgedrückt ist!

Nro. 3.

Bildet je drei Sätze, in welchen das Prädikat nach §. 12. ausgedrückt ist!

Nro. 4.

Gebet die Subjekte und Prädikate der in einem Lesestücke vorkommenden einfachen Sätze an, benennet die Wortarten derselben und analysiret sie.

Nro. 5.

Aendert die gerade Wortfolge der nachstehenden Sätze in jede mögliche Art der versetzten Wortfolge! z. B. Der Hahn ist wachsam. Es ist der Hahn wachsam. Wachsam ist der Hahn. Ist der Hahn wachsam? 2c.

Der Esel ist träge. Der Storch klappert. Die Grille zirpt. Das Pferd kann ausschlagen. Der Betrogene darf klagen.

Nro. 6.

In einem Lesestücke sollen zur Repetition:

a) alle Sätze in Subjekt und Prädikat zerlegt, und es soll ferner unterschieden werden:

b) wo das Subjekt 1) durch ein persönliches Fürwort, 2) durch ein Zeitwort vertreten ist;

c) wo das Prädikat im Indikativ oder Conjunktiv steht;

d) wo der Satz ein behauptender, fragender, befehlender 2c. ist und

e) wo die Wortfolge eine gerade oder versetzte ist.

Nro. 7.

Bezeichnet die in einem Lesestücke vorkommenden Attribute und analysiret sie!

Nro. 8.

Bildet Sätze, in welchen das Subjekt a) durch einen subjektiven, b) durch einen objektiven Genitiv näher bestimmt und ergänzt ist, und gebrauchet dazu folgende Hauptwörter als Subjekte!

a) Der Gesang, die Stärke, der Garten, die Blätter, der Hund, das Dach, die Gerechtigkeit, die Farbe, das Heft.

b) Die Erziehung, die Eroberung, die Verfolgung, der Unterdrücker, die Bekämpfung, die Erlernung, die Erbauung, die Verschwendung, die Bearbeitung, die Erzählung.

Nro. 9.

Setzet in folgenden Sätzen zu jedem Substantiv ein oder mehrere passende Attribute!

Der Tod verschont den Reichen nicht. Der Mensch wird die Zeit auf eine Art benützen. Der Vater segnete Kinder mit Stimme. Der Abraham war stets ein Diener Gottes. Auch ein Talent macht durch Fleiß Fortschritte. Eine Bewegung in der Luft trägt viel zur Erhaltung der Gesundheit bei. Die Beispiele sind eine Seuche für das Herz der Jugend. Heiterkeit strömt in das Herz des Beters. Das Gebet des Menschen dringt durch die Wolken.

Nro. 10.

Suchet die in den Sätzen eines Lesestückes vorkommenden verschiedenen einfachen und doppelten Objekte auf und bezeichnet sie näher! Bringet die aktiven Sätze, wenn es thunlich ist, ins Passiv!

Nro. 11.

Verändert folgende Sätze so, daß das Prädikat Subjekt, das Subjekt aber subjektiver Genitiv wird!

Der Mitleidige erbarmt sich schnell. Das Kind vertraut arglos. Der Richter verfährt strenge. Der Verbrecher erblaßt augenscheinlich. Der Kranke leidet entsetzlich. Die Kräfte nehmen schnell ab. Der Freund bedauert aufrichtig. Die Kinder vergnügen sich innig. Das Pferd tritt sicher. Der Löwe brüllt furchtbar. Das Blei glänzt matt. Der Lehrer unterrichtet gründlich. Die Pflanze wächst schnell. Der Hund bellt heftig. Der Adler fliegt hoch.

Nro. 12.

Verändert folgende Sätze so, daß das prädikative Verb zum Substantiv, das Accusativobjekt aber objektiver Genitiv wird.

Columbus entdeckte Amerika. Unwissenheit hindert oft das Gute. Die Menschen bewohnen die Erde. Die Soldaten beschützen das Vaterland. Die Deutschen erfanden die Buchdruckerkunst. Manche Völker verehren die Sterne. Die Römer eroberten viele Länder. Moses führte die Israeliten aus Aegypten. Der Hund feindet die Katze an. Cook entdeckte Australien. Bescheidenheit ziert jedermann. Das Salz würzt die Speise. Gott lenkt die Schicksale des Menschengeschlechtes. Der Hirt bewacht die Herde. Arbeitsamkeit befördert den Wohlstand.

Nro. 13.

Erweitert folgende Sätze durch ein Genitivobjekt!

Der Arbeiter ist werth. Der Mensch ist fähig. Der Nothleidende ist bedürftig. Der Dankbare ist eingedenk. Der Verbrecher ist sich bewußt. Der Mörder ist schuldig. Der Fromme harret. Erinnere dich! Gedenke! Schäme dich nicht! Der Kranke bedarf. Spottet nicht! Du sollst dich annehmen. Er ist überführt. Nicht achtet er. Er erwähnte. Gott achtet auch. Er begehrt. Der Bote ist kundig.

Nro. 14.

Ergänzet in folgenden Sätzen einen Accusativ der Person und einen Genitiv der Sache und setzet die aktiven Sätze ins Passiv!

Der Herr hat angeklagt. Die Feinde beraubten. Die Behörde hat entbunden. Du hast enthoben. Der König hat entsetzt. Ich entledige. Der Richter überführte. Das Gericht sprach los. Du hast entledigt. Er würdigte mich. Man klagte an.

Nro. 15.

Setzet in folgenden Sätzen als Genitivobjekt ein Substantiv mit Präposition!

Er enthält sich. Ich entbinde dich. Man hat ihn entsetzt. Der Arzt hat meinen Freund errettet. Er hat sich bereits erholt. Kein Mensch ist frei. Wir haben ihn befreit. Man sprach ihn los. Die Eltern freuen sich.

Nro. 16.

Bildet Sätze mit einem Dativ- und Accusativobjekt und gebrauchet als Prädikate folgende Verbe! Bringet die aktiven Sätze auch in passive Form!

Bieten, bringen, erweisen, geben, leihen, liefern, melden, schenken, weihen, widmen, zeigen.

Nro. 17.

Erweitert folgende Sätze durch zwei Accusativobjekte!

Er macht. Wir erklären. Ich muß betrachten. Man schilt. Das Gericht hat erklärt. Erwähle dir! Der Uhrmacher zerlegte. Wir sehen an. Du stellst dar. Wir halten. Viele Hände machen. Der Vater fand. Sie hielten. Der Fürst ernannte.

Nro. 18.

Suchet die in einem Lesestücke vorkommenden Adverbiale des Ortes und der Zeit auf, gebet an, was sie bezeichnen, und wie sie ausgedrückt sind!

Nro. 19.

Erweitert folgende Sätze durch ein Adverbial der Art und Weise!

Der Richter darf nicht urtheilen. Der Schüler darf seine Aufgabe nicht machen. Du mußt sprechen. Sokrates trank den Giftbecher. Hohe Berge ersteigt man. Auf Eisenbahnen reist man. Ueber Gewässer fährt man. Auf dem Eise läuft man. Die Walfische fängt man. Der Fleißige arbeitet. Die Jugend lebt dahin. Der Bote kehrte zurück. Der Knabe hat sich entfernt. Der Wanderer trat seine Reise an. Ich habe die ganze Reise gemacht. Das Unvermeidliche muß man ertragen.

Nro. 20.

Bezeichnet die in einem Lesestücke vorkommenden Adverbiale der Art und Weise und unterscheidet sie nach §. 44 und 45!

Nro. 21.

Analysiret folgende Sätze und unterscheidet die verschiedenen Arten des Grundes!

Ein Knabe begibt sich des Fischens wegen an einen Fluß. Aus Unvorsichtigkeit stürzt er ins Wasser. Ein vorbeigehender Mann erkennt an dem Angstgeschrei des Knaben die Lebensgefahr. Der Mann ist seiner Kleidung nach ein Bauer. Er stürzt sich um des Knaben willen in das Wasser. Er rettet den Knaben aus Menschenliebe. Der gerettete Knabe ist vor Schrecken ganz blaß. Der Mann führt den Knaben der Fürsorge halber nach Hause. Der Vater ersieht aus den nassen Kleidern des Knaben das vorgefallene Unglück. Er will dem Manne aus Erkenntlichkeit eine Belohnung geben. Dieser nimmt sie aus Uneigennützigkeit nicht an. Die Mutter läßt aus Besorgniß den Arzt rufen. Der Arzt erkennt an dem Pulsschlage den Zustand des Knaben. Der Vorfall hat nach der Aussage des Arztes keine nachtheiligen Folgen. Der Knabe wird wegen dieses Vorfalles vorsichtiger.

Nro. 22.

Bestimmet in folgenden Sätzen das Prädikat näher:

1. Durch Angabe des Sachgrundes:

Das Eisen wird rostig. Die Erde wird im Winter erwärmt. Der Kranke kann nicht schlafen. Er hat sich ein ansehnliches Vermögen erworben. Das Kind hat sich eine Krankheit zugezogen. Holz schwimmt auf dem Wasser. Das Seewasser ist nicht trinkbar. Man wird müde.

2. Durch Angabe des Beweggrundes oder Zweckes:

Die Mutter versagt sich den Schlaf. Er verleumdete seinen Nachbar. Viele Menschen fehlen. Der Knabe war fleißig. Er versäumt seine Pflicht. Er geht auf die Jagd. Man hat Bäume angepflanzt. Die Schulen werden errichtet.

3. Durch Angabe des Erkenntnißgrundes:

Vieles lernt der Mensch erst. Den Vogel erkennt man. Richte nie nach! Das Dasein Gottes erkennt man schon. Laut — ist der Angeklagte schuldig. — zufolge ist er gestern abgereist.

Nro. 23.

Zergliedert die in einem Lesestücke vorkommenden einfachen Sätze nach den euch bekannten Satztheilen, gebet die Wortarten derselben und überhaupt alles an, was ihr in Bezug auf Bildung, Declination, Conjugation ꝛc. zu sagen wisset!

Nro. 24.

Suchet in einem Lesestücke diejenigen Sätze auf, in welchen Häufungen von gleichartigen Satztheilen vorkommen, und bezeichnet sie näher!

Nro. 25.

Bezeichnet die in einem Lesestücke vorkommenden zusammengesetzten Sätze und gebet an, ob sie Satzreihen oder Satzgefüge sind!

Nro. 26.

Analysiret nachstehende einfachen Sätze! Verwandelt sie in Satzgefüge mit Substantiv- (Subjekt- und Objekt-) Sätzen!

Der Lügner stiehlt. Der Gottesfürchtige hat eine feste Burg. Das Nützliche geht dem Angenehmen vor. Die Sittsamkeit der Kinder macht den Eltern Freude. Die Ankunft des Vaters ist noch ungewiß. Alle guten Menschen wünschen die Erhaltung des Friedens. Wir erkennen täglich die Güte Gottes. Man muß das Versprochene getreulich halten. Das Glänzende ist für den Augenblick geboren; das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. Ich erinnere mich seiner Worte. Der Reiche rühme sich nicht seines Reichthums. Das Thier ist sich seines Lebens nicht bewußt. Gott will die Bekehrung des

Sünders. Er fragte mich um meinen Geburtsort. Ich weiß den Aufenthalt deines Bruders nicht. Der Leichtgläubige wird oft betrogen. Sie versprachen mir eine baldige Antwort. Das Gesäete wirst du ernten. Der Blinde kann kein Führer eines Blinden sein. Nicht alles Glänzende ist Gold. Gute Fortschritte eines trägen Schülers sind unmöglich. Befleißige dich guter Fortschritte im Lernen. Der sich in Gefahr Begebende kommt leicht darin um. Den Geliebten achtet man auch. Dem einmal Lügenden glaubt man nicht. Dem viel Begehrenden mangelt viel.

Nro. 27.

Verwandelt folgende Satzgefüge in einfache Sätze!

Es ist nothwendig, daß man mäßig ist. Der Kranke hofft, daß er genese. Es ist leicht einzusehen, daß die Gewitter wohlthätig sind. Daß der junge Mann bescheiden ist, gefällt mir. Ob dieses Jahr fruchtbar sein wird, ist noch ungewiß. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Daß der Vater glücklich zurückgekehrt ist, macht den Kindern große Freude. Wer zornig ist, dem reiche kein Messer. Des Abends freut man sich, daß die Arbeit glücklich vollendet ist. Ich fragte den Fremden, wann er abreisen werde. Niemand weiß, wann er sterben werde. Sei eingedenk dessen, was du versprochen hast. Ich weiß nicht, wo sich mein Freund gegenwärtig aufhält. Daß man die Muttersprache gründlich verstehe, ist jedermann nothwendig. Freue dich nicht, daß dein Feind stirbt. Ich erinnere mich, daß er mich besucht hat. Wer wahrhaftig ist, dem glaubt man.

Nro. 28.

Bezeichnet die in einem Lesestücke vorkommenden Satzgefüge mit Subjekt- und Objektsätzen und führet sie auf einfache Sätze zurück!

Nro. 29.

Bildet Satzgefüge, indem ihr die in nachstehenden Sätzen vorkommenden durchschossenen Attribute in bestimmende Attributiv- (Adjektiv-) Sätze verwandelt.

Vorüber ist das uns noch vor wenigen Augenblicken so große Gefahr drohende Gewitter. Der uns schreckende Donner ist verstummt; die die Luft durchzuckenden Blitze sind verschwunden. Die das Gewitter begleitenden Blitze hat Gottes allmächtige Hand für uns unschädlich gemacht. Die den Himmel verdeckenden Wolken sind vom Winde zerstreut und fortgejagt worden. Die ihr Haupt vorher zur Erde senkenden Pflanzen stehen wieder erfrischt vor uns. Das von der anhaltenden Hitze ausgetrocknete und vor Durst gleichsam lechzende Land ist von neuem getränkt worden. Die vor dem Gewitter schwer zu athmende Luft ist wieder gereinigt. Die

beim Beginn des Gewitters ängstlich in ihre Wohnungen geflohenen Vögel fliegen wieder auf und ab. Die den Herrn der Natur lobpreisende Lerche trillert in hoher Luft ihr Lied. Auch die während des Gewitters in ihre Wohnungen sich zurückgezogenen Menschen kommen wieder hervor und gehen ihres Weges.

Nro. 30.

Verwandelt folgende Satzgefüge in einfache Sätze, indem ihr den Attributivsatz in das betreffende Attribut umwandelt.

Die Schule ist eine Anstalt, die für die Menschheit sehr nützlich ist. Die Veilchen verbreiten einen Geruch, der äußerst angenehm ist. Bei deinen Freuden gedenke der Menschen, die Noth leiden. Ein Knabe, welcher sich selbst überlassen ist, macht seiner Mutter Schande. Die Hoffnung, welche man auf Gott setzt, läßt nicht zu Schanden werden. Ein Wort, so zu seiner Zeit geredet worden, ist wie ein goldener Apfel in silberner Schale. Ich achte den Mann, welcher in Leiden unverzagt ist. An Feinden, welche wehrlos sind, soll sich der Soldat nicht rächen. Die Stadt, welche auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen sein. Ein Feuer, welchem es an Zutritt der Luft fehlt, muß erlöschen. Da kommt die Eskorte, so der Kaiser schickt.

Nro. 31.

Verwandelt folgende einfachen Sätze in Satzgefüge mit ergänzenden Attributivsätzen!

Der Glaube an ein ewiges Leben ist sehr tröstlich. Die Furcht vor der Strafe hält manchen vom Bösen ab. Mein Zweifel an der Wahrheit seiner Aussage war nicht ungegründet. Der Gedanke an eine jenseitige Vergeltung kann uns den Undank der Welt vergessen lassen. Durch den Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele entwürdigt sich der Mensch selbst. Die Nachricht von der Entweichung Napoleons aus Elba brachte ganz Europa wieder in Aufregung. Die Hoffnung auf Genesung stärkt den Kranken. Die Freude über den errungenen Sieg war groß. Zur Gewähr eurer Sendung bringt ihm dieses Schreiben! Habt ihr den Befehl seiner Zurückweisung gegeben?

Nro. 32.

Bezeichnet die in einem Lesestücke vorkommenden Satzgefüge mit Attributivsätzen und bringet sie auf einfache Sätze zurück!

Nro. 33.

Bildet aus folgenden einfachen Sätzen Satzgefüge mit Adverbialsätzen a) des Ortes, b) der Zeit!

a) Sei gerne in der Gesellschaft von rechtschaffenen Menschen. Pflanzen gedeihen nur bei Luft und Licht. Die Vögel bauen nur an

einen sicheren Ort. Gerade die größeren und stärkeren Thiere kommen nur unter wärmeren Himmelsstrichen fort. Mainz liegt an der Mündung des Main in den Rhein. Bei Vorsicht wird Schaden vermieden. Die Weintraube gedeiht nur in einem gemäßigten Klima.

b) Während des Unterrichtes müssen sich die Schüler ruhig verhalten. In der Jugend muß man seine Kräfte üben. Beim Aufgange des Hochmuths geht das Glück unter. Man soll den schönsten Tag nicht vor dem Abend loben. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst können Kenntnisse leicht verbreitet werden. Nach Vollendung der Geschäfte verließ mein Vater die Stadt. Die Zugvögel ziehen im Herbste fort. Nach der Arbeit ist gut ruhen. Manche Thiere schlafen den Winter hindurch. Der Fromme verrichtet vor der Arbeit ein Gebet.

Nro. 34.

Verwandelt folgende einfachen Sätze in Satzgefüge mit Adverbialsätzen a) der Art und Weise, b) des Grundes!

a) Nach Art des Grüßens dankt man. Nach der Arbeit richtet sich der Lohn. Alles in der Welt ist zum Bewundern weise eingerichtet. Nach der Saat richtet sich die Ernte. Der Ofen ist zum Zerspringen geheizt. Mit dem Steigen des Reichthums steigert sich auch die Begierde nach Reichthum. Mancher Mensch stellt sich nur sehr arm. Arbeite zur Zufriedenheit. Mit der Zunahme der Erkenntniß wächst auch die Begierde. Die Schrift ist zur Unleserlichkeit klein. Unternimm keine Sache ohne reifliche Ueberlegung.

b) Durch Leichtsinn gehen viele Menschen zu Grunde. Wegen seiner Unfruchtbarkeit wird der Baum umgehauen. Vermöge ihrer Leichtigkeit schweben die Dünste in der Luft. Wegen der anhaltenden Hitze vertrockneten die Quellen. Er verlor aus Unvorsichtigkeit sein Leben. Trotz der angedrohten Strafe war der Knabe nicht folgsam. Wir achten jenen Mann wegen seiner Biederkeit. Die Kinder gehen des Lernens wegen in die Schule. Columbus wurde ungeachtet seiner großen Verdienste zurückgesetzt und mißhandelt. Ehre Vater und Mutter zu deinem Wohlergehen.

Nro. 35.

Verwandelt folgende Satzgefüge in einfache Sätze, indem ihr die Nebensätze als Adverbiale ausdrückt.

Wo keine Ordnung beobachtet wird, da gelingen die Arbeiten nicht. Wo man arbeitet, da ist genug. Bringe jede Sache dahin, wohin sie gehört. Die Sterne scheinen, sobald es Abend ist. Obschon jener Mann sehr reich ist, unterstützt er doch den Unglücklichen

nicht. Als er ankam, entfernte ich mich. Der Pflichtgetreue leistet soviel, als ihm möglich ist. Nachdem ich meine Arbeit vollendet hatte, ging ich spazieren. Mancher Mensch verliert dadurch, daß er schlechte Gesellschaften besucht, seinen guten Ruf. Mein Bruder kann nicht ausgehen, weil er krank ist. Der Wind ist dazu bestimmt, daß er die Luft von schädlichen Dünsten reinigt. Du sollst der Obrigkeit gehorchen, weil sie von Gott eingesetzt ist. Wie man sich bettet, schläft man. Rede von anderen in ihrer Abwesenheit immer so, als wenn sie gegenwärtig wären. Er thut dies nur, damit er Lohn empfange. Wenn der Westwind weht, pflegt es gewöhnlich zu regnen. Wenn Regen und Sonnenschein nicht abwechseln, können keine Gewächse gedeihen.

Nro. 36.

Suchet die in einem Lesestücke vorkommenden Satzgefüge mit Adverbialsätzen auf, bezeichnet diese nach §. 62. und bringt die Satzgefüge auf einfache Sätze zurück.

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Prosaische Lesestücke.

Zweite Abtheilung.

Gedichte.

Anhang.

A. Satzlehre.

I. Kapitel.

Der nackte oder unbekleidete Satz.

II. Kapitel.

Der bekleidete Satz.

Berichtigungen.

Seite	2	Zeile	18	von	unten	lies des statt der;
„	17	„	8	„	oben	„ Walfisch statt Walfischfang;
„	17	„	16	„	„	„ gründeten „ gegründeten;
„	31	„	15	„	„	„ schnurrenden statt schnurenden;
„	39	„	1	„	„	„ sie statt so?
„	56	„	2	„	„	„ fünfzig statt fünfziq;
„	59	„	1	„	unten	„ gibt statt giht;
„	73	„	5	„	oben	„ sprudelnder statt prudelnder;
„	85	vor Zeile 1 von oben ergänze 3;				
„	90	„	9	„	„	„ streiche er;
„	104	„	13	„	„	„ „ und;
„	106	„	1	„	„	„ Schwefelhölzchen statt Schwefelhölzechen;
„	191	„	8	„	unten	„ allmälig statt allmälich;
„	198	„	24	„	oben	„ vorbeigegangen statt vorbeigangen;
„	215	„	2	„	„	„ mein statt meiu;
„	215	„	10	„	unten	„ blutete statt blutetete;
„	220	„	8	„	„	„ eig'ner statt eig'uer;
„	223	„	16	„	oben	„ senken statt senkeu;
„	223	„	17	„	„	„ eine statt eiue;
„	223	„	11	„	unten	„ dann statt daun;
„	223	„	11	„	„	„ allgesegnet statt allgeseguet;
„	227	„	19	„	„	„ in statt iu;
„	231	„	20	„	oben	„ stand statt staud;
„	236	„	8	„	unten	„ und statt nnd;
„	237	„	8	„	„	„ unter statt uuter?
„	240	„	21	„	oben	„ licht statt leicht;
„	241	„	11	„	„	„ Nun statt Nuu;
„	242	„	25	„	„	„ geschwind statt geschwiud;
„	247	„	7	„	unten	„ jetzigen statt etzigen;
„	250	„	5	„	oben	„ Leiden „ Leidenden;
„	262	„	6	„	„	„ Objekt „ Objektiv, Faktitiv statt Faktiv;
„	269	„	18	„	„	„ den Theilen statt der Theile.